



LANDSBERGER GESCHICHTSBLÄTTER

1974/75

*Herausgegeben vom Historischen Verein
für Stadt und Kreis Landsberg a. Lech*

LANDSBERGER
GESCHICHTSBLÄTTER
1974/75

63. – 74. JAHRGANG

Landsberger Geschichtsblätter

1974/75

*Herausgegeben vom Historischen Verein
für Stadt und Kreis Landsberg a. Lech*

Herausgeber: Historischer Verein für Stadt und Kreis Landsberg a. Lech e. V.

Schriftleitung: Anton Huber

Druck: Martin Neumeyer, Landsberger Verlagsanstalt

Für den Inhalt der Beiträge zeichnen die jeweiligen Verfasser verantwortlich

INHALTSVERZEICHNIS

Aus dem Vereinsleben	7—8
von Anton Huber	
Mitarbeiter	9
Sandau (Dorf und Markt — Klostergründung — Ritterburg — Pfarrei)	11—42
von Eduard Pflanz	
Wohnstätte aus grauer Vorzeit	43—50
von Eduard Pflanz	
Epfach, ein Römerort im Kreise Landsberg . . .	51—77
von Klaus Münzer	
Wo stand das erste Landsberger Rathaus? . . .	78—80
von H. Dannheimer und A. Huber	
Ein mittelalterlicher Dichter am Ufer des Lechs .	81—83
von Wolfgang Hack	
Die Weber in Landsberg	84—87
von Eduard Pflanz	
Das Landsberger Rathaus	88—96
von Dr. Sigfrid Hofmann	
Napoleon besuchte Landsberg	97—99
von Ernst Vogt	
Der Raum Landsberg in der vorindustriellen Zeit .	100—110
von Pankraz Fried	
Die Riedlbande, eine Räuberbande am mittleren Lechrain	111—115
von Georg Stechele	
Vor 100 Jahren sank das Spital in Schutt und Asche	116—121
von Eduard Pflanz	

Schwedische Schüssel	122
von Eduard Pflanz	
Burgkapelle Haltenberg	122
von Pankraz Fried	
Vor 100 Jahren	123—126
von Erich Tomsche	
Revolution — Räte — Freikorps	127—142
von Anton Lichtenstern	
Die Kirche beim Dorf lassen	143—151
von Bernhard Ücker	
Zwei alte Grabsteine und ihre Zeit	152—155
von Eduard Pflanz	
Im Westerholz mußte Grabhügel dem Straßenbau weichen	156
von Eduard Pflanz	
Sir Hubert von Herkomer — aus britischer Sicht .	157—165
von Cedric Hentschel	
Vereinsnachrichten	167—168

Bildteil

Tabellarische Übersicht über die bisher erschienenen Landsberger Geschichtsblätter

AUS DEM VEREINSLEBEN

Es soll hier nicht Rechenschaft abgelegt werden über die laufenden Geschäfte und über vereinsinterne Angelegenheiten, die in den Vorstands- und Ausschusssitzungen behandelt wurden und in den Protokollen nachzulesen sind, sondern über die Vorträge, die Ausflüge, die bau- und bodendenkmalpflegerischen Maßnahmen und über sonstige Aktivitäten des Vereins.

Es war sicher ein guter Gedanke, anstatt der monatlichen „Tischrundgespräche“, an denen nur Vorstands- und Ausschußmitglieder teilnahmen, Monatsversammlungen mit einem bestimmten Thema einzuführen, an denen nicht nur alle Vereinsmitglieder, sondern auch Gäste teilnehmen können. So konnten in den Jahren 1974—1975 insgesamt 17 Vorträge angeboten werden, die bei den Zuhörern großen Anklang fanden. Neben Vereinsmitgliedern wurden auch namhafte Fachleute, wie Professor Günther Ulbert, Dr. E. Keller, Paul Ernst Rattelmüller und Bernhard Ücker (letzterer durch Vermittlung des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege), alle aus München; Dr. Becker aus Stuttgart und Dr. Georg Spitzberger aus Landshut für äußerst informative Vorträge gewonnen.

Durch Fahrten durch den Landkreis, ins Westerholz, nach Vilgertshofen, nach Epfach und ins Fuchstal, sollte das Interesse an historischen Stätten der näheren Heimat geweckt und Kenntnisse durch eigene Anschauung vertieft werden. Markante und historisch bedeutsame Punkte in der Voralpenlandschaft, wie der Bayrische und der Schwäbische Rigi: der Hohenpeißenberg und der Auerberg mit ihrer Umgebung, waren einen Nachmittagsausflug wert, und die vielen Teilnehmer zeigten sich darüber nicht wenig erfreut. Historische Städte, die in der Geschichte eine mehr oder weniger wichtige Rolle spielten, wurden besucht und ihre Kunstwerke bestaunt. Sachkundige Führer zeigten den interessierten Teilnehmern der Ausflüge nach Freising, Ingolstadt, Moosburg und Landshut die weitere Umgebung unserer Heimat. Im Denkmalschutzjahr wurden dabei besonders aktuelle Themen an Ort und Stelle an guten und weniger geglückten Beispielen von Altstadtanierung und Baudenkmalpflege diskutiert und erörtert. Auch den schwäbischen Städten, der Metropole Augsburg und nicht minder Memmingen galt das Interesse der Heimatfreunde aus der Grenzstadt Landsberg. Nach all diesen Ausflügen konnten die Teilnehmer, ohne überheblich werden zu müssen, feststellen, daß es um die Baudenkmalpflege in Landsberg a. Lech gut bestellt ist.

Mit diesen Ausflügen wollte der Verein seinen Mitgliedern nicht nur Freizeit gestalten helfen und historisches Wissen vermitteln, sondern darüber hinaus alle auch dazu anregen, selbst an der Erforschung und der Erhaltung historischer Bau- und Bodendenkmäler mitzuarbeiten. Ein gelungenes Beispiel bietet die historische Altstadt von Landsberg selbst, an deren Erhaltung der Historische Verein und besonders einige Mitglieder sich große Verdienste erworben haben. Eine Dokumentation zum Europäischen Denkmalschutzjahr, die als erste in Bayern am 5. 5. 1975 im Historischen Rathaus eröffnet wurde, stellte gelungene baudenkmalpflegerische Maßnahmen überzeugend vor Augen. Auch bei den Neueinrichtungen des Stadtmuseums, der Herkomersammlung im Mutterturm und bei den Heimatstuben in Riederau, haben Mitglieder der Vorstandschaft und des Ausschusses tatkräftig mitgeholfen. Dabei darf herzlicher Dank gesagt werden für die gute Zusammenarbeit zwischen Stadt und Landkreis einerseits und dem Historischen Verein andererseits. Sowohl der Herr Oberbürgermeister wie der Herr Landrat hatten und haben nicht nur immer ein offenes Ohr für die Wünsche und Anliegen des Vereines, son-

dern sie waren auch vielfach selbst die Initiatoren, wenn es darum ging, wertvolle historische Substanz in Baudenkmalern, geschichtlich wertvolle und aussagekräftige Kunstwerke aus verschiedenen Kulturepochen in Museen und Sammlungen zu konservieren, zu bewahren, um sie so den interessierten Mitbürgern und der Nachwelt zur Betrachtung zu erhalten.

Auch finanziell hat sich der Verein bei der Renovierung von erhaltungswürdigen Gebäuden beteiligt; so wurden für die Wallfahrtskirche Vilgertshofen 1000,— DM, für das Bayertor 2000,— DM und geringere Beiträge für kleinere denkmalpflegerische Baumaßnahmen in der Stadt und im Landkreis gestiftet. Erstmals hat der Verein selbst die Initiative zur Renovierung eines gefährdeten Gebäudes, nämlich des St.-Benediktus-Kirchleins in Sandau ergriffen. Über 8000,— DM an Spenden gingen bisher auf dem Sonderkonto für die Erhaltung der Kirche an dem altherwürdigen Platz im Norden der Stadt ein. Natürlich ist das noch zu wenig, wenn aber auch die zuständigen Stellen etwas dazu tun, dann kann der Bau gerettet werden. Unbedingt erhalten werden sollte auch die einzige Burgruine am Lechsteilufer in Haltenberg. Vor einem Jahr hatte man damit begonnen, das Mauerwerk vom Baumwuchs zu befreien, um damit der weiteren Zerstörung Einhalt zu gebieten. Nun sollten aber die noch aufragenden Mauern konserviert werden, damit auch sie der Nachwelt erhalten bleiben.

In der Bodendenkmalpflege wurden in den letzten beiden Jahren, ebenso wie in den vorausgehenden, schöne Ergebnisse erzielt. Mehrere Baugruben wurden auf vor- und frühgeschichtliche Funde hin mit Erfolg untersucht und wertvolle Belegstücke für frühere Kulturen geborgen. So waren Mitglieder des Archäologischen Arbeitskreises in Epfach, Igling und Weil, in Spötting und am Landsberger Hauptplatz tätig und haben in vielen freiwillig und kostenlos geleisteten Arbeitsstunden für die Erforschung der Vor- und Frühgeschichte der Stadt und des Landkreises wertvolles Material geborgen, das sonst mit Sicherheit verloren gegangen wäre. Alle diese Funde kamen in das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege nach München, Abteilung Vor- und Frühgeschichte, und werden über die Prähistorische Staatssammlung wieder, zum Teil wenigstens, ins Stadtmuseum Landsberg zurückkehren und dort auf interessierte Betrachter warten.

Ein Sorgenkind hat der Vorsitzende mit großer Geduld und Zähigkeit immer wieder in den Griff zu bekommen versucht, das sind die Landsberger Geschichtsblätter, die in diesem Sonderdruck gesammelt erscheinen. Die Landsberger Presse ist dem Verein in seinen Bestrebungen immer hehilflich und seinen Zielsetzungen auch aufgeschlossen. Das „Landsberger Tagblatt“ berichtete in den abgelaufenen zwei Jahren über fünfzigmal vom Vereinsleben und von den besonderen Aktivitäten unserer Mitglieder, doch die Heimatbeilage zur Zeitung konnte bisher nie zu den gewünschten Zeitabständen erscheinen.

Freuen wir uns aber, daß es gelungen ist, diesen Doppelband 1974/75 bis zum Weihnachtsfest fertigzustellen.

Weihnachten 1975

ANTON HUBER, 1. Vorsitzender

MITARBEITER

Dannheimer Hermann, Dr., Landeskonservator, Prähistorische
Staatssammlung, 8000 München 22, Lerchenfeldstraße 2

Fried Pankraz, Dr. phil., Professor für Bayerische Landesgeschichte an der
Universität Augsburg, 8900 Augsburg, Alter Postweg 101

Hack Wolfgang, cand. phil., 8912 Kaufering

Hentschel Cedric, Dr., Regionaldirektor der British Council in Bayern

Hofmann Sigfrid, Dr. phil., Kreisheimatpfleger, 8924 Steingaden

Huber Anton, OStR, Stadt- und Kreisarchivar, 8910 Landsberg a. Lech,
Schanzwiese 34

Lichtenstern Anton, OStR, Stadtrat, 8910 Landsberg a. Lech,
Münchener Straße 9

Münzer Klaus, StD, 8910 Landsberg a. Lech, Galgenweg 17

Pflanz Eduard, Schuhmachermeister, 8910 Landsberg a. Lech,
Vorderanger 274

Stechele Georg, Bauer, 8911 Thaining

Tomsche Erich, Redakteur beim „Landsberger Tagblatt“,
8910 Landsberg a. Lech, Museumstraße 14

Ücker Bernhard, Leitender Redakteur des Bayerischen Rundfunks,
8000 München 1, Rundfunkplatz 1

Vogt Ernst, 8919 Neugreifenberg, Windacher Straße 6



St. Benedikt in Sandau
(Zeichnung von Franz Dengler, 1975)

Sandau

(Dorf und Markt Sandau - Klostergründung - Ritterburg - Pfarrei)

von E d u a r d P f l a n z

Im vorausgegangenen „Streifzug durch die Vor- und Frühgeschichte unserer Heimat rechts des Lechs bis zur Sandauer Klostergründung“ habe ich zu erklären versucht, daß zumindest in diesem Gebiet eine keltoromanische Bevölkerung die Stürme der Völkerwanderung überdauert hat. Der vordeutsche Name „Phetine“ (Landsberg — Berg), der romanische Name der nahegelegenen Ortschaft „Weil“¹⁾, die keltischen Flußnamen Lech, Paar, Ammer u. a. sprechen dafür. Die Wallburg 1400 Meter nördlich von Sandau war vielleicht der Sitz eines führenden keltischen Geschlechtes. Auf der Höhe von Sandau, das darf wohl mit Sicherheit angenommen werden, lebte eine keltoromanische Bevölkerung weiter, deren Sprache romanisch-römisch, deren Glaube mehr oder weniger christlich war und deren Ortsname untergegangen ist. In diesem Raum haben sich vielleicht schon im 4. Jahrhundert, besonders aber im 5. Jahrhundert, germanische Siedlungen verschiedener Herkunft geschoben, die in der Mehrheit wohl dem Stamme der Alemannen-Juthungen angehörten, bis dann in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts der sich bildende Stamm der Bayern bis an den Lech vordrang, alle germanisch-romanischen Siedlungen in seinen Stammesverband aufnehmend.

Wo standen Dorf und Markt Sandau: Alle, die bisher etwas über Sandau geschrieben haben, sind einmütig der Anschauung, daß Dorf und Markt Sandau sich unten in der Au ausbreiteten. Diesem kann nicht zugestimmt werden. Die Au, von zahlreichen Bächen durchrieselt, mit Sumpf, Binsen, Buschwerk und Gestrüpp großteils bedeckt und alljährlich von Hochwassern überschwemmt, war als Standplatz für ein Bauern-

dorf gänzlich ungeeignet und unmöglich. Für zwei Schleifmühlen war unter dem Berghang der geeignete Platz und zwei Kohlenmeiler hat Gutsbesitzer Weber festgestellt.

Vielleicht haben auch wenige Menschen in armen Häuslerhütten dort ihr Leben gefristet. Ansonsten dürfte die Au als Weide für Ziegen, möglicherweise auch für Kühe gedient haben. Man schreibt auch bis zum heutigen Tag, daß die Au früher viel größer gewesen sei und sich weit nach Westen erstreckt habe. Auch dies dürfte nicht zutreffen. Mehr als teilweise weiter als etwa 50 Meter kann sich die Au nicht nach Westen erstreckt haben. Das linke Lechufer an der Sägmühle war die westliche Grenze. Außerdem drängten früher die Alpenflüsse nach Osten, während diese in neuerer Zeit nach Westen drängen, eine Erscheinung, die noch nicht geklärt ist. Vor 180 Jahren floß der Lech im Westerholz noch am Fuße des Leitenberges. Heute befindet sich das Lechbett etwa 500 Meter weiter westlich. Wohl aber ist durch Gutsbesitzer Weber, der bis 1965 den Sandauer Bauernhof besaß, erwiesen, daß sich die Au früher viel weiter nach Süden, Landsberg zu, erstreckte. Früher konnte Weber noch ein gutes Stück die Au hinauffahren, wo heute Flußgebiet ist. Der reißende Fluß und die Hochwasser haben immer wieder Land im Süden fortgerissen und dieses am Nordende der Au angeschwemmt. Noch in meiner Jugendzeit spang der Bach am nördlichen Ende der Au direkt in den Lech. Heute, nach 50 Jahren, liegt davor Land in 17 Meter Breite.

Unterhalb der Fischweiher, der ehemaligen Waffenschmiede und des Bauernhofes existierte vor etwa 1000 Jahren nur der östliche Teil der nördlichen Au. Von Westen her ziehen

sich mehrere Bodenerhebungen dem östlichen Hang zu, die das ehemalige Lechbett genau kennzeichnen. Der Boden des westlichen Teils besteht heute noch aus fast reinem Flußsand und erst dem östlichen Hang zu ist der Sand durch ältere Ablagerungen mehr mit Humus gemischt. Der unterste nördlichste Teil besteht aus jungem angeschwemmtem Auwald, der nicht älter als 50—100 Jahre sein kann.

Weber und ich sind der Ansicht, daß früher wahrscheinlich ein Weg dem rechten Lechufer entlang bis nach Landsberg lief. Vielleicht trug dies auch zu den Namensnennungen „Sandauer Brücke“, „Sandauer Tor“, „Sandauer Vorstadt“ bei.

Dorf und Markt Sandau lagen meiner Ansicht nach oben am Hochrand des Lechufers, beiderseits der von Wildwasser gebildeten zweigeteilten Schlucht, inmitten des fruchtbaren Ackerlandes. Die Spuren sind heute noch teilweise sichtbar. Kurz nach der (alten) Abzweigung der Sandauer Straße von der Epfenhausener Straße zieht der Leitenweg in schlangenartigen Windungen nach Norden. Etwa 150 m nördlich der Straßenkreuzung ist eine Bodenerhöhung erkennbar, in dessen Mitte weithin sichtbar, ein Strauch steht. Diese Böschung erhöht sich nach Osten hin auf etwa 70 cm und endet 6 Meter vor der Epfenhausener Straße. Noch anfangs dieses Jahrhunderts war der Rand dieser Bodenerhebung mit Buschwerk und mit 3-4 alten Eichen bestanden². Dies dürfte die südliche Begrenzung des Marktes Sandau gewesen sein, die wahrscheinlich früher mit einer Dornhecke bepflanzt, oder mit einer Palisade bestückt war. Das freie Gelände südlich dieser Begrenzung, in einen spitzen Winkel (Dreieck) zur südlichen Straßenkreuzung zulaufend, dürfte wie kein anderer Platz geeignet gewesen sein zur Abhaltung des vielbesuchten Sandauer Marktes. Vom Ende dieser Erhebung nahe Epfenhausener Straße ist eine weitere Bodenerhebung sichtbar, die etwa 200 Meter in nörd-

liche Richtung führt und am Ende bis zu 70 cm hoch wird. Von hier westlich bis zur Marksäule am tiefingeschnittenen Altweg dürfte sich der Markt Sandau über das Sträßchen hinüber und zwischen Sträßchen und Steilhang bis zum Burgstall ausgebreitet haben. Beim Bau der Gerberei Ettmayr, (heute Militärdepotlager) vor etwa 30 Jahren, stießen Arbeiter und Maurer auf alte Gebäudespuren. Etwa 100 Meter südlich des ursprünglichen Standortes des Hexenturmes konnte ich früher einen stark abgeflachten Wall feststellen, in der Mitte etwa 60 cm hoch, der sich vom Lechsteilhang in ca. 120 Meter Länge östlich zum Sandauer Sträßchen hin zog. Dieses Gebiet ist nun durch den tiefen Einschnitt für die entstehende neue Lechbrücke verschwunden, wie früher schon durch Anlage einer großen Kiesgrube (heute Schießplatz und Schützenheim) der nördliche Teil verschwunden ist. Hier also, vom Lechsteilhang weg über das Sandauer Sträßchen bis zur Epfenhausener Straße, nördlich bis zur Marksäule und dann links vom Sträßchen bis zur Burghalde, müßte sich der große Markt Sandau ausgebreitet haben. Rechts des Leitenweges, besonders in der Umgebung der Baum- und Buschgruppe, sind breite und tiefe Mulden sichtbar, die die Spuren ehemaliger Gebäude sein dürften. Hier, beiderseits des Sträßchens, kommen an den Maulwurfhaufen ständig eine Menge von Ziegelbröckchen, Knöchelchen, Glassplitter und Scherben von Tongefäßen, manchmal auch solche aus vorchristlicher Zeit, zutage. Auch zwei Hornsteinsplitter fand ich hier. An dem Dreieck, dem vermutlichen Standort der Märkte, fehlen diese Spuren. Der bedeutende Archivar und Geschichtsforscher von Benediktbeuren, Pater Meichelbeck, schreibt, daß Sandau eine ansehnliche Ortschaft gewesen sein muß, da es in alten Urkunden mit den Worten Dorf (vicus-Villa) bezeichnet und mit den Ortschaften Antdorf, Iffeldorf und Aidling auf eine Stufe ge-

stellt werde. Die Sandauer Märkte, günstig gelegen an alten Straßenzügen, waren vielbesucht von weit und breit. Märkte sind oft uralte. Manchmal war auch eine Wallfahrt damit verbunden. Jährliche Märkte an prä-historisch bedeutsamen Stätten setzen vielleicht eine uralte Funktion zentraler Versammlungs- und Kulturorte fort. Vorchristliche Märkte sind nachgewiesen in der Keltenhauptstadt Manching bei Ingolstadt und wahrscheinlich auch bei Ehrenburg bei Forchheim und auf Johannisberg bei Freudenstadt. Eine uralte Tradition des Sandauer Marktes wäre gut denkbar in Verbindung eines alten Kultortes an Stelle der heutigen Sandauer Kirche.

Der Name Sandau. Die alten Geschichtsschreiber, die alles Erhaltene aus vergangener Zeit auf römische und griechische Herkunft deuteten, leiten den Namen Sandau vom griechischen Wort Sanidion ab, was eine Schiffs- oder Schifferau bedeutet. „Schober“ leitet den Namen Sandau, in den ältesten Schriften „Santowa“ geschrieben, von einer Kultstätte ab. Die Silbe „Sant“ ist nach ihm das lateinische Wort „Sanctus“ = heilig, so daß Sandau die „heilige Au“ wäre. „Emerich“ teilt diese Meinung nicht. Es gäbe viele Ortsnamen im deutschen wie im romanischen Sprachgebiet, bei denen das Wort „Sanctus“ nach Abwerfung der lateinischen Endung „Sankt“ vorkomme. Aber all diese vielen Ortsbezeichnungen, die mit „Sankt“ beginnen, enthalten den Namen eines Heiligen, z. B. St. Georgen, St. Gallen usw.; davon gibt es auch Ableitungen, wie St. Georgenberg, St. Gallenkappel u. a. Im Mittelalter wurde auch St. Benediktbeuren beliebt. Es sei ihm kein Beispiel bekannt, in welchem das Wort „Sankt“ mit einer Ortsbezeichnung, also mit Dorf oder Stadt wie hier mit „Au“ verbunden worden wäre. Da gäbe es Heiligenstadt, Heiligenberg usw. Diese Verbindungen wären aber auf ganz andere Weise und viel später entstanden. So schön und passend der Ausdruck „Heilige Au“

in unserem Falle wäre, so glaube er doch, daß die Erklärung „Sandige Au“ trotz ihrer Nüchternheit die richtige sei. Professor Dr. Pankraz Fried, ein Sohn unserer Heimat, hat auf mein Ersuchen im Jahre 1962 zu dieser Frage wie folgt Stellung genommen: „Sant“ bedeutet im Alt- und Mittelhochdeutschen „Sand“, dann aber auch „Ufer“. „Owa - Owe“ ist die alt- und mittelhochdeutsche Form für Au“, was soviel bedeutet wie wasserreiches Wiesenland. „Sandowa-Sandau“ bedeutet demnach soviel wie „Au am Lechufer“. An dieser, seinerzeit von Wallner, Altbayerische Siedlungsgeschichte Nr. 173 gemachten Namensdeutung ist festzuhalten. Das für einen Nicht-Philologen vielleicht fremdartig anmutende „Santowa“ ist nichts anderes als die althochdeutsche Form, keineswegs aber eine vorgermanische. Auf meine Frage, daß der Ort Sandau aber nicht unten in der Au gelegen haben könne, beantwortet Fried überzeugend wie folgt: „Sandau ist primär eine Landschaftsbezeichnung, die an der ganzen Gegend hing. Als hier ein Kloster errichtet wurde, wurde dieses einfach nach der Gegend benannt. Aus der Ortsnamenskunde sind hierfür genügend Beispiele bekannt; ich verweise auf den Namen „Dachau“, der soviel wie „Au in der lehmigen Amperniederung“ bedeutet und im 12. Jahrhundert der Name eines gleichnamigen, auf einer Anhöhe liegenden Burg wurde.“ Dies dürfte die natürlichste und richtige Deutung sein. Man kann dabei aber nicht übersehen, daß die Sandau mit der unbeschwerlichen Auffahrt zum Hochufer sich als selten günstiger Schiffslandeplatz darbot und sicherlich schon die ältesten Bewohner und die Römer den Lech zur Schifffahrt benutzten. Vielleicht ist das Anländerecht mit der Übersiedlung der Sandauer nach Landsberg im Jahre 1372 auch an die Stadt Landsberg übergegangen. Der Floßzoll wurde erst 1419 der Stadt Landsberg verliehen. Auch die Deutung „Heilige Au“ hat sicher viel für sich.

Die Kelten verehrten neben einem obersten Gott verschiedene Götter und brachten auch Menschenopfer dar, wie dies bei den jüngsten Ausgrabungen in der Keltenhauptstadt Manching nachgewiesen wurde. Heilig waren den Kelten und auch den Germanen Bäume, Wälder und Quellen. Und sprudelnde Quellen gab und gibt es hier in überreicher Menge. Man darf annehmen, daß sich auf der Sandauer Mittelterrasse eine uralte Kultstätte befunden hat. Es ist auch die christliche Praxis bekannt, an solchen Stellen Kirchen zu errichten.

Mit der **Gründung des Klosters Sandau** tritt unsere Landschaft zum ersten Mal in das Licht der Geschichte. Nach „Aventin“ und der Benediktbeurer Chronik, abgefaßt um 1052, wurde im Jahre 740 das Kloster Benediktbeuren durch die hochadligen Brüder Landfried, Waldram und Eliland gestiftet. Diese drei hatten noch einen weiteren Bruder namens Gutram und eine Schwester Geilswind. Die Kirche Benediktbeuren wurde 746 vom hl. Bonifatius eingeweiht. Die Stifter von Benediktbeuren erhielten einen solchen Zulauf von Klosterkandidaten und von allen Seiten solch reiche Spenden und Gaben, daß es bald möglich war, weitere Klöster wie Polling, Wessobrunn, Siverstatt (Seifriedstetten bei Pitzling) und Sandau ins Leben zu rufen. Siverstatt dürfte nur ein kleineres Frauenkloster gewesen sein, während Sandau eine Abtei wurde. Sandau ist eine Nebengründung von Benediktbeuren und blieb abhängig vom Mutterkloster. Als Gründungsjahr darf 753 angenommen werden. Landfried schickte 25 Mönche nach Sandau und ebensoviele in die anderen neugegründeten Klöster. Er führte ein strenges Regiment und er besuchte die Klöster so eifrig, daß er allwöchentlich von einem Kloster zum anderen reiste und es so einteilte, daß er jeden Freitag Sandau besuchte, um am Samstag über Polling nach Benediktbeuren heimzu-

kehren. Dies schaffte er 25 Jahre lang. Wenn man von seinem Todesjahr 778 die 25 Jahre zurückrechnet, so kommt man auf das Gründungsjahr 753; vielleicht fällt die Gründung auch einige Jahre früher. Der minderjährige Bayernherzog Tassilo bestätigte unter der Vormundschaft und Oberaufsicht seines Mutterbruders, des fränkischen Mayor Domos Pipins, die Klostergründung im Jahre 748. Nach dem Tode Landfrieds folgte ihm sein Bruder Waldram in seinem Amte nach. Für uns ist wichtig zu wissen, daß zu den ersten Schenkungen der Huosiers Landfrieds an Kloster Benediktbeuren, Güter in Sandau gehörten. Wer waren die Huosier? Im Gesetzesbuch der Baiern, im Lex Baiuvariorum, werden fünf führende Geschlechter genannt, die wahrscheinlich die Fürstengeschlechter kleinerer Volksgruppen waren. Von diesen waren die westbayerischen Huosi nach den Agilofingern das mächtigste Geschlecht. Das Gebiet der Huosi, den Huosigau, kann man mit den von ihnen gegründeten Klöstern erfassen. Außer den schon genannten Klöstern wird ihnen auch die Stiftung der Klöster Scharnitz-Schlehdorf, Schäftlarn, Immünster, Tegernsee, Kochel, Staffelsee und Schliersee zugeschrieben. Sie saßen vornehmlich in den Räumen des Lechs, der Amper, Ilm, Paar, Loisach und Glonn und ihr Gebiet reichte vom Lech bis über die Isar hinaus. Ihnen gehörte der Landsberger-Sandauer Raum und dehnte sich nahe an Augsburg heran. Die Freisinger Bischöfe waren meist Angehörige der Huosi-Familie, so Bischof Arbeo und wohl auch der Augsburger Bischof Wikterp, der meist in Epfach saß².

Die Frage erhebt sich, warum gerade hier im Raume Sandau ein Kloster errichtet wurde. Überall in den Lücken zwischen den Bistümern entstanden um 740-788 Klöster, der größte Teil im Gau der Huosi. Nach Pater Frumentius Renner stand bei den drei Abteigründungen Puron, Wes-

sobrunn und Sandau ein weitsichtiger Plan des hl. Bonifatius dahinter. Für ihn war es nun günstig, das Christentum in Bayern neu zu gestalten, da Odilo der erste bayerische Herzog war, der dem Christentum nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich ergeben war. Die Klöster erhielten Grund und Boden und eine Existenzmöglichkeit durch Zuweisungen von Grund und Boden, die über das ganze Land zerstreut lagen. Sie bauten dort, wo sie reicher begütert waren, Kirchen oder kleine Mönchszellen. Namenlose Klausen und Mönchszellen wuchsen überall aus dem Boden. Orte mit der Nachsilbe „Zell“⁴ zeugen davon. Viele verschwanden wieder. In der mittelalterlichen Rodung des Alpenvorlandes waren die Klöster führend beteiligt. Benediktbeuren war Rodungskloster des Loisachtales; Wessobrunn Rodungskloster für den Rottwald. Auch in der Sandauer Gegend wird es durch die Verwüstungen der vergangenen Jahrhunderte genug zu roden gegeben haben. Keines der Huosiklöster wurde in unbesiedeltem Land errichtet, sondern sie entstanden in Altsiedelräumen mit rätoromanischer (Walchen) und germanischer Bevölkerung. Das Christentum der Untertanen war damals nur oberflächlich und ungeformt. Dieses zu festigen war eine der vorrangigsten Aufgaben der neuerrichteten Klöster. Ihnen oblag die Seelsorge für die Bevölkerung. Alle diese Klöster wurden an wichtigen Straßenpunkten errichtet und hatten auch die Funktion von Herbergs- und Versorgungsstationen. Dies zeigte sich bei der Gründung des Klosters Benediktbeuren am Kochelsee vor der Kesselbergstraße, bei Kloster Scharnitz vor dem Paß über den Zirler Berg, Kloster Polling vor dem Fernpaß, bei Schäftlarn, Schliersee und besonders Tegernsee vor dem Achenpaß⁵. Auf der Höhe von Sandau stoßen wichtige Straßenzüge zusammen. Zwei viertausend Jahre alte Wege vereinigen sich hier. Der eine Strang führt von Augsburg-

Kissinger Gebiet den rechten Lechhang entlang hierher und vereinigt sich in einem scharfen Bogen⁶ mit einer ebenso alten Abzweigung über Pestenacker-Weil-Epfenhausen, um dann in einem Strang in gerader Richtung zum nahegelegenen „Phe-tine“ und nach Süden weiter zu führen. Von Südosten her kommend kreuzte hier der „Totenweg“ diese Straßenvereinigung und führte hinunter nach Sandau. Im Jahre 1960 habe ich diesen Totenweg, der durch die Flurbereinigung beseitigt wurde, noch abgeschrieben. Durch Erderhöhungen und Kiesaufschüttung war dieser Weg im Winter noch gut erkennbar. Er verlief von Ummendorf über Reisch zur Straßenabzweigung Münchener- Penzinger Straße, von hier am östlichen der beiden Städel vorbei in leichten Krümmungen zur Sandauer Straßenkreuzung. Dieser Totenweg, wie man diesen damals nannte, diente hauptsächlich dazu, die Toten der Pfarrei Sandau von Ummendorf und Reisch auf dem kürzesten Wege zur Beerdigung auf den Friedhof nach Sandau zu verbringen. In alter Zeit wurden die Leichen gerne auf eigenen Wegen gefahren, um die bösen Geister zu täuschen⁷. Durch den gegenwärtigen Bau der Umgehungsstraße B 12a zur neuen Sandauer Lechbrücke sind nun die letzten Spuren dieses Weges vernichtet.

Seit alters her sind am mittleren Lech drei Übergänge bekannt: Augsburg, Landsberg-Spötting und Epfach. Urkundliche Nachrichten über einen Lechübergang bei Sandau sind nicht überliefert. Es ist aber durchaus denkbar, daß auch in Sandau in alter Zeit ein Lechübergang bestand. Nach Weber, Dominihof, führte hier eine alte, wohl durch Flins gebildete Furt schief über den Lech. Bei normalem Wasserstand kann man heute noch, nur bis zu den Knien wadend, das andere Ufer bei der Kläranlage erreichen.

Der Abstieg zum Lech war hier selten günstig. Der alte Weg zur Au ist noch erhalten und führte in scharfer

Kehre zwischen den Häusern Nr. 1 und 2 neben der Kirche hinunter zur Au, Den flacheren, nach Süden ausweiteten Straßenbogen, der durch den Brückenbau wieder verkürzt wurde, hat erst Gutsbesitzer Weber angelegt.

Wir sehen, welche wichtige Gründe bestimmend waren, gerade hier in diesem Altsiedelraum mit so wichtigen Verkehrswegen und Lechübergängen ein Kloster zu errichten.

Kirche und Kloster Sandau wurden wohl 753 auf der Mittelterrasse des 50 Meter hohen Lechsteilhanges an der wasserreichen und windgeschützten Stelle errichtet, wo heute noch die alte Pfarrkirche Sandau steht. Die Kirche wurde vom hl. Bonifatius eingeweiht und hat bis zum heutigen Tage den hl. Benedikt von Nursia zum Patron. Sicher waren Kirche und Kloster, wie die anderen Klöster auch⁸ aus Holz erbaut. Vermutlich stand schon vor der Klostergründung hier eine kleine Kirche, Zelle oder Klausur, die an der Stelle eines heidnischen Kultortes errichtet worden war. Wir haben vom Kloster Sandau eigentlich nur kurze Berichte über seinen Anfang und sein Ende. Die wichtigste Nachricht stammt von einem Bericht über eine Kirchenversammlung, die im Jahre 774⁹ in Dingolfing stattfand. In dieser Versammlung waren zugegen neben den Grafen von Bayern 6 Bischöfe und Vorsteher von Klöstern, darunter die Äbte Ruthard von Wessobrunn, Landfried von Beuren (Benediktbeuren) und Albinus von Sandau.

Die Klöster pflegten Verkehr in die Weite und zu den anderen Klöstern. Man darf als sicher annehmen, daß die Sandauer Mönche einen Lechübergang schafften, falls nicht schon einer bestand. Das Mutterkloster Benediktbeuren erbaute gleich nach der Gründung eine Brücke über die Loisach und eine Straße durch den Sumpf. Sie werden Anschluß gesucht haben zu einer alten Straße, die am linken Lechufer von Landsberg nach Schwabstadel führte und zur „Via Clausia“, mehrere Kilome-

ter weiter westlich gelegen, die weiterhin als Handelsstraße diente¹⁰. Wahrscheinlich haben früher die Flöße nicht in Landsberg, sondern in Sandau angelegt. Der Floßzoll wurde der Stadt Landsberg erst 1419 verliehen, also in einer Zeit, als die Sandauer schon nach Landsberg gezogen waren. Die Mauerreste an der Kiesreiße zwischen Landsberg und Sandau, die als Unterkunft für die Floßsperre gedeutet werden, standen nicht auf Landsberger, sondern auf Sandauer Gebiet. Eine Bedeutung muß ja die Sandau gehabt haben, nachdem diese namensgebend für Ortschaft und Kloster wurde^{10a}.

Das Kloster Sandau, an alten Verkehrswegen und an, oder in nächster Nähe alter Lechübergänge gelegen, wurde kultureller und religiöser Mittelpunkt der ganzen Gegend. Aber die segensreiche Tätigkeit des Klosters, von dem wir kaum Nachricht haben, dauerte nur etwa 160 Jahre. Um das Jahr 900 herum begannen die Ungarn (damals Hunnen genannt) ihre Einfälle in Bayern. Im Jahre 907 wurde der gesamte bayerische Heerbann mit Pfalzgraf Luitpold dem Schyren mit der Blüte des bayerischen Adels und den Bischöfen von Freising, Salzburg und Säben, erschlagen. Schutzlos lag unser Land den wilden Reiterhorden, die alles niederbrannten, die Männer erschlugen, Frauen und Kinder in die Sklaverei verschleppten, preisgegeben.

Es ist kaum ein Jahr vergangen, in dem sie nicht auch in unserem Raum erschienen. Ihr Sammel- und Lagerplatz war meist am nicht weit entfernten alten Dingplatz und Königsstuhl Gunzenlee bei Kissing. Von dort aus unternahmen sie ihre Streifzüge nach verschiedenen Richtungen. 909 erfolgte ihr erster Vorstoß ins unvorbereitete Schwaben. 910 stießen sie abermals über den Lech nach Schwaben vor. In zwei Kampfabschnitten brachten sie der deutschen Abwehr, die ratlos der ungewohnten Kampfweise dieses gut organisierten Reitervolkes gegenüberstanden, Niederlagen bei. 912

stießen sie bis zum Rhein vor. In Abwehrkämpfen am Lech unterlagen im Jahre 913 die schwäbischen Adligen. Im selben Jahr gelang es dem Bayernherzog Arnulf, die Ungarn am Inn zu besiegen. Um diese Zeit muß auch Sandau und mit ihm das kleinere Frauenkloster Silverstadt südlich von Pitzling, in Schutt und Asche gefallen sein. Der Bayernherzog Arnulf regierte von 907-937. Schon deshalb kann das Ende des Klosters Sandau nicht, wie bisher üblich, im Jahre 955 angenommen werden. Die Vernichtung war umso nachhaltiger, als Kloster und Kirche ganz aus Holz erbaut waren. Während andere Klöster, wie Benediktbeuren und Wessobrunn, wenn auch erst nach längerer Zeit, wieder aufgebaut wurden, erhob sich Kloster Sandau nicht mehr aus dem Schutte. Ein einziges und wertvolles Stück vom alten Kloster Sandau hat den letzten Weltkrieg überdauert. Es ist ein Säulenfragment und Träger, Überreste des Klosters aus karolinischer Zeit, (40) die aus der Sammlung des Histor. Vereins von Oberbayern heute in der Prähistorischen Staatssammlung verwahrt werden.

Der Hauptgrund, warum Kloster Sandau nicht wieder aufgebaut wurde, war folgender: Durch die ständigen Wirren und Fehden im Reich war Bayern mit der Abwehr der Ungarn fast auf sich allein gestellt. Bayern war aufs Höchste gefährdet. Es ging um Leben oder Sterben um Land und Volk. Um die schnellen berittenen Horden abwehren zu können, bedurfte es einer starken, stets bereiten Reiterei mit neuen Kampfmethoden und Panzerung. Stehende Heere nach moderner Art kannte man damals nicht. Die Großen des Landes mußten die Reiter stellen. Dies konnten sie nicht ohne Entlohnung. Metallgeld gab es damals im allgemeinen und in den herzoglichen Kassen im besonderen wenig. Herzog Arnulf, Sohn des gefallenen Markgrafen Luitpold, sah nur einen Ausweg, nämlich zum Kirchengut zu greifen. Er war gezwungen, dies ohne Rück-

sicht zu tun. Er verteilte zahlreiches Kirchengut an die Adligen des Landes für die Erstellung der Reiterei. Arnulf begründete diese Maßnahme damit, daß dieses Kirchengut ohnehin zum größten Teil aus landesherrlichem Besitz stamme. Dieses Vorgehen trug ihm kirchlicherseits den Beinamen „der Böse“ ein.

Meichelbeck weist darauf hin, daß bei der Arnulfschen Säkularisation die Grundstücke des Klosters Sandau einem weltlichen Großen, einem treuen, erprobten Kampfgefährten, auf den er sich bei den zahlreichen Kriegszügen verlassen konnte, gegeben wurde, um diesen die wirtschaftliche Existenz zu sichern. Mit dem Grund und den Gütern des Klosters Sandau ging auch das Patronatsrecht (Kirchensatz, Pfarrwidum, Zehentrecht und Gerichtsbarkeit) an die neuen Herren über. Diese erbauten sich etwa 350 Meter (Luftlinie) nördlich der Kirche von Sandau am Rand des Lechsteilhanges eine feste Burg, auf der die Ritter von Sandau etwa 400 Jahre hausten. Der Burgstall ist heute noch ziemlich unverändert erhalten. Über die Sandauer Ritterburg und über das Geschlecht der Sandauer berichte ich gesondert in Anlage I. Meichelbeck, der Archivar von Benediktbeuren, schreibt aber auch noch von einem anderen Grund, warum die Abtei Sandau nicht wieder aufgebaut wurde. Nicht nur die Hunnen hätten das Kloster Sandau zerstört, sondern auch die Mönche selbst. Es muß damals in den Klöstern, besonders in dem von Benediktbeuren weit entfernten Fialiakloster Sandau wenig Subordination gewesen sein, so daß bei den furchtbaren Kriegsstürmen leicht die Bande der Ordnung aufgelöst wurden und der vorausgegangene moralische Untergang der Mönche erst den endgültigen Untergang ermöglichte.

Dorf und Markt Sandau. Das Dorf Sandau hat die Ungarnstürme überlebt. Urkundlich erfahren wir zum ersten Mal vom Ort in der Benedikt-

beurer Chronik, abgefaßt um 1052 unter Abt Gothelm. Hier werden für die Zeit von 1032-1062 folgende Orte genannt: Im Dorfe Sandon (Sandau), Rische (Reisch), Booloch (Pullach), Schondorf, Salichdorf (Westerschondorf), Umbendorf (Ummendorf), Buron (Ober- und Unterbeuern), Celle (Zellhof), Tanne (Tann abgegangen), Mulihusen (Untermühlhausen), Teidinswang (Dettenschwang), Annhofen (?) = 80 Huben. Die Dorfbewohner waren sicherlich zum größten Teil kleine Landwirte, die kein Eigentumsrecht hatten und der Grundherrschaft hörig waren. Über die Geschichte des Ortes entschied der Grundherr, der das Dorf auch an andere Grundherren abtreten konnte. Es gehörte zuerst dem Kloster Sandau, dann etwa 400 Jahre lang dem Rittergeschlecht von Sandau bis 1391, von da an teilweise dem Kloster Benediktbeuren, um dann im langsamen Prozeß der Stadt Landsberg einverleibt zu werden.

Die Sandauer Dorfbewohner hatten bei den blutigen Auseinandersetzungen zwischen den Welfen und den Bischöfen von Augsburg wegen der Lechübergänge bei Kaufering und Epfach abermals Schreckliches durchzumachen. Um 1088 wurden im Lechraim zwischen Füssen und Augsburg über 100 Kirchen, wahrscheinlich aus Holz erbaut, so arg zerstört, wie in den ungarischen Schreckenszeiten. Mitte des 12. Jahrhunderts wurden die welfischen Besitzungen und Burgen Bayerns bis an den Lech verwüstet und ausgeplündert, wobei auch das Kirchengut nicht verschont blieb. Wie es dem armen kleinen Mann erging, davon schreibt niemand. Nur selten kommt eine schriftliche Nachricht vom Dorf auf uns. Meichelbeck berichtet, daß Anno 1262 Abt Henricus II von Benediktbeuren einen gewissen, unseren zu Sandau genießenden Zehent jemand anderen verliehen habe, welcher ohne Zweifel derjenige Zehend gewesen ist und im älteren Saalbuch Anno fol. 7 gelesen wird: „In Sandau vom Hofe des Hermann zwei Garben

Zehend.“ — Anno 1371 redet Eberhard von Rohrbach, Ritter, von einem Garten, der zu Sandau NB. in dem Dorf gelegen.

Bei der Säkularisation im 10. Jahrhundert hat der Bayernherzog verschiedene Bauernhöfe für sich behalten. Pfalzgraf Otto der Jüngere besaß ein Gut in Sandau und gibt es durch die Hand des Grafen von Dachau ca. 1170 an das Kloster St. Ulrich und Afra in Augsburg¹¹. Nach dem Saalbuch des Herzogs Ludwig dem Strengen zahlt im Jahre 1275 ein Hof in Sandau an die herzogliche Kammer 1 Scheffel Roggen, 3 Scheffel Weizen, 1 Scheffel Gersten, 3 Scheffel Hafer, 1 Schwein und 72 Pfennige. Von einem anderen Hof erhielt der Herzog 2 Metzen Hafer.

In Sandau hat sich im 13. und 14. Jahrhundert eine blühende Barchent- und Leinenweberei entwickelt, die das wohl meist kärgliche Auskommen der Dorfuntertanen verbessern half. Die vielbesuchten Sandauer Märkte, zu denen die Bevölkerung von weit her strömte, gaben Gelegenheit, die Waren an den Mann zu bringen. Die Märkte hatten meist einen Heiligen zum Patron, wie der Veitsmarkt zu Landsberg. Die älteste Kirche in Landsberg war dem heiligen Vitus geweiht. Dieser war im 12. Jahrhundert der Patron der Sachsen. Da der Bayernherzog Heinrich der Löwe, der Erbauer der Landsberger Burg und der Lechbrücke, Gründer der Stadt Landsberg, zugleich Herzog von Sachsen war, ist wahrscheinlich, daß hier Beziehungen bestanden. Es ist auffällig, daß schon ein Jahr nach der Zerstörung Sandaus der Herzog im Jahre 1373 eine zollfreie Veitsdult in Landsberg genehmigte. Vielleicht haben die Sandauer mit der Übersiedlung auch die Veitsdult mit nach Landsberg gebracht.

Im sog. Städtekrieg zog ein Augsburger Söldnerheer lechaufwärts und äscherte die Ortschaften Prittriching, Scheuring, Kaufering ein. Am 18. Juni 1372 wurde Sandau und Phetine niedergebrannt. Die Landsberger

Burg und die mauerumwehrte Stadt konnte es nicht einnehmen. Bei dieser günstigen Gelegenheit hofften die Augsburger wohl auch zugleich die lästige Sandauer Weberkonkurrenz zu beseitigen. Nachdem wohl schon vorher so mancher Sandauer in der aufstrebenden Stadt Landsberg ansässig geworden war, hatten die Sandauer das unsichere Leben, stets von den vielen Fehden und Kriegen bedroht, in der offenen Ortschaft statt. Der Großteil der Sandauer ließ seine Brandstätte liegen und siedelte sich im Schutze der Stadt Landsberg hauptsächlich am hinteren und vorderen Anger als Pfahlbürger an¹². Wer seinen Hof wieder aufbaute, dem wurde er schon 16 Jahre später, 1388, von den Augsburgern erneut eingeäschert. Um diese Zeit werden wohl schon die letzten Sandauer Dorfbewohner die Übersiedlung nach Landsberg vollzogen haben.

Die angesiedelten Sandauer betrieben in Landsberg weiterhin kleine Landwirtschaften mit einer oder mehreren Kühen und Ziegen und bewirtschafteten ihre Sandauer Gründe weiter. Sie brachten eine blühende Weberindustrie mit, errichteten vor dem Mühlbach 1390 die Bleiche und trugen wesentlich zum wirtschaftlichen Aufschwung der Stadt Landsberg bei,

Still ist es geworden, wo das große Dorf Sandau stand. Nur selten kommt davon eine Nachricht zu uns. Im Benediktbeurer Archiv ist das „Widum“ von Sandau vermerkt, der aber nichts anderes war, als der „Sedlhof“, nun in Landsberg gelegen. Dieser wird nun unter der Rubrik „Landsberg“ angeführt. Von 1608-1688 waren die Pruggberger die Inhaber des Hofes, anschließend die „Krumbischen“. 1715 hatte die Krumbische Behausung durch Feuersbrunst großen Schaden gelitten, für welchen auch das Kloster aufkommen mußte.

Ende des 14. Jahrhunderts verkauften die Herren von Sandau ihre Burg und Herrschaft an die Ritter

von Rohrbach. Die Äbte von Benediktbeuren waren nun intensiv bestrebt, ihre alten Besitzungen zurückzugewinnen. Abt Heinrich gelang es dann, die Rohrbacher zu bewegen, von ihren Rechten in Sandau abzulassen. Die Rohrbacher verkauften im Jahre 1391 an das Kloster Benediktbeuren Gericht, Kirchensatz, Zehent und Widdum und 2 Juchert Äcker. So hat das Mutterkloster Benediktbeuren nach über 400 Jahren einen Teil der alten Rechte vom Kloster Sandau wieder zurückgewonnen.

Die drei Schleifmühlen. Diese sind sicherlich so alt wie das Kloster. Da das Schwemmland der Flußniederungen¹³ dem Herzog gehörte und die Klostergründer die hochadligen Huosi waren, kamen die Mühlen auch nicht bei der Säkularisation im 10. Jahrhundert an die Burgherren, sondern blieben im herzoglichen Besitz. Schon eine Urkunde vom 31. 1. 1360 besagt, daß Hermann der Indmann zu Tintzelbach (Dünzelbach) und Kathrein seine Ehefrau ihre Mühle zu Sandau mit Mühl schlagen, Wassergang usw., herzoglich-bayerische Lehen verkaufen an Ulrich den Pflugdorfer, Bürger zu Landsberg, und dessen Frau Irmelgarten um 138 Gulden. Nach diesen hatte die Mühlen Elsbet, Karl des Ligsatz Witwe, Bürger zu München. Diese verkauft ihre 3 Schleifmühlen, herz. bayer. Lehen, am 24. 7. 1410 an Chunrad den Taeschler, Bürger von Landsberg und Elspet, seine Ehefrau um 105 neue ungarische Gulden. Von letzteren gelangte nun das Kloster Benediktbeuren auch in den Besitz dieser 3 Schleifmühlen. Im Jahre 1426 verkauften Chunrad und Elspet Täschler „unsere drei Schleiffmühlen und unseren Anger, der bei 4 Tagwerk ist, alles zu Sandau gelegen bei Landsberg und alles, was dazu und darein gehört an Wasser, an waid, an mühlslegen (Mühlwerk), an Wasserlayten, an besuchten und unbesuchten (wahrsch. Weide) mit allen diensten, nuzen, züns und gülten, mit allen rechten und guten Gewohnhei-

ten, die wir ingehabt und genossen haben, das alles unser rechtes Lehen gewesen ist von unserem durchlauchtigsten hochgeborenen Fürsten und Herrn Ernsten, Pfalzgrafen bey Rein und Herzog in Bayern krafft dies Briefs dem Erwürdigen Herrn Abt Chunraten des wirdigen Gotzhaus Sant Benedikten Bewrn und seinem Gottshaus und Convents.“ Der Eigentümer der drei Mühlen war also der Bayerische Herzog, der Besitzer Conrat Täschler, der diese als Lehen vom Herzog erhielt, diese aber nicht selbst bewirtschaftete, sondern verpachtete. Auf der ersten Schleifmühle „saßen Ulrich der Sachse, Margarete, seine eheliche Wirtin und Hansen irer Sohn; auf der zweiten Chunrath der Lötchen und Clara, seine Schwester; auf der dritten Martin der Schmidt und Chunraten sein Sohn.“ Vielleicht waren Täschler oder seine Ahnen früher Sandauer und sind dann auch nach Landsberg gezogen. Täschler war nicht sigelberechtigt. Die Verkaufsurkunde wurde gesigelt von zwei angesehenen Landsberger Bürgern Conrat Wittelspeck und Josen Pfetner. Siegelzeugen waren die Landsberger Kaufleute Ulrich Lederer, Bürgermeister, und Conrat Schmalholz und „ander erbar leut“. Erst dem Kloster Benediktbeuren überließ Herzog Ernst noch im selben Jahr (1426) das volle Eigentumsrecht.¹⁴⁾ „Heutigentags“, so schreibt Meichelbeck, „sagen die Stiftsbücher von Benediktbeuren nur von einer Schleiffmühl zu Sandau“. (18. Jahrh.)

Mit der ersten Schleifmühle scheint die spätere **Hammerschmiede** genannt zu sein, die direkt unterhalb der Sandauer Kirche im Schluchtgraben steht. An das noch stehende Wohngebäude war die Schmiede angebaut, die 9 Meter lang, 10 Meter breit und 4 Meter hoch war. Die Schmiede hatte 2 Essen. Das Mühlrad war 4 Meter hoch. Am 1. 3. 1890 brannte die Hammerschmiede ganz nieder und vom Wohnhaus der Dachstuhl. Sie wurde aber wieder aufge-

baut und erst 1904 stillgelegt. An der an der Kirche angebrachten Grabplatte der Julianna Bock wird diese als Waffenschmiedsgattin bezeichnet. Bock war auch Nagelschmied. Er war ein tüchtiger Schmied und beschäftigte 4 Gesellen. Er war ein eigenartiger Mann, still und ernst. Die Werkstätte ist 1946 eingefallen. Sie hatte durch die Sprengungen nach dem Kriege sehr gelitten. Das Wohnhaus dient Familie Weber-Sanktjohanser als Wochenendhaus. Oberhalb der Hammerschmiede in der Schlucht sind jetzt nicht mehr benutzte Fischweiher vorhanden, die wohl noch aus der Klosterzeit herrühren können. Die **Schleifmühle** stand da, wo der Bach unterhalb der Hammerschmiede von der Schlucht hervortritt zur Au. Das Mühlgebäude steht noch; wurde von Gutsbesitzer Weber 1926 zum Malerhäuschen umgebaut und dient heute teilweise der Fischerfamilie Moser als Wohngebäude. Auch die Schleifmühle wurde 1904 stillgelegt.^{14a)} Die **Waffenschmiede** stand inmitten der Au unterhalb dem Burgstall und ist schon lange verschwunden.

Vom Dorfe Sandau ist kaum mehr eine Nachricht erhalten. Die letzten Dorfbewohner werden noch im 15. Jahrhundert den Ort verlassen haben. Die Grundstücke sind größtenteils an die Landsberger übergegangen. „So verkauft am 15. 8. 1570 Michael Lutz, Bürger zu Landsberg und Katharina, seine Hausfrau, ein ewig Zinsgeld aus einem Acker im Sandauerfeld, das an den Totenweg stieß.“

Seit dem 15. Jahrhundert versuchten die Landsberger, alle Rechte in Sandau zu erwerben und zu sichern, sowie auch Benediktbeuren nichts unversucht ließ, die übernommenen Rechte zu verteidigen und sich Vorteile zu verschaffen. Daraus entstanden eine Menge Prozesse und Streitigkeiten, welche drei Jahrhunderte anhielten. Die in Sandau wiedererworbenen Güter blieben dem Kloster Benediktbeuren zwar lange in ungestörtem Besitz; doch ging das Ge-

richt an den Landsberger Magistrat verloren. Die Einwohner Sandaus wurden immer mehr Stadtbürger und für den Rest der Bewohner hat der Magistrat das Gerichtsrecht in Anspruch genommen. Das Kloster Benediktbeuren konnte sich gegen diese Entwicklung nicht wehren und nach nicht allzulanger Zeit war Landsberg im Besitz der ganzen Gerichtsbarkeit über Sandau. Dies war die Eingemeindung Sandaus nach Landsberg, wie man heutzutage sagen würde. Ungeachtet aber der Benediktbeurer Grundrechte haben die Landsberger 1654 und auch 1670“, so schreibt Meichelbeck, „auf unserem Grund Duft gebrochen ohne eine einzige Anmeldung; wie nicht weniger dem Pfarrer zu Landsberg ca. 1622 beliebt hat, das festum Patrocini zu Sandau zu begehen, welche Keckheit aber hernach doch begegnet ist.“

Kurz vor dem Ende des 30jährigen Krieges wäre der Boden Sandaus beinahe noch zum Schlachtfeld geworden. Die vereinigten schwedischen und französischen Armeen kamen am 9. Oktober 1648, von der kaiserlich-bayerischen Armee gedrängt, in Kaufering an. Nachdem durch die in aller Eile verstärkte Landsberger Besatzung ein Durchbruch bei Landsberg unmöglich war, stellte General Wrangel die Armee zwei km nördlich von Landsberg, auf der Höhe von Sandau, in Schlachordnung auf. Nach einem zeitgenössischen Stich war das alliierte Hauptquartier auf einem schloßähnlichen Gebäude, das den Burgstall von Sandau krönte, untergebracht. Dieser Stich aber ist sehr ungenau und mit viel Fantasie gezeichnet. Um diese Zeit kann die Burg zu Sandau kaum mehr erhalten gewesen sein. Wohl aber dürfte General Wrangel den Burghügel, der eine klare Uebersicht und Fernsicht ermöglichte, als Kommandostand benützt haben. Nachdem die bayerische Armee aber offensichtlich keine Entscheidungsschlacht erstrebte, zog Wrangel nach Norden ab und überquerte in der Nähe von Scheuring den Lech.

„Als im letzten Bayerischen Krieg“ so berichtet wiederum Meichelbeck, „die Franzosen das Mesnerhaus zu Sandau samt den hölzernen Gländten, so umb den Freithoff gehet, hinweg gebrennt, haben hernach die Landsperger das gedachte Mesnerhaus wiederumbt lassen aufmauren, so eine ganz ehrlich Wohnung geworden. Es hat sich alhie derentwegen niemand gemeldet und weder umb Consens weder umb Ansuechung gethon.“

In der Grenz-Güter- und Volksbeschreibung des kurbairischen Landgerichts Landsberg von 1591—1614 steht: „S. Benedikten Gottshaus zu Sandau dabey ein Mösnerhaus, der Pfarrkirchen zu Landsperg corporiert“.

Die Pfarrei Sandau. Die Pfarrei ist uralt und hat sowohl das Kloster, das Rittergeschlecht, wie auch das Dorf Sandau überdauert. Früher war die Erinnerung im Volke noch lebendig, die besagte, daß auf dem Platze, wo heute das Gotteshaus steht, früher die älteste Kirche des ganzen Lechrains gestanden habe. Die Vermutung ist berechtigt, daß schon vor Errichtung des Klosters hier eine Kapelle stand, die dann mit der Klostergründung um 753 zu einer Kirche umgewandelt wurde. So lange das Kloster bestand, hat dieses auch die Seelsorgetätigkeit ausgeübt. Die Hunnen haben nicht nur die Abtei Sandau und Sieverstatt, sondern auch die Klöster Wessobrunn und das Mutterkloster Benediktbeuren dem Erdboden gleichgemacht. In Wessobrunn fielen Abt Thiento und die Konventualen unter den Streichen der Hunnen. In Benediktbeuren wurden die Mönche getötet bis auf zweien. Einer davon, Sinbertus, hat sich in Beuerbach aufgehalten und den anderen noch übrigen Confratri Berthrico nach Benediktbeuren die Speisen geschickt. Es dauerte noch etwa 100 Jahre, bis sich das Mutterkloster Benediktbeuren wieder aus den Trümmern erhob. Die Sandauer Hönche scheinen damals

nach Benediktbeuren geflüchtet zu sein. Benediktbeuren fing an, die verloren gegangenen Güter wieder zurück zu gewinnen. Nach dem Wiederaufbau des Klosters Benediktbeuren, der um die Mitte des 11. Jahrhunderts abgeschlossen war, blieb es für das Kloster unerlässlich, auch anderwärts neue Kirchen an Stelle der abgebrannten zu errichten. In Sandau muß dies wohl in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts geschehen sein. Sandau war eine ansehnliche Pfarrei, Zu den ersten Schenkungen des Huosiers Landfried gehörte auch die Ortschaft Reisch. Nach der Benediktbeurer Chronik, abgefaßt um 1052, schenkte der Sohn Landfrieds, Graf Engildeo, der gleich seinem Vater in das Kloster Benediktbeuren eintrat, dem Kloster auch die Weiler Untermühlhausen und Ummendorf.¹⁶⁾ Die Pfarrei bestand daher nicht nur aus dem Dorfe Sandau, sondern umfaßte auch die Ortschaften Untermühlhausen, Reisch und Ummendorf. Das Patronatsrecht auf die Pfarrei ging im 10. Jahrhundert von der Klosterherrschaft auf die weltlichen Herren von Sandau über, bis dieses von den Nachfolgern, den Rohrbachern, an das Kloster Benediktbeuren 1391 zurückkam.

Das Kloster erreichte sogar, daß am 10. Mai 1391 die Pfarrei Sandau durch Bischof Burkhard von Augsburg dem Kloster Benediktbeuren einverleibt wurde. Das Kloster wurde dadurch Titularpfarrer und war verpflichtet, einen dauernden Verweser, einen Geistlichen, aufzustellen. Von nun an bis zum Ende der Pfarrei setzte Benediktbeuren die Geistlichen in Sandau ein.

Der erste Geistliche von Sandau ist uns schon im 12. Jahrhundert überliefert. Es war Ulrich, ein Angehöriger des Sandauer Edelgeschlechtes. Von 1508 ab sind alle Sandauer Geistlichen lückenlos bekannt. In der Anlage II sind diese alle festgehalten.

Mit dem Wegzug und Abgang des Dorfes Sandau wurde der Pfarrei der Hauptanteil der Gläubigen ent-

zogen. Außerdem entstanden in den zur Pfarrei gehörigen Ortschaften eigene Kirchen. Das Benediktuspatrozinium in Untermühlhausen steht ja in Zusammenhang mit Sandau. So zog es die Geistlichen vom einsam gewordenen Sandau zum nächstgelegenen Pfarrort Untermühlhausen. Der 1508 genannte Pfarrer Michael Wendl wohnte bereits dort. Sein Nachfolger, Pfarrverweser Seb. Schwab mußte sich aber eigens verpflichten, seinen Pfarrsitz bei der Kirche von Sandau beizubehalten. Der nächste Pfarrer, Lienhard Goppold, wurde 1548 verpflichtet, den Pfarrhof in Untermühlhausen aus eigenen Mitteln zu bauen. Man kann also sagen, daß um 1550 der Pfarrsitz von Sandau nach Untermühlhausen verlegt wurde.

In der Präsentationsurkunde von 1607 heißt es ausdrücklich: „Pfarrkirche des Hl. Benedikt zu Sandau mit den dazu gehörigen Filialen Mühlhausen, Reisch und Ummendorf.“ Noch bei der Ernennung des Dekans Schwarzwalders wird die Pfarrei „Sandau“ genannt. Doch bei den Pfarrernennungen im Jahre 1691 und 1697 heißt die Pfarrei „Mühlhausen“; 1731—54 „Sandau und Untermühlhausen“ und von 1766 an endgültig „Mühlhausen“.

Durch diese Umbenennung wurde die alte Pfarrkirche Sandau zur Filialkirche degradiert. Dies hatte auch rechtliche Folgen. Der Archivar von Benediktbeuren wollte seinerzeit die Umbenennung nicht gelten lassen. Die aus der Degradierung der Sandauer Kirche sich ergebenden Differenzen ergaben eine Unsumme von Streitigkeiten zwischen Sandau-Benediktbeuren einerseits und Landsberg andererseits, die hier nicht aufgeführt werden können. Das Umsichgreifen des 30jährigen Krieges und die auftretenden ansteckenden Krankheiten ließen den Streit „versüßen“.

Meichelbeck hat im Archiv Benediktbeuren eine einzige Krichenrechnung gefunden, die über die Einkünfte des Sandauer Gotteshauses

Auskunft gibt: „Anno 1625 verbleiben der Kirchen an Geld und Reß 1470 Gulden, 19 Kr., 3 hl. Anno 1626 hatte annoch besagtes Sandauischen Grundt und Saalbuech selbiges Gotteshaus an jährlichen Zinsen einzunehmen 330 Gulden, 3 Heller, doch von dem Opferstock nichts zu melden. Item hat selbiges Gotteshaus jährlich an gewissen Getraidt 32 Mezen Khern, 32 Mezen Roggen, 16 Mezen Gersten, 32 Mezen Habern. Alles guetes wohlberaith Getraid und Landsberger Maß. Summa Summarum aller Einnahmen sambt obgedachten Reß machen besagtes Jahr 1970 Gulden, 6 Kreuzer, 5 Heller. Die Ausgab aber selbigen Jahrs belaufen sich auf 469 Gulden, 18 Kreuzer und dises aus Ursach, weilen die Herren Landsperger von den Sandauischen Einkhunfften zu ihrer Statt-Pfarrkirchen dazumahl genommben 442 Gulden, 42 Kreuzer. Für den Neubau der Spöttinger Kirche im Jahre 1763 wurde das hierzu benötigte Geld in Höhe von 1200 Gulden von den vermögenden Kirchenstiftungen Sandau, Stillern und der Pfarrkirche entlehnt und nie mehr zurückgegeben.

Die Zehentbezieher waren folgende: 1. Kloster Benediktbeuren „fexte“ den Sandauer Zehent ein; 2. Der Pfarrer hatte ein Drittel; 3. Der S. Barbara-Benefiziat zu Landsberg zwei Dritteile vom Mühlhauser Zehent; 4. der Stadt-Pfarrer zu Landsberg fing den Ummenhofer Zehent ein; 5. Dem Kloster Rottenbuch gehörte der Großzehent von Reisch; 6. Die Herrschaft zu Pürgen, damals Freiherr von Burgau, nahm den Zehent von 70 Juchert Acker, wie Meichelbeck vermutet aufgrund des Spruchbriefes von 1431; 7. Das Spital zu Landsberg von gewissen Äckern gemäß Abtheilung vom Jahr 1527; 8. Das Gotteshaus Untermühlhausen; 9. Kloster Wessobrunn; 10. Pfarrer zu Penzing; 11. Pfarrer zu Pürgen. Die letzten vier hatten nur unbedeutende Zehentbezüge. Man sieht daraus, wie verwickelt die Verhältnisse in der alten Sandauer Pfarrei lagen. Das Kloster Benediktbeuren wollte

im Jahre 1718 für den Pfarrhofneubau in Untermühlhausen die Zehentbezüge heranziehen. Der Landsberger Stadtrat war damit nicht einverstanden und so griff Benediktbeuren den alten Prozeß wegen Verwaltung und Verwendung der Sandauer Kirchengelder mit den gleichen Argumenten wie 100 Jahre vorher wieder auf. Nach dem Urteilsspruch vom Jahre 1738 durfte zwar das Sandauer Vermögen in Landsberg bleiben, allein die uneingeschränkte Verfügung war den Landsbergern genommen. Bürgermeister und Rat legten Berufung ein. Das Urteil hat an den tatsächlich bestehenden Verhältnissen nicht viel geändert. 1827 forderte der Landsberger Magistrat die Einpfarrung der Filiale Sandau nach Landsberg.

Anfangs dieses Jahrhunderts erhob das Untermühlhauser Pfarramt wiederum Ansprüche an das Sandauer Kirchenvermögen. Die Regierung hatte im Einvernehmen mit dem Ordinariat wenig Lust, an den lange eingebürgerten Verhältnissen etwas zu ändern, obgleich gegen die rechtlichen Ausführungen nichts eingewendet wurde. Nach einer unvorhergesehenen Wendung einigten sich beide Parteien mündlich dahin, daß die Kirche zu Sandau an die Stadtpfarrei Maria Himmelfahrt abgetreten werden solle. Am 4. Januar 1913 genehmigte das königl. Staatsministerium für Kirchen- und Schulanlagen die Umpfarrung nach Landsberg und am 22. 1. 1913 wurde vom Ordinariat Augsburg der Umpfarrung des Weilers Sandau nach Landsberg die Zustimmung erteilt. Damit hatte eine jahrhundertealte Streitigkeit ihre naturgemäße Lösung gefunden. Das Kirchenvermögen im Gesamtwert von M 12 000,- (Goldwert) und Pfandbriefe kam zum Stadtpfarramt Maria Himmelfahrt.

Die Sandauer Pfarrkirche. Einsam steht auf dem Hügel neben der tiefen Schlucht, von rauschenden Quellen und hohen Bäumen umgeben, die alte Sandauer Kirche. Es findet sich

nirgends eine Beschreibung über dieses Gotteshaus. Lediglich „Schober“ meint, daß diese aus dem 15. Jahrhundert stamme. Dies kann jedoch nur für den gotischen Chor zutreffen. Steinmetzmeister Franz Sepp entdeckte vor einigen Tagen an der südlichen Außenmauer oberhalb des gotischen Fensters Spuren von Ziffern. Er legte sie frei und es zeigte sich die Jahreszahl 1468. Dadurch wissen wir nun sicher, daß um diese Zeit der gotische Chor erbaut wurde, oder vielleicht auch einen romanischen Vorgänger abgelöst hat. Das Langhaus selbst weist keinerlei gotische Merkmale auf. Soweit man durch den abgefallenen Verputz erkennen kann, bestehen die West- und Südmauern und ziemlich sicher auch die Nordmauern aus Tuff; einem Material, das in nächster Nähe gebrochen werden konnte. Die Ostmauer des Langhauses besteht bis zu 2 Meter Höhe aus Tuff, anschließend wurde sie mit Ziegelsteinen weiter gemauert. Der gotische Chor ist aus Ziegelsteinen erbaut. Die Westmauer hat eine Stärke von 1,35 Meter; die Mauer der Südseite ist 85 cm stark, die der Nordseite aber nur 75 cm. Der geräumige Innenraum des Langschiffes ist 13,40 Meter lang und 10,35 Meter breit. Der Innenraum des Chores ist 6,5 Meter lang und 5,25 Meter breit. Die Flachdecke weist spärliche Stuckverzierungen auf; der Boden ist mit Solnhofer Platten belegt. Die Längsachse des Baues ist von Westen nach Osten gerichtet.¹⁰⁾ Nord- und Südseite haben je 3 Rundbogenfenster. Die Westmauer hat im Erdgeschoß ein rundes Fenster mit einem äußeren Durchmesser von 1,50 Meter. Die beiden oberen Rundbogenfenster sind kleiner und von unterschiedlicher Größe und Form. Das linke Fenster ist fast rund und kleiner; das rechte ist etwas größer und mehr oval. Man sieht, daß hier einmal Änderungen vorgenommen wurden. Der Chor besitzt gotische Spitzbogenfenster mit Ausnahme des Nordfensters, das merkwürdigerweise Rundbogen auf-

weist. An der Ostseite ist das gotische Fenster zugemauert; unterhalb desselben ist eine zugemauerte Tür sichtbar, unter der ein offener Hohlraum innerhalb der Mauer vorhanden ist. An der Südseite des Chores befindet sich ein zugemauerter früherer Eingang. Am Verputz der Chorsüdseite erkennt man, daß hier in einer Breite von 4 Meter und einer Höhe von 3,85 Meter einmal ein Vorbau stand. Spuren an der östlichen Giebelmauer lassen erkennen, daß das Dach des Chores einmal geändert wurde. Der gute Altar im Chor ist barock; die beiden schadhafte Seitenaltäre dürften einer etwas jüngeren Zeit angehören.

Verschiedene Anzeichen weisen darauf hin, daß Teile des Langhauses noch auf romanische Zeit zurück gehen könnten und vielleicht Ende des 11. oder im 12. Jahrhundert erbaut sein dürften. Durch die vielen Kriegswirren ist die Kirche wohl mehrmals zerstört und wieder aufgebaut worden. Weitere Veränderungen sind durch den späteren Zeitgeschmack entstanden. Die Vermutung auf hohes Alter verstärkt folgender aktenkundiger Vorgang. Im Jahre 1597 stürzte der Turm, der sich an der Nordostseite der Sandauer Kirche erhob, mit den 3 Glocken, die sich auf demselben befanden, zusammen. Am 26. Februar desselben Jahres berichteten die Landsberger hierüber dem Abt von Benediktbeuren in einem Schreiben, wie folgt: „Wir sollen und künden mit umbgeen Eur Gn. zu berichten, wie das bey gar wenigen Tagen, vnfürsechentlicher weis der Khürchenturm des würdigen Sant Benedecten gottshaus zu Sandau, im grundt gesuncken, und derselb von oben sambt dreyer gloggen auf den Poden herabgefallen der vorder schießen zumal damit eingangen und auch den Chor der Khürchen, welcher gleichwohlen gewelbt gewesen, guethen thails mitgezogen und eingeschlagen, das ist nun nit ein geringer schad.“ Die Landsberger berichten weiter, daß sie einen neuen Turm der hohen Ko-

sten von 300 Gulden wegen nicht aufführen wollen, da schon das Gewölbe und ein neuer Schießler aufgemauert werden müssen und daß sie vorhaben, oben auf den Gipfel des Schießers ein kleines Türmlein aufzusetzen. Da sie aber im Jahr vorher (1596) im großen Gottsacker vor der Stadt eine schöne Kirche zu bauen angefangen haben, wollen sie eine oder zwei der unbeschädigt gebliebenen Glocken in der bereits unter Dach gebrachten Kirche aufhängen, im neuen Sandauer Türmchen aber nicht minder zwei Glocken aufhängen wollen. Der Abt von Benediktbeuren setzte dem Vorhaben des Bürgermeisters und Rat der Stadt Widerstand entgegen und antwortete, daß ohne seine Zustimmung und Genehmigung durch den Landesfürsten keine Restauration vorgenommen werden dürfe. Die Landsberger kümmerten sich nicht darum, setzten auf den Westgiebel einen kleinen Dachreiter (der dann später barockisiert wurde) und hängten die größere der drei Glocken in den Turm der neuerbauten Dreifaltigkeitskirche. Dort hängt diese heute noch. Schrober¹⁷⁾ schreibt darüber, daß die größere Glocke aus Sandau stammt, keine Inschrift trägt, durch ihre schlanke Form aber sofort auffalle und dem 14. Jahrhundert angehören dürfte. Die beiden kleineren Glocken ließ man in Sandau und brachte sie auf dem neuerbauten Dachreiter unter. Im 30jährigen Krieg raubten die Schweden eine davon, „so ein haydisch glöggl gewesen“, worauf auch die zweite herabgenommen und zur besseren Sicherheit in die Pfarrkirche nach Landsberg gebracht wurde. Wahrscheinlich ist das die kleine, in der Laterne des Turmes hängende Glocke. Im Jahre 1917 hing in Sandau nur noch eine Glocke, die der Beschlagnahme im 1. Weltkrieg unterlag¹⁸⁾. Dem Kirchenpfleger Leinbeck gelang es mit großer Mühe, abermals eine Glocke zu beschaffen. Diese mußte im 2. Weltkrieg abgeliefert

werden. Nun ist keine Glocke mehr vorhanden.

Wenn der Turm im Jahre 1597 schon so altersschwach war, daß dieser zusammenstürzte, die größere Glocke dem 14. Jahrhundert zugeordnet wird und das kleinere Glöckchen ein „haydisch Glöckl“ war, so spricht dies (man kann wohl mit „Sicherheit“ sagen), dafür, daß das Langhaus der Sandauer Kirche ein hohes Alter aufweist. Die vermutlich ehemals kleineren romanischen Fenster scheinen später bei der Barockisierung vergrößert worden zu sein. Meine Vermutung hat sich bestätigt, daß im Pfarrarchiv Maria Himmelfahrt Akten und Rechnungen über Sandau vorhanden sind. Vielleicht findet sich jemand, der dieses Aktenbündel durchforschen kann.

Auch mit dem Kirchenvermögen wurden vollendete Tatsachen geschaffen und dasselbe nach Landsberg gebracht. Wahrscheinlich haben die Sandauer „Zechprobste“ (Kirchenpfleger) bei der Umsiedlung nach Landsberg auch den „Zechschrein“ (Kirchenkasse) mit nach Landsberg genommen. Die Kirchweihe wurde bei S. Benedikt in Sandau am Sonntag Cantate (4. Sonntag nach Ostern) abgehalten.

Am 6. 11. 1754 berichtet Dekan Lippert dem Ordinariat, daß die Gotteshäuser von Oberfinning, Lengenfeld, Pflugdorf und Sandau in guten Stand gesetzt wären und das Mesnerhaus zu St. Katharina neu erbaut wurde.¹⁹⁾

Durch einen Rechnungsbeleg erfahren wir etwas von der Innenausstattung. Im Jahre 1612 „hat Sabina Wielenbacherin, Wittib alhir, 12 geschnitzte Apostel samt dem Salvator (Christus) in St. Benedikt Gottshausgen Sandau verehrt, welches z. Z. durch des Bildhauers Jungen Baltasar Steckle erbessert, 1 Gulden 12 Kreuzer. — Das alte Crucifix, welches auf dem Creiz Altar gestanden und hernach zu dem Taufstein gesetzt.“ (in Stadtpfarrkirche)^{10a)}

1634 (30jähriger Krieg) wurden 3 Bilder (wahrscheinlich Figuren) „so

auf dem Choraltar in Sandau ge- standen, samt 2 Flügeln, die zu den- selben gehörig gewesen, auf dem Schlitten hierher nach Landsberg) gebracht.“ (in die Stadtpfarrkirche)²⁰⁾

Den größten Teil unserer Kennt- nisse über Sandau verdanken wir den Forschungen des bedeutenden Archivars von Benediktbeuren, Pa- ter Meichelbeck, der am 3. April 1718 Sandau selbst besuchte und darüber schrieb: „Ich komme mit den Meini- gen nach Sandau, wo ich sehe den zwar sehr kleinen, aber wahrhaft ehrwürdigen und zum Alleinsein ge- eigneten Ort. Der Anblick erfreute mich. Ich zelebrierte beim heiligen Vater (d. i. S. Benedikt) mit Her- zensfreude.“

Noch bis zum 2. Weltkrieg wurden in Sandau im Sommer Gottesdienste und im Mai Maiandachten abgehal- ten. 1938 wurde das Dach neu ge- deckt.²¹⁾ Seit Jahrzehnten aber ist dieses uralte Gotteshaus mehr oder weniger sich selbst überlassen. Die Dachrinnen sind vollkommen defekt. Die Nässe und Feuchtigkeit außen und innen haben dem Gebäude und der restlichen Inneneinrichtung schwere Schäden zugefügt. Ein Stück der Inneneinrichtung nach dem an- deren wanderte in die Stadtpfarrei Maria Himmelfahrt. Der Teppich am Kreuzaltar der Stadtpfarrkirche, den Kirchenpfleger Leinbeck stiftete, trägt die Inschrift „St. Benedikt, Sandau.“ Der größere Teppich am Altar der Dreifaltigkeitskirche soll ebenfalls aus Sandau stammen. 2 Fahnen, 1 Rauchfaß und vieles an- dere sind nicht mehr vorhanden. Max Daschner hat von sich aus das noch Verbliebene in die Johannes- kirche geschafft, um es vor Diebstahl und weiterer Fäulnis zu bewahren. Es sind dies folgende Gegenstände, alle in schlechtem Zustand; 5 Ge- mälde, meist 116 cm hoch, auf Holz und Leinwand gemalt, (mit dem Al- tarbild) 1 Kopie von Raffael, 1883 von Ernst Weber gemalt, 1 geschnit- zter Engel, wahrscheinlich von einem Weilheimer Künstler, 1959 waren es noch 2 Engel, die am Hochaltar stan-

den), 2 Tabernakel, 1 Ampel, versil- bert, 1 Pieta, 10 Kerzenleuchter aus Holz, 8 Kreuzwegtafeln auf Holz ge- malt mit der rückwärtigen Beschrif- tung: 1791 hat der Antonie Buch des Raths und Schlossermeister in Landsberg diesen Kreuzgang reno- vieren lassen; 10 Stück Meßgewän- der. 2 lebensgroße, schwer beschä- digte Holzfiguren, wahrscheinlich Franziskus und Antonius den Ein- siedler darstellend, haben Franz Sepp und A. Huber ins Paramenten- haus geschafft. In der fast leeren Kirche befindet sich nur noch der Hochaltar (der vielleicht bei der Sä- kularisatioi 1803 von Wessobrunn hierher kam), die Kanzel, 8 Bet- stühle und ein sehr großes Gemälde, das Graf Maldeghem stiftete. Von den beiden Seitenaltären ist der eine ganz defekt.^{21a)}

Der Friedhof. Die germanische Sit- te, die Toten in Reihengräbern zu bestatten und ihnen Waffen und Schmuck mit ins Grab zu geben, en- det 730, allerspätstens um 740. Auch die Germanen sind Christen gewor- den. Von nun an werden die Toten der Ortschaften Sandau, Untermühl- hausen, Reisch und Ummendorf der geweihten Erde bei der Kirche von Sandau übergeben. Der jetzige Fried- hof an der Südseite der Sandauer Kirche mit seiner halbzerfallenen Friedhofsmauer war früher viel grö- ßer. Nicht nur der Kirchberg, son- dern auch der südliche Platz über die beiden noch stehenden Anwesen hinaus war Friedhof.²²⁾ Im Garten und innerhalb des Anwesens Nr. 2 stießen Angehörige dre Familie We- ber oft auf menschliche Gebeine. Grabdenkmäler im Innern der Kir- che haben sich nicht erhalten, ob- wohl doch Pfarrherren und wahr- scheinlich auch Angehörige des Sandauer Edelgeschlechts dort be- graben liegen. — 1926 übergab Ernst Weber von Sandau dem Historischen Verein Landsberg ein Grabkreuz aus gebranntem Ton vom Jahre 1677.

Die Kultivierung der Sandau im 19. Jahrhundert. Inmitten der Au

unterhalb des Burgstalls stand im vorigen Jahrhundert ein kleines Häuschen mit Stadl, mit ein paar Tagwerk Grund und ein paar Ziegen dabei, das sicherlich zur abgegangenen Waffenschmiede gehörte. Ein mutiger und arbeitsfreudiger Mann, der frühere Gärtner und Pächter auf Schloß Pöring, Johann Ullrich, geb. 1. 5. 1814 in Vögnitz/Unterfranken, der Genoveva Dietrich von Hofstetten heiratete, kaufte im Juni 1852 diese Hütte und von der Stadt Landsberg billig Grundstücke dazu. Die Au war damals mit Gestrüpp und Weiden bewachsen und mehrere Bäche flossen zu Tal. Ullrich sagte, er rode in der Heimat und nicht, wie damals üblich, in Amerika. Er kultivierte die Au, legte 56 Tagwerk Wiesen und Äcker und auch eine Gärtnerei an, deren Erzeugnisse er mit einem Esel in der Stadt verkaufte. Auch eine Kalkbrennerei betrieb er. Die Kalksteine wurden mit dem Floß auf den Lechinseln gesammelt. Das alte gekaufte Häuschen ist mit dem Stadl am 22. 9. 1868 abgebrannt. Ullrich hatte schon zuvor einen schönen Bauernhof erbaut. Das Anwesen führte seit 18. 12. 1877 sein Sohn Josef Ullrich, der die Bäckerstochter Genoveva Settele von Stadl heiratete, weiter. Am 27. 10. 1889 kaufte Ullrich das landwirtschaftliche Anwesen Hs. Nr. 2 neben dem Mesnerhaus (den Stadt-Pfarr-Stadl) mit 15 Tagwerk Grund, der nicht angebaut war, von Eleonora Pfau ohne Inventar um M 5755,—. Ullrich verkaufte am 15. 2. 1895 sein Anwesen mit den arondierten Grundstücken von insgesamt 74 Tagwerk mit Hs. Nr. 2 an den Fischzüchter und Kunstmaler Ernst Weber aus Lenggries. Die Äcker im Landsberger Feld wurden versteigert. Die ständigen Überschwemmungen durch die jährlichen Hochwasser dürften auch ein Grund zur Aufgabe des landwirtschaftlichen Betriebes gewesen sein. Wie schon alle Sandauer früher, so zog auch Ullrich nach Landsberg und kaufte das heutige Staffingeranwesen neben dem Sandauer Tor.²³⁾ — Weber

legte auf der mit Sumpf und Schilf bestandenen 13 Tagwerk großen Fläche die noch heute bestehenden, nun von Familie Moser betriebenen Fischweiher an. Das heutige Bachbett neben dem Sträßchen hat auch erst Weber angelegt. 1904 kaufte er die Hammerschmiede und die Schleifmühle von der Stadt. Familie Weber betrieb neben der Landwirtschaft und Fischzucht auch Obstbau und Bienenzucht. Der Spargel von Weber war einmalig köstlich. Max Weber kultivierte in der Au nochmals 20 Tagwerk Grund. Noch unter Ullrich wurde unten im Wohnhaus eine Gastwirtschaft eröffnet. Es durften jedoch nur Selbsterzeugnisse, wie Most, Käse, Butter usw. abgegeben werden. Einen Bierausschank hat die Stadt nicht erlaubt. Von 1925—1961 wurde im Haus Nr. 1 neben der Kirche ein gutgehender Cafébetrieb unterhalten. Es war romantisch schön, still und ruhig, von einem Hauch der Vergangenheit umweht, im schattigen Garten vor dem Haus. Im Jahre 1958 erbaute die Feuererschützengesellschaft in der Kiesgrube einen Schießstand und ein Schützenheim.

Es war geplant, oberhalb der Kaufinger Eisenbahnbrücke ein Kraftwerk zu errichten. Da die Sandau noch größtenteils zum Überschwemmungsgebiet gehörte, kauften die Bayerischen Wasserkraftwerke die Grundstücke samt den Hof in der Sandau. Familie Weber erwarb den Dominihof oberhalb auf der Höhe und übersiedelte 1962 dorthin²⁴⁾. Der Bauernhof wurde 1965 abgerissen und keine Spur erinnert mehr an ihn. Zurückblickend kann gesagt werden, das das von Ullrich begonnene Experiment, die Sandau zur Lebensgrundlage einer einzigen landwirtschaftlichen Familie zu gestalten, als gescheitert zu betrachten ist. Der Boden, der aus wenig Humus, unterschiedlich oft bis zu einem Meter Sand mit Kiesschichten und Lette besteht, ergab gute Wiesen und schlechte Äcker, die nur $\frac{1}{2}$ des Ertrages ergaben gegenüber den Bö-

den oben auf der fruchtbaren Ebene. Von der Landwirtschaft allein ohne Nebenerwerb hätte sich eine Familie nicht ernähren können.

Da grüßt nun noch oben auf der Höh ein schlanker alter Turm, der sogen. Hexenturm, hinunter in die Lande. Der schmale Turm ist uralte, keine Urkunde berichtet von ihm und niemand weiß so recht, wer ihn erbaut hat und welchem Zweck er gedient haben mag. Der 12,5 Meter hohe Turm weist außen drei verschiedene Formen auf. Der untere Teil mit 3,70 Meter Innenhöhe ist innen achteckig. Die Außenwände sind vierkantig verstärkt und haben gleiche Breiten von 2,25 Metern. Der mittlere Teil ist innen und außen achteckig und ebenfalls 3,70 Meter hoch. Die Mauerstärke beträgt 35 cm. Der innere Durchmesser beträgt 1,55 Meter. Der obere Teil des Turmes mit ca. 4 Meter Höhe ist innen und außen rund. Die Mauerstärke beträgt hier nur noch 15 cm. Die Kuppel mit ca. 1 Meter hat flach gewölbtes Ziegeldach. 2 Mauerabsätze innen dienten zur Auflage von Böden. Da die gewölbte Decke oberhalb der schmalen Türöffnung geschlossen ist, mußte der Einstieg in 4,30 Meter Höhe durch eine 45x65 cm große Lucke erfolgen. Die Nord-, Ost- und Südseiten der oberen Turmwände haben je zwei kleine Ausgucköffnungen; die Westseite nur oben ein zugemauertes Guckloch. Die Nordseite zeigt am Ansatz des mittleren Teiles eine kleinere, oben gewölbte Öffnung.

„Schrober“ schreibt, der Turm dürfte der Bauart nach wohl dem 14. Jahrhundert angehören. Er hielt ihn sicher für einen Spähturm der Stadt, von dem aus man das Heranrücken feindlicher Scharen aus nördlicher Richtung rechtzeitig erkennen und melden konnte. Schrober scheint von einer Notiz der „Deutschen Gaue“ 1910 beeinflusst worden zu sein, in der ein ähnlich schlanker Turm abgebildet ist, der als Wartturm 1200 Meter südw. von Niederlauer (Neustadt a. d. S.) steht, jedoch

mit einem Plateau und einem größeren Einstieg in der Mitte des Turmes. Die deutschen Gaue schrieben hierzu: „Einzelstehende Warttürme, welche lediglich vor der Stadt oder Hauptfeste vorgeschoben waren, um nach dieser Signale zu geben, finden sich ebenfalls, so der noch stehende schöne Spähturm bei Sandau nördlich Landsberg am Lech, der fast die Form des oben abgebildeten hat. Er dürfte vielleicht mit den Landsberger Befestigungen (1425) und mit Hohenwart (Kaufbeuren), wo allerdings kein Turm bekannt, zusammenhängen. Man sieht, der Fantasie war immer ein weites Feld gewidmet. Schrober vergaß aber auch, daß seinerzeit der Turm nicht auf Landsberger, sondern auf Sandauer Grund erbaut wurde und die junge Stadt Landsberg durch das Vorhandensein der Burgtürme auf dem Schloßberg keine weiteren Aussichttürme benötigte.

„Rieger“ meint, der Sandauer Turm wäre ein Signalturm gewesen zur Benachrichtigung des Flußzöllners, der an der Kiesreife weiter oberhalb sein Wachthaus gehabt haben soll und von dem noch eine 10 Meter lange und 1 Meter starke Mauer und ein Gewölbe vorhanden ist. Es ist überhaupt fraglich, ob schon im Mittelalter nach dem Zuzug der Sandauer nach Landsberg die Flöße zwischen Sandauer Brücke und dem Schwaighof landeten.

Wahrscheinlich lag damals der Landeplatz am Gries zwischen Mühlbach und Lech. Das Färbertor wurde früher Lendtor genannt, was sicherlich von der „Lände“, vom „Landen“ herkommt. Der Christeiner war die Einkehr der Flößer.

Das Naheliegende wäre wohl, daß es ein Aussichtsturm, ein Luginsland war zur Warnung der Sandauer (nicht der Landsberger) Bevölkerung vor anrückenden erbarmungslosen Feinden. Aber es fehlt oben die Plattform. Feindwarnungen konnten sicherlich durch den Bergfried der damals noch bestehenden Sandauer Burg erfolgt sein.

J. N. Friedl schreibt 1819 in seinem

Büchlein über Landsberg: „Auch kömmt noch zu bemerken, daß der noch übrige Thurm in Sandau auf der Höhe des rechten Lech-Ufers nicht ein Überbleibsel der Zerstörungs-Epoche Sandaus sey; sondern dieser Thurm wurde im 16. Jahrhundert wegen Leitung des Thurmwassers in den oberen Theil der Stadt Landsberg erbauet und hat diese Bestimmung noch gegenwärtig. „Friedl verwechselte den Bau der Wasserleitung im Jahre 1588, die vom Mühlbach auf den Turm gelegt wurde, der heute noch oberhalb der Malteserstiege an der Bergleite neben der Spitalgartenmauer steht und früher als Wasserturm gedient hat.“

Über den Sandauer Turm schrieb „Dellinger“: Dieser Thurm war bloß ein Wasserbehälter, der etwa für die auf den Rücken des Hügels vorhandenen Sandauer das Wasser von Quellen, die am Berghang sich vorfinden, geleitet haben mag.“

Anlässlich der neuen bayer. Kreiseinteilung im Jahre 1841 erschien ein Büchlein „Bayerns Denkwürdigkeiten für Freunde der Vaterlandskunde.“ Hier wird über Sandau berichtet: „2 Häuser, 8 Einwohner, 1 Wasserturm.“

Nun wurde 1970 durch den tiefen Einschnitt in den Leitenberg bei den Bauarbeiten zur neuen Lechbrücke ein brunnenartiger Schacht, geschichtet aus großen Kiesel- und Tuffsteinen und mit Balken, beseitigt. Diese Stelle befand sich unterhalb des Turmes, wo nach Austritt des unteren Waldweges ein Bach in einem einzigartigen Wasserfall zu Tal stürzte.²⁰⁾ Hier könnte sich ein Wasserrad befunden haben, ähnlich wie das noch vorhandene große Wasserrad in der Pössinger Au, mit dessen Hilfe das Wasser früher zum Gut Pössing hinaufgepumpt wurde und heute noch zur Bewässerung des Städtischen Pflanzgartens dient.

Wenn der Innenraum des Turmes für einen Wasserbehälter auch als reichlich klein erscheint, so dürfte doch die Annahme die wahrscheinlichste sein, daß der Sandauer Turm

zum Zwecke der Wasserversorgung für die Sandauer Bevölkerung, deren Heimstätten oben auf der Hochfläche standen, vor 600-700 Jahren erbaut wurde.

Vom Turm hat man eine weite Fernsicht nach allen vier Himmelsrichtungen²⁷⁾. Dieser am Rande des Steilhanges bestehende Turm hätte beseitigt werden müssen, da dieser in das Baugelände der Umgehungsstraße fiel. Durch die Bemühungen des historischen Vereins unter Führung von W. Drexl konnte der Turm erhalten werden. Durch ein Wunderwerk der Technik wurde dieser am 1. 4. 1970 mittels hydraulischer Pressen auf einer betonierten Verschiebeshahn mit einer Stundengeschwindigkeit von einem Meter 42 Meter weiter nach Osten verschoben.

Vom alten Sandau steht noch außer dem „Luginsland“ der alte, geräumige Pfarrhof neben der Kirche, Hs.-Nr. 1, seit etwa 400 Jahren das Mesnerhaus genannt, das bis zum vorigen Jahrhundert dem Mesner als Wohnung diente; das Haus nebenan Nr. 2, der Pfarrstadt, das immer landwirtschaftlichen Zwecken gedient hatte und in dessen westlichen Teil von Weber eine Wohnung eingebaut wurde; das Wohnhaus der Hammerschmiede unterhalb der Kirche Hs. Nr. 4; am umgebauten Teil der Schleifmühle am Schluchtausgang, Hs. Nr. 5, jetzt Familie Moser als Wohnung dienend. Dazu kam das 1958 neuerbaute Schützenheim. Die alte Pfarrkirche, Hs. Nr. 3, ist dem Zerfall preisgegeben, wenn nicht nun sofort wenigstens Nässe und Feuchtigkeit Einhalt geboten werden. Dieses uralte Heiligtum zu erhalten, sollte unsere Aufgabe sein. Denn die Geschichte von Sandau ist ein Teil der Stadtgeschichte. Aber es ist behördlicherseits kein Geld vorhanden. Man ist auf freiwillige Spenden angewiesen. Der Historische Verein hat hierzu ein Konto bei der Hypobank eingerichtet (Nr. 713 0708).

Auch die Stille und Einsamkeit der Sandau wird in kurzer Zeit der

Vergangenheit angehören. Bald wird der große Verkehr durch den südlichen Teil ziehen und eine neue Ära einleiten.

Es folgen Anlage 1: Der Burgstall von Sandau und die Burgherren; Anlage II: Die Pfarrherren von Sandab; Anlage III: Sandauer Sagen.

Quellen: Emmereich K. Aus Sandaus Vergangenheit, Dellinger Joachim, Sandau, Landsberger Geschichtsblätter, Forschungen im Bayerischen Staatsarchiv, Erzählungen von Familie Weber, Dominihof, Walch, Penzing u. a., Tagebuch von Josef Ullrich.

Anmerkungen:

- 1) Im Frühjahr 1975 wurden in Weil wiederholt römische Siedlungsfunde gemacht, die nun die Herkunft des Namens „Weil“ vom römischen „Villa“ beweisen.
- 2) Walch, Penzing weiß dies noch.
- 3) Ueber die Herkunft der Huosi sind sich die Forscher nicht einig. Sie tragen einen ungermanischen Namen und werden mit den pannonisch-illyrischen „Osi“ (Pannonien ist das heutige Ungarn) in Verbindung gebracht. Andere halten sie sicher von germanisch-alemannischer Herkunft. — Nach dem Abzug der Römer im Jahre 406 war es ja weder Rom noch anderen Mächten möglich, Herrschaftsansprüche für unser Land zu beanspruchen. Da könnten sich doch wohl eingesessene Fürstengeschlechter behauptet, ja ihren Besitz vielleicht sogar während der Zeit von über 100 Jahren befestigt und erweitert haben. — Erst die bayerischen Herzöge übernahmen bei der Landnahme im 6. Jahrhundert alle römischen Reichsbesitzungen. Am Lech soll es viel römisches Fiskalgut gegeben haben. Aber die Agilofinger waren im Zentrum und im östlichen Teil unseres Landes reicher begütert als in den westlichen Randgebieten. So war das für Herrschaftsausübung grundlegende Fiskalgut bei uns durchwegs in der Hand der Huosi, die sich nicht als Amtsträger des Herzogs betrachteten. Als Landesherr aber war ihre Zustimmung zu den Klostergründungen erforderlich.

4) Nach der Benediktbeurer Chronik sind die beiden Mühlen (Welz- und Rohrmühle) mitverstanden worden unter dem Wort „Celle“ = Zellhof. „Diese sind von den loblichen und lieben Stiftern Landfried, Waldram und Eliland herkommen.“ Der Zehent war vor 1255 über 50 Jahre lang verpfändet worden. — Auch in Petzenhofen soll eine Zelle bestanden haben. Die dortige Peter- und Paulskirche ist uralt. Dem Patron Peter und Paul nach muß auch die Petzenhausener Kirche sehr alt sein und ins 8. Jahrhundert zurückgehen. Ebenso die ehemalige Kapelle St. Peter auf dem Landsberger Schloßberg und die abgegangene Peterskirche zu Pössing.

- 5) Dasselbe kann man auch vom Süden und Westen sagen; z. B. Müntstair im Tauferer Tal vor dem Ofen- und Umbrailpaß oder St. Benedikt in Mals südlich des Reschenscheid-eck und Finstermünzpaß.
- 6) Ueber diese Alpenstraße rechts des Lechs werde ich demnächst berichten.
- 7) Deutsche Gaue 1935.
- 8) Nur Kloster „Puron“, wie Benediktbeuren zuerst hieß, war von Anfang an aus Stein erbaut.
- 9) Die Jahreszahl wird verschiedentlich angegeben: 769—772—779.
- 10) Es ist wohl auch anzunehmen, daß schon die älteren Bewohner des Lechrains den Fluß zur Schifffahrt benützten. Wenn wir auch von den Römern bisher nur bei zwei Flüssen (Donau und Inn) von Schiffslandeplätzen wissen, so könnten die Römer doch auch die Sandau als günstigen Landeplatz benützt haben.
10a) Vor etwa 150 Jahren schrieb der Altertumsforscher Pallhausen, „das Stapel- und Anländerrecht von Landsberg kommt in alten Urkunden vor“. Dagegen meint Schober, daß von einer „Schiffslände“ keine Rede sein könne. Wenn es ein solches Recht gab und dieses konnte nur der Herzog vergeben, dann müßte dieses mit dem Wegzug der Sandauer mit diesen auf Landsberg übergegangen sein. Die Flöße landeten auch unweit der früher weiter nach Süden reichenden Sandau bei der früheren Gärtnerei Ettner.

Der Weg den Lech herauf hieß der „Flößerweg“. Nach dem historischen Atlas von Dr. Fried und Hiereth besaß Landsberg ursprünglich keine eigene Flur. Diese gehörte zum alten Phetine an der Bergstraße. Den Burgfrieden der alten Stadt dürfte deshalb die Stadtmauer bzw. die davor liegenden Gärten gebildet haben. Erst mit der Einverleibung von Landsberg im Dorf (Phetine) in das Stadtgebiet erhielt die Stadt ein größeres, außerhalb der Stadtmauer liegendes Gebiet. Dieses vergrößerte sich beträchtlich, als die Bewohner von Sandau 1373 nach Landsberg übersiedelten und 1401 Pössing, 1412 Spötting, zu Landsberg kamen und der 1559 neu aufgestellte Burgfrieden dann diese Orte mitumfaßte. — Dem Kloster dürfte es nicht schwergefallen sein, eine kurze, vielleicht sumpfige Strecke durch die Schwaighofänger am westlichen Lechufer zu überbrücken. In der Nähe der Altöttinger Kapelle sind noch alte Fahrspuren erhalten.

- 11) Dellinger, Mon. Boica XX II, III.
- 12) Pfahlbürger bewirtschafteten Grundbesitz und mußten dafür den Zehnten abgeben.
- 13) Sicherlich gehörte auch das Zoll- und Geleitrecht auf dem Lech dem Bayernherzog.
- 14) Herzog Ernst war ein Gönner Landsbergs und tanzte im Rathaus mit Landsberger Bürgersfrauen. Es war auch derselbe Herzog, der Agnes Bernauerin in der Donau ertränken ließ.
 - 14a) Einem Sandauer Waffenmeistergeschlecht entstammte auch Franz Köstler, der anfangs dieses Jahrhunderts in Landsberg, Vorderer Anger 225, ansässig wurde und dort eine Schleiferei mit Schmiedewarengeschäft betrieb. Die Werkstatt war am Mühlbach bei Gröber. Köstler sagte einmal zu Weber, daß früher bei der Hammerschmiede 60 Tagwerk Grund dabei gewesen sein sollen.
- 15) Außer Mühlhausen und Ummendorf schenkte um 750 Graf Engildeo dem Kloster auch die Weiler Penzing, Pürgen, Salchdorf (Westerschondorf) und Schondorf. Benediktbeuren besaß im 13. Jahrhundert ge-

schlossene Ortschaften in Beuerbach, Schwabhausen und Entraching. Auch in anderen Ortschaften der Umgebung, wie in Kaufering, Geretzhausen, Pestenacker, Egling, Prittriching, hatte das Kloster Benediktbeuren Güter erworben.

- 16) Die Walburgiskapelle bei Kaufering und die romanische Blasiuskapelle in Egling haben dieselbe Richtung und Grundformen.
- 17) Landsb. Geschichtsbl. 1913, S 2.
- 18) Dieses Glöcklein hatte 55 Zentimeter Durchmesser, war gegossen im Jahre 1844 von K. Spannagl in Landsberg und zeigte im Flachrelief das von den Engeln getragene Haus von Loretto und den Gekreuzigten (Landsb. Geschichtsbl. 1913).
- 19) Landsb. Geschichtsbl. 1919, S 74.
 - 19a) Landsb. Geschichtsbl. 1956 — Siegfried Hofmann.
- 20) Landsb. Geschichtsbl. 1919, S 25.
- 21) Die alten Dachplatten wurden alle den Kirchenhang hinuntergeschmissen, wo diese heute noch liegen. Gegenwärtig wird dieser nördliche Kirchenhang mit Erde aufgefüllt zur Anlage eines Gemüsegartens.
- 21a) Ein Kelch befindet sich in der Stadtpfarrkirche.
- 22) Selbst im Fellboden eines Rückgebäudes der Hammerschmiede fanden sich menschliche Knochen.
- 23) An der westlichen Hausfront des Pfarrstadels, Haus-Nummer 2, stand in einer noch vorhandenen Nische eine sehr alte, geschnitzte Benediktusstatue. — Beim Umbruch 1945 brachte Weber diese aus Sicherheitsgründen zur Aufbewahrung ins Pfarramt. Dort ist sie nicht mehr auffindbar. — Im Bauernhof, Haus-Nummer 6, unten in der Au, war oberhalb der Haustüre eine schöne geschnitzte Holzfigur angebracht. Erst viel später zeigte sich, daß diese Arbeit, den hl. Josef darstellend, vom Landsberger Bildschnitzer Loidl stammt. Das Kunstwerk hat ein Josef Schmid aus Hofstetten, der in Nürnberg mit Hofstettener Strohwaren handelte, 1790 erworben. Ein Verwandter, Josef Dietrich, der in Sandau von 1852—54 lebte, hat dieses Kunstwerk nach Sandau mitgebracht und dort gelassen mit der

Auflage, daß jährlich am Josefitag vor diesem Heiligen ein Rosenkranz gelesen werden müsse. Ullrich hat die Schnitzerei mit nach Landsberg genommen. Sie ist heute im Besitz eines Nachkommen, Josef Böck, Ludwigstraße 160.

- 24) Der Dominihof ist nicht sehr alt. Gegenwärtig ist die siebte Generation auf dem Hof.
- 25) Eine zehn Meter lange, ein Meter starke Mauer und ein Gewölbe ist dort noch erhalten.
- 26) In einer schönen Tuffsteinrinne schoß quer das Wasser in 13 Meter Länge, in unserer Gegend einmalig, hinunter zu den Fischweihern. Durch staubfreie Kalkausscheidungen des Astmooses, die sich in den abgestorbenen Teilen des Mooses

ansetzen, baute sich der lockere Tuff auf, verhärtet sich und bietet dem Bach ein steinernes Bett.

- 27) Der Leitenberg war früher unbewaldet. Die Landsberger und Sandauer Leite wurde erst nach 1870 aufgeforstet. — An Straßenkreuzungen oder an aussichtsreichen Punkten pflegten die Klöster früher gerne Krueze zu errichten. Es ist möglich, daß früher an Stelle der Linde, die im Eck der alten Sandauer Straßenkreuzung stand, und die nun doch im Mai 1975 weichen mußte, ein Kreuz stand, das die Sandauer auch mitnahmen und weiter oben am Falkenstein aufstellten. Das hohe Kreuz oberhalb dem Sandauer Tor hieß jahrhundertlang das Sandauer Kreuz.

Der Burgstall von Sandau und die Burgherren

Bayern und das Reich waren durch die im Jahre 900 beginnenden Ungarneinfälle in höchster Gefahr. Um die schnellen Reiterhorden abwehren zu können, bedurfte es einer starken Reiterei mit neuen Kampfmethoden und Panzerung. Da es damals Metallgeld kaum gab, konnte eine Entlohnung nur durch Einnahmen aus Grundbesitz erfolgen. Der Bayernherzog Arnulf verteilte deshalb kurzerhand Teile des Kirchenbesitzes an Adelige, die ihm dafür die Reiterei zu stellen hatten und zum ständigen Kriegsdienst bereit waren. Den größten Teil der Grundstücke des von den Ungarn niedergebrannten Klosters Sandau mit dem Patronatsrecht, Pfarrwiddum, Zehentrecht und Gerichtsbarkeit verlieh Herzog Arnulf an einen getreuen Reitersmann, der damit Begründer des Rittergeschlechtes derer von Sandau wurde. Diese erbauten sich etwa 350 Meter nördlich der Sandauer Kirche am Rande des Lechsteilhanges und einer tiefeingeschnittenen Schlucht eine feste Burg, auf der das Edelgeschlecht der Herren von Sandau und späteren welfischen Ministerialen, die sich nach dem Orte

nannten, über 400 Jahre saßen.

Die Belehnung mit den Klostergütern und Rechten mußte zwischen 920-930 erfolgt sein. Um diese Zeit erst begannen die mächtigen Adelsgeschlechter ihre erblichen Wohnsitze zu befestigen; die kleineren Lehensträger und Dienstmannen fingen meist erst vom 12. Jahrhundert an, Burgen zu bauen. Herzog Arnulf drängte auf Errichtung von Fliehburgen. Die Gefahr war am Lech besonders groß, weil die Ungarn nicht sehr weit entfernt, am Lech bei Kissing, am Gunzenlee, oft ihr Lager aufschlugen, von dem aus sie ihre Streifzüge ausführten. Man kann deshalb schon annehmen, daß die Sandauer Burg, bald nach der Belehnung, noch in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts errichtet wurde; vielleicht zuerst als kleinere Fliehbürg. Auch scheint das Sandauer Edelgeschlecht von höherem Adel zu stammen. Seb. Wolf schreibt in seiner Abhandlung über die Welfen im Lechrain „Udalricus de Sandau heißt der Sohn Herzog Heinrich des Stolzen oder Heinrich des Löwen.“

Der Burgstall ist noch ziemlich unverändert erhalten. Er ist nur wenigen bekannt und im Sommer,

durch Wald und Buschwerk verdeckt, nicht sichtbar und kaum zugänglich. Der schmale Wiesenstreifen, der nach dem Zaun des Militärdepotlagers bis zum Burggraben und Schluchtrand verbleibt, ist mit mannshohem Gras und Unkraut bedeckt und der östliche Schluchtbeginn neben dem Leitenweg und südlicher Schlucht- und Grabenrand wird immer mehr auch hier mit Unrat aufgefüllt. Die Burg war im Westen durch den 40-50 Meter hohen Berghang und im Norden durch die tiefe, steile Schlucht von Natur aus geschützt. Ein etwa 12-14 Meter tiefer, breiter Graben, im Osten sich stark verbreiternd und bis zum Schluchtrand reichend und ein 6-7 Meter tiefer Graben im Süden, am Berghang mit einem Nagelfluhfelsen abgeschlossen und in Kriegszeiten mit Wasser gefüllt, schützten die Angriffsseiten des heute noch sehr steilen Burghügels. Das Burgplateau ist viereckig, doch kann auch das Nordwesteck von Anfang an abgerundet gewesen sein. Länge und Breite haben je rund 30 Meter. Die Burgaußenmauer umschloß also etwa 900 Quadratmeter. Innerhalb der Nordostecke ist eine tiefe, muldenartige Versenkung mit 12 Meter Durchmesser. Hier stand sicherlich der Bergfried, wohl von ziemlicher Mächtigkeit. Innerhalb der Süd- und Ostaußenmauer sind durch eine scharf gekennzeichnete Bodenerhebung von 8 Meter Breite die Grundrisse der ehemaligen Wohngebäude sichtbar. Ein Burgeingang war an den West-, Süd- und Ostseiten nicht möglich. Die Auffahrt kann sich nur im Norden, den steilen Schluchthang herauf, befunden haben. Schwache Reste meint man noch erkennen zu können. Die Außenseite der Schluchtfrent ist hier auch niedriger und abgeflacht. Hier schützte den Eingang der mächtige Bergfried. Die Oberfläche des Burgplateaus fällt nach Norden zu um etwa zwei Meter ab. Vorspringendes Gelände südlich der Burg am Berghang und ein noch vorhandener Grabenrest am Hang

lassen hier auf ein Vorwerk schließen, das am ebenen Gelände später eingefüllt wurde.

Die besonders an der Südseite stark zerstörte benachbarte Kauferinger Burg, auf der eine Wasserreserve errichtet und dessen östlicher Graben in letzter Zeit eingefüllt wurde, mochte am Plateau etwa 1000 Quadratmeter aufweisen gegenüber des Sandauer Burgstalls mit etwa 900 Quadratmetern. Die Kauferinger Burg, die eine Herzogsburg gewesen sein soll und auf der Welfenherzöge geboren und gestorben sind, war also nicht viel größer als die Sandauer. Dafür ist das Burgplateau der Kauferinger Burg mit annähernd 4,5 Meter niedriger gegenüber dem Sandauer Plateaum mit 6-7 Metern². Berghang, Schlucht und Ostseite sind bei der Sandauer Burg tiefer. Man kann sagen, daß die Sandauer Burg schon der Lage nach gegenüber der Kauferinger besser geschützt, stärker und weniger leicht einzunehmen war.

Vom Burghügel, den das Volk früher auch „Schöneberg“ nannte, hatte man früher, als der Berghang noch unbewaldet war, einen herrlichen Blick auf die Gebirgskette, weit hinein ins schwäbische Land und bis zu den Türmen von Augsburg und Friedberg. Die Fantasie von „Euringer“ (auf nahen Pfaden) will im Graben auf Spuren unterirdischer Gänge gestoßen sein und „Dellinger“ meint, daß die Burg früher viel größer gewesen sei und das Land eine Beute des reißenden Flusses geworden wäre. Beides ist nicht möglich. Unterirdische Gänge bei Burgen sind seltene Ausnahmen und der Lech floß nicht, auch früher nicht, am Fuße der Burg vorbei. Die Wildwasser der Burgschlucht haben am Fuße des Berghanges im Laufe der Jahrtausende einen mächtigen Schuttkegel aufgetürmt. Auch konnte am Westhang der Burg durch den felsigen Untergrund nur wenig abgebröckelt sein. Heute ist diese bewaldete Burghalde, wo früher Waffengeklirr und Kampfeslärm tobte,

ein stiller Ort der Ruhe und des Friedens.

Die Burgherren, die später als weltliche Dienstmannen erscheinen, sollen früher in Urkunden oft genannt sein. Trotzdem konnte ich, die Aufstellungen von Dellinger, Emerich und eigene Forschungen zusammengefaßt, nur wenige Namensträger ermitteln. Als erster Burgherr erscheint in Urkunden: **ca. 1150 Engelschalk von Sandau**, der als Zeuge die Schenkung eines Gutes zu Mühlhausen an das Kloster St. Afra und Ulrich in Augsburg durch eine edle Frau, Mathilde, beurkundet.

Ca. 1140—1180 wird **Udalricus de Sandew** oft genannt.⁹⁾ Er begibt sich auf eine Reise übers Meer und schenkt dem hl. Petrus in Wessobrunn ein Gut zu Hausen; unabhängig, ob er später Erben haben wird oder nicht. (Monumenta Boica, Wessobrunner Traditionsbuch, MB VIII, S. 346). Nach Leutner ist dies geschehen im Jahre 1140. Udalricu de Santowe ist Zeuge bei der Errichtung eines Weinzehents. (Mun. Boica, Wessobr. Trad. MB B. 354/355). Udalricus de Santowe ist Zeuge bei der Seelenheilstiftung der Gerhardus und Henricus de Schouzinhoven in Eberhartsrute. (Mon. Bo., Wessobr. Trad. MB VII S. 363) Odalricus de Sandewe tritt auch als Zeuge auf bei einer Gutsübertragung von Chonradus de Dahowe, Comes, am Chonradus de Valai, Comes. (Mon. Pollingana, Rotulus Chartarius. (MB X S. 11/12). 1160 ist Odalrich de Sandowe auch Zeuge bei der Übertragung eines Gutes in Winchele (Winkl) gelegen durch den Welfenherzog an die Kirche von Polling. (Mon. Poll Rotulus Chartarius, MB X S. 12). 1166 bezeugt Odalricus de Sandowe die Übertragung eines Gutes in Epfenhausen des Egilolfus de Wile an die Kirche von Polling. (Mon. Poll. Rot. Chart. MB X S. 18). Dellinger nennt 1170 Ulrich von Sandau, als dieser als Zeuge auftritt. (Leutner, hist. Wessobr. p. 206). 1160 ist Ulrich von Sandau auch beurkundet bei Übertragung eines Gutes in

Odrating an Polling. (Dellinger Mon. Boica X p. 16). Ohne Jahrzahl erscheint an einer Urkunde Odalricus de Sandow bei Übertragung von Gütern des Rodegerus de Pforzheim an die Kirche zu Polling. Herzog Heinrich läßt dies zu. (Mon. Poll. X S. 1902). Im 12. Jahrhundert tritt Quadalricus de Sandowe als Zeuge auf bei der Schenkung des Gutes Morenwis durch Herzog Heinrich an den Altar des hl. Dionysius von Schäftlarn. (Schäftlarnner Traditionsbuch, MB VII S. 432). Im Jahre 1166 wird Ulrich sacerdos Sandaviensis erwähnt, der dem Kloster Wessobrunn 16 Mark (nach Dellinger 10 Mark) Gold vorstreckte. Diese Summe entspricht (1923) nach dem Goldwert ungefähr 10 400 Goldmark. Angesichts der damaligen Kaufkraft des Goldes ist aber ein weit noch höherer Wert anzusetzen. Die große Wohlhabenheit des Priester Ulrich spricht sehr dafür, daß er aus dem Sandauer Edelgeschlecht stammt und mit jenem Ulrich von Sandau identisch ist, der zuerst im Dienste des Herzogs von Sachsen stand, 1140 dem Kloster Wessobrunn ein Gut vermachte und ins Heilige Land reiste, dann aber wieder 1170 als Zeuge auftritt. Dellinger deutet schon an, daß dieser Ulrich in Palästina das Schwert mit dem Priesterrock vertauschte und Pfarrer Ulrich ein und dieselbe Person sei.

Heinrich von Sandowe wird genannt im 13. Jahrhundert, jedoch noch vor 1238, bei Übergabe eines Hofes und einer Mühle zu Egelingen durch den Dienstmann Eberhardus von Husern an das Kloster Benediktbeuren, wofür er vom Kloster Hof und Mühle zu Laingreben (bei Benediktbeuren) und den Zehent von einem Acker in Husern auf Lebenszeit erhält. Zeugen waren: „Heinrich der Sandowe, Engelschalk, Hermann und Konrad, Brüder von Haegneberg, Ulrich Vertinch von Smiehen, Wirent von Adelungshoven, Konrad von Düringen, Konrad und Dietrich Chrouge, Swiger von

Egelingen, Vogt von Tincilpach, Albert und ein Sohn Konrad von Grounathshoven, Heinrich, Pfarrer von Egelingen, Ulrich von Wabern, Walrabe von Vindingen. Aus der Familie des hl. Benediktus: Sibot, Heinrich und Pilgrin von Biwerbach (Beuerbach)." (Meichelbeck a. a. U. S. 28). Nach Monumenta Diessensia MB VIII S. 306 Necrolog (Totenbuch) ist Heinrich von Sandau gestorben an einem 19. Juli; Jahr nicht abgegeben.

Friedrich der Sandewer bezeugt am 10. 11. 1301, daß Heinrich von Silberch dem Bischof Emichen von Freising und dessen Gotteshaus seine 4 Huben zu Altdorf gegen eine Abfertigungssumme von 7 Mark Silber erläßt. (Regesta Boica, RB V S. 211). Am 14. 12. 1311 soll dieser Friedrich der Sandauer für den Schaden, den er in des Bischofs Emichen Dienst erlitten hat im Krieg auf der windischen March, mit 50 Mark Grazer Pfennig entschädigt werden. (Reg. Boica, RB V S. 211).

Chunrad der Sandauer lebte lange Zeit im Streit mit dem Kloster Benediktbeuren, welches allmählich anfang, die unter Herzog Arnulf dem Kloster entrissenen Güter zurückzufordern. Dieser Streit wurde am 2. 2. 1352 dadurch beigelegt, daß Conrad dem Kloster eine Entschädigung von 9 Juchert Acker bei Baumbach geben mußte. (Dellinger-Meichelbeck, Chron. Bened. p. 156).

Mechtild von Sandau erscheint am 4. 9. 1365 in den Akten des Klosters Dießen (Mon. Diessensia, MB VIII S. 307).

Von 1300-1500 gerieten die Burgen des Adels in wirtschaftliche Not. Manche von ihnen wurden dadurch Raubritter³. Durch die Erfindung des Schießpulvers war es nun ein leichtes, die bisher so festen Burgen zu zerstören. Söldner lösten die gepanzerten, schwerfälligen Ritter ab. Viele verbauerten. Andere wurden Handwerker und Beamte. Im Laufe der Zeit ging dann auch die Erinnerung an ihre adelige Abstammung

verloren. Viele Ritter zogen um diese Zeit in die Stadt und verließen ihre einsamen, zugigen Burgen. Dort konnten sie ein bequemerer und geselligeres Leben führen mit mehr Möglichkeiten zum Erwerb. Die Stadtbürger lösten die Ritterburgen ab^{3a}. Die Burgen zerfielen und die Bauern holten sich die Steine und die Balken für ihre Höfe.

Angehörige des Sandauer Edelgeschlechtes, die auch anderwärts begütert waren, finden wir um diese Zeit an folgenden Orten:

Ulrich der Sandower, 1333 Bürger in Kempten. (Aus dem ältesten Verzeichnis der Reichsstadt Kemptischer Bürger, von Dr. Weitnauer, S. 8).

Konrad der Sandauer, Pfarrer in Schwabhausen. Dieser läßt sich 1370 in die Landsberger Herrenbruderschaft aufnehmen. (Landsb. Gesch. Bl. 1915).

Chunrad der Sandauer wird am 2. 5. 1403 als Richter in Murnau genannt. Er ist Siegler bei einem Hauskauf um 100 fl. zwischen dem Abt Chunrad zu Ettal und Hermann d. Faistenmantel. (Reg. Boica, RB XI S. 300).

Chonrad der Sandauer ist Kirchherr von Ueningen. Ulrich und Chonrad die Igelpecken verkaufen den Kirchensatz und die Vogtei über Mühle und Kirche des Marktes Ueningen an Herrn Ott von Greußenbach. Ohne Datumsangabe. (Wesobrunner Traditionsbuch).

Ende des 14. Jahrhunderts verließen die Sandauer ihre Burg, auf der sie rund 400 Jahre gesessen sind. Wir finden um diese Zeit die Edlen von Rohrbach im Besitz der Sandauer Herrschaft, die diese durch Kauf oder Heirat an sich gebracht hatten. Die Rohrbachen haben wahrscheinlich die Sandauer Burg nicht mehr bewohnt. Vielleicht ist die Burg auch durch das Augsburger Söldnerheer, das Dorf und Markt Sandau 1372 niederbrannte, zerstört

worden. Das Geschlecht der Rohrbacher stammte aus Rohrbach bei Wolnzach und bestand dort bis 1720. Sie waren auch in der Landsberger Gegend reich begütert, so in Hurlach, Kitzighofen, Steindorf, Schondorf, Machelberg, Schöffelding, Finning usw. Ein Winhard von Rohrbach soll 1297 von Konrad von Haldenberg in Landsberg erschlagen worden sein. Den ständigen intensiven Bemühungen des Abtes Heinrich von Benediktbeuren gelang es, die Rohrbacher zu bewegen, von ihren Rechten in Sandau abzulassen. So verkauften die Rohrbacher im Jahre 1391 an das Kloster Benediktbeuren Gericht, Kirchensatz, Zehent, Widum und zwei Juchert Äcker im Sandauer Feld, stoßend auf das Pürckhoch (Pirkach) zu einem Seelgerät um 500 Gulden. Am 10. Mai 1391 incorporiert Burkardus, Bischof von Augsburg die Pfarrkirchen von Sandau, deren Patronatsrechte dem Kloster Benediktbeuren gehören, dem Abt und Konvent dieses Klosters. Am 2. 2. 1399 bestätigt Papst Bonifatius IX die Einverleibung der Kirche von Sandau in das Kloster Benediktbeuren. Am 7. 8. 1453 bestätigt Pabst Nicolaus V. in Rom dem Kloster Benediktbeuren den Besitz der Pfarrei Sandau.

Eberhard von Rohrbach besaß auch eine Au am linken Ufer des Lechs mit 24 Juchert, „darin Pückhen, Feuchten, Wayden und Oehrle stehen“ und verkauft diese 1391 an das Gotteshaus zu Kaufering⁴. Diese Grundstücke befinden sich teilweise heute noch im Besitz der Kauferinger Pfarrkirche und liegen nach der Altöttinger Kapelle am linken Lechufer.

Nach Eberhard von Rohrbach sind

die Burg und die dazu gehörigen Grundstücke durch Heirat einer Tochter Magdalena von Rohrbach an die Freiberger in Waal übergegangen. 1431 tritt Konrad von Freiberg als Eigentümer auf. Er hatte einen Streit mit dem Abt von Benediktbeuren. Dieser wurde durch Spruchmänner⁵ dahin entschieden, daß 70 Juchert Acker, welche zwar bei der Sandauer Pfarr, aber bei der Filiale Mühlhausen gelegen, den Zehent den Freiberg auf Schloß Pirgen zugesprochen wurde.

Nun hören wir nichts mehr von der Sandauer Burg, die wahrscheinlich dem Zerfall preisgegeben worden war. Mit den Untertanen des Marktes Sandau sind auch die Burgherren von Sandau weggezogen.

Anmerkungen:

- 1) Die Kauferinger Burg soll (nach S. Wolf) ereits im 12. Jahrhundert zerfallen sein; wohl nach vorheriger Zerstörung.
- 2) Euringer (auf nahen Pfaden) will anfangs dieses Jahrhunderts noch eine Auffahrt an der Nordseite bemerkt haben.
- 3) Raubritter sind am mittleren Lech nicht bekannt geworden.
- 3a) Die führenden Geschlechter Landsbergs im Mittelalter entstammten vielfach dem Adel.
- 4) Original in Kaufering und Aufzeichnungen des Pfarrers Schelle von Kaufering mit Richter Högg vom Jahre 1662.
- 5) Nach Meichelbeck, Chron. Bened. II p. 89. Den Spruch fällte in München Jörg von Gundelfingen, Hofmeister des Herzogs Ernst, mit Beiziehung der edlen Herren Wernhard und Jörg von Waldeck, Paulus Eresinger, Ulrich Dachauer und Erasmus Hausner.

Die Pfarrherren von Sandau

Schon seit dem 12. Jahrhundert sind Pfarrherren überliefert. Als erster erscheint im Jahre

1166 Ulrich (sacerdos Sandavien-sis), der dem Kloster 16 Mark Gold vorstreckte, diesem Kloster unter Abt Ulrich dem I. von Wessobrunn

1140 ein Gut vermachte, im Dienste des Herzogs von Sachsen war und in Palästina das Schwert mit dem Priesterrock vertauschte. Die große Wohlhabenheit des Priesters Ulrich spricht dafür, daß er ein Angehöriger des Sandauer Edelgeschlechtes war. Ulrich wird vor 1172 verstorben sein.

1172-1200 **Konrad** (Conraotus Sacerdos) wird unter Abt Sigibald von Wessobrunn erwähnt. 1172 erscheint dieser Geistliche als Zeuge.

1370 **Heinrich der Blöß**, Pfarrer von Sandau, wird 1370 in die Landsberger Herrenbruderschaft aufgenommen.

Wenn auch aus Mangel an Quellen bis zum Ede des Mittelalters nur diese drei Geistlichen ermittelt werden konnten, so beweist dies doch, daß Sandau damals ein bedeutender Ort war, der von einem eigenen Pfarrer versorgt worden ist.

1508 **Michael Wendl oder Wörle** wird um diese Zeit als Pfarrer von Sandau erwähnt. Dieser wohnte 1515 in Mühlhausen.

1533 **Sebastian Schwab**. Dieser wird als Verweser der Pfarrkirche Sandau genannt. Er mußte sich verpflichten, bei seiner Kirche persönlich zu residieren. Daraus scheint hervorzugehen, daß dieser Pfarrer zu Sandau seinen Wohnsitz hatte. Auch geht daraus hervor, daß einer oder mehrere seiner Vorgänger nicht mehr in Sandau gewohnt hatten, sondern in Untermühlhausen. Wäre die Wohnung nicht nach Mühlhausen verlegt worden, wäre kein Anlaß gewesen, einen Revers wegen des Wohnsitzes zu fordern. Wenn Schober die Verlegung des Pfarrsitzes nach Mühlhausen schon in das Ende des 14. Jahrhunderts verlegt, also in die Einverleibung nach Benediktbeuren, so dürfte der Zeitpunkt zu früh angesetzt sein. Eine Pfarrverlegung ist nicht so leicht zu ermöglichen. Um das Jahr 1500 herum mag der Wechsel eine vollendete Tatsache geworden sein.

1548 **Lienhard Goppold**. Dieser hat sich verpflichtet, den Pfarrhof in

Untermühlhausen aus eigenen Mitteln zu bauen. Dieser Pfarrhof ist eine erbärmliche Hütte geworden. Meichelbeck schreibt, daß der Pfarrhof so liederlich erbaut wurde, daß er schon im dritten Jahr hat wollen einfallen. Und 60-70 Jahre später schreibt Pfarrer Trieb, daß er ein Strohdach habe, das jeder erreichen könne und daß ihn die Ehalten, welche sich weigerten, die Christenlehre zu besuchen, das Dach zerrissen, das Stroh herauszogen und bis auf den Kirchhof zerstreut hätten.

1555-1601 **Kaspar Streber**. Er stammte aus Geltendorf und war ganz ein Kind seiner Zeit. Auch er huldigte dem unpriesterlichen Lebenswandel, dem man bei dem größten Teil des damaligen Klerus begegnete und der so offen und allgemein war, daß man in weiten Kreisen kaum mehr etwas Anstößiges erblickte. Die Ursachen dieser Zustände finden wir hauptsächlich in der zu jener Zeit allgemein hervortretenden Ausartung der Lebensführung, in der sehr mangelhaften Vor- und Ausbildung der Geistlichkeit, in den zerrütteten kirchlichen und politischen Verhältnissen und in schlechten Beispielen. Im Jahre 1584 berichtete Streber, daß ihm seinerzeit, als er hier „Mähnat“ zur Kriegsrüstung geliehen, ein Pferd von 29 Gulden zugrunde gegangen sei und bittet um Entschädigung. (K. A., Hofkammerprotokolle, Bd. 59). Streber, der schon 1525 Priester geworden war, starb am 23. 10. 1601 und hat demnach ein außergewöhnlich hohes Alter erreicht. Für ihn wurde ein Jahrtag auf Montag nach der Kirchweihe gestiftet. Sein Begräbnis fand er in der Kirche, wo vor dem Speisegitter noch ein Marmorstein sein Grab deckt. — Unter Pfarrer Streber lautet ein Visitationsbericht vom Jahre 1593 über die Pfarreinkünfte: „. . . hat auch ein Widum zu bauen in Mühlhausen, hebt allein die 3. Garb im Zechent. Von Sandau, der rechten Pfarrkirch, hebt er jährlich 13 Scheffel allerlei Getreid; von Ummendorf, das er versehen muß, hat er nur den kleinen

Zechent, schreibt 8 Gulden dafür. Der Pfarrer von Landsberg hat den großen Zechent in diesem Dorf samt einen guten Widumbauern, davon er jährlich bis in 80 Scheffel Getreid. — In Reisch, darin 4 Bauern, die nach Sandau gepfarrt sind, hat der Pfarrer von Mühlhausen den großen Zechent auch nit, für den kleinen Zechent jährlich 4 Gulden.“ (B.A.). Damals waren die 3 Altäre in Unter-mühlhausen St. Benedikt, der seligsten Jungfrau und St. Sebastian geweiht.

1601-1607 **Johann Mair**. Dieser wird vom Kloster präsentiert. Er ist schon 1607 gestorben.

1607-1631 **Johann Trieb**. Mag. Johann Trieb von Stoffen hatte vorher die Pfarrei Kochel versehen. Auffallend bleibt, daß die Pfarrei von einem Weltgeistlichen versehen wurde; allein Trieb schreibt selber in einem Bericht, daß er 2 Jahre im Kloster Benediktbeuren Kaplendienste versehen habe. Erklärlich wird die Beziehung eines Weltgeistlichen durch die damals herrschenden Seuchen, die auch den Benediktbeurer Personalstand empfindlich dezimierte. Im R. A. Foundationen, Band 20, heißt es: „Hat einen Pfarrhof und einen Widem, den er selbst baut, dann in den 3 Filialen (Sandau, Reisch, Ummendorf) an Geld 87 Gulden und in Milhausen einen Zehent im Anschlag von 200 Gulden. Trieb verzichtete 1631 auf die Pfarrei Sandau, wurde auf Unterfinning präsentiert, starb aber am 28. Aug. 1631 zu Söchering beim dortigen Dekan, seinem Vetter.

1631-1644 **Andreas Dening**. (Deninger-Dinig-Tenig). Er war gebürtig von Rauhenlechsberg, studierte in Salzburg, eingeweiht 1626, bis 1631 in Obermeitingen. Unter ihm beginnen die Matrikelbücher. Auch das Salbuch wurde um diese Zeit erneut. Dening pastorierte auch Epfenhausen, welch letztere Pfarrei er dann anfangs 1644 ganz übernahm. — Pfarrer Dening hat während des Schwedenkrieges harte Zeiten mitgemacht. Er mußte fliehen, ja er

scheint ganz verschollen gewesen zu sein. Denn im September 1638 präsentierte Benediktbeuren den Priester

Cristoph Wilhelm. Das Ordinariat Augsburg war aber vorsichtig, da der Tod Denings nicht bestätigt war. So behielt es ihm alle Rechte vor. Er kehrte wirklich zurück.

1644-1646 **Mag. David Kistler**. Kistler war in Landsberg Benefiziat und Kapitelskammerer. Kistler hat die Pfarrei Sandau nebenamtlich versehen. Ausgenommen war Reisch, dessen Pastorierung der Pfarrer von Schwifting übernommen hatte. Er resignierte 1646 und zog als Benefiziat nach Landsberg, wo er 1668 starb.

Von 1646 ab sollte die Pfarrei wieder hauptamtlich versehen werden. Kistler konnte sich hiezu nicht entschließen wegen Mangel eines Pfarrhofes, von dem nicht einmal mehr eine Spur vorhanden war, wie Dekan Fiernhammer schrieb.

1649-1691 **Johann Schwarzwald**. Er war gebürtig zu Landsberg und dort Kooperator. Als er die Pfarrei antrat, war er 28 Jahre alt. Er scheint aber noch bis 1650 in Landsberg gewohnt zu haben, dann bezog er ein gemietetes Haus in Reisch. Unter ihm wurde der im Kriege ganz ruinierte Pfarrhof neu aufgebaut. (1657). Mit dem Neubau des Pfarrhofes in Mühlhausen ging es sehr langsam. Das Haus wurde in oberländischer Art fast ganz von Holz erbaut. Nachdem 600 Gulden verbaut waren, ließ der Benediktbeurer Prälat den unfertigen Bau wieder stehen und erst nach vielem Drängen und Drohen wurde der Pfarrhof nach Bewilligung von weiteren 280 Gulden vollendet. Er starb am 23. Okt. 1691 und wurde mit großer Feierlichkeit in der Pfarrkirche neben dem St.-Anna-Altar beerdigt.

Bis zum Beginn des Jahres 1692 wurde die Pfarrei interimweise von Epfenhausen versehen.

1692-1697 **Sebastian Storff** von Landsberg. Wegen vorgekommener

„Excesse“ mußte derselbe wieder abtreten.

1697-1731 **Lorenz Oetl** von Benediktbeuren. Unter ihm wurde die Filialkirche Ummendorf, deren Inneres eine Stiländerung erfahren hatte, am 28. 4. 1700 durch den Weihbischof von Augsburg neu konsekriert. Auch die Kirche in Reisch wurde während seiner Amtsführung „schiefer von Grund erbaut“.

1731-1737 **Anton Zaubzer** war wahrsch. ein Bruder des Gerichtsschreibers Johann Wolfgang Zaubzer von Landsberg.

1737-1754 **Franz Klemens Wagensail** von Landsberg. Dieser begann den 2. Band der Matrikelbücher. Unter ihm wurde das Kirchenchor restauriert (1741) und mit Stukkierung ausgeschmückt. Die Kosten hierfür trug die Witwe Magdalena Hirsauerin vom Höschlhof. (Aufzeichnung im Salbuche).

1754-1766 **Joseph Anton Wörle** von Landsberg. Er hatte seine blinde Mutter bei sich. Im Jahre 1766 kam er als Stadtpfarrer nach Landsberg und starb dort am 7. 6. 1787.

Wegen der entlegenen Filialen hielten sich die Pfarrherrn von Untermühlhausen meist Hilfspriester. Wir treffen als solche unter Storff den Kaplan Ignaz Drexl, unter Zaubzer den Kaplan Joseph Pöckhl, unter Wagensail den Kaplan Joseph Bernhard Stoiber und unter Wörle den Kaplan Franz Joseph Bayer. Letzterer wurde nach Abgang seines Pfarrers dessen Nachfolger.

1766-1772 **Franz Joseph Bayer**. Er starb, erst 45 Jahre alt, am 24. 4. 1787. Er hatte die Seelsorge in Untermühlhausen mit treuestem Eifer geübt. Da er die weltliche Proseß nicht erhielt hatte, mußten hierfür nach seinem Tode 26 Gulden 10 Kreuzer aus der Verlassenschaft bezahlt werden. Er vermachte der Kirche letztwillig 30 Gulden und die in seinem Schlafzimmer gehangenen Gemälde „Ecco homo und Mater dolorosa“.

1773-1774 **Matthias Jakob Ginther** (Gündter) von Weilheim. Bis zu seinem Amtsantritt hat die Pfarrei der

in Pitzling wohnende Prister Bonaventura Trieb vikariert. Er starb schon 1 Jahr darauf und wurde auf seinen Wunsch vor der Kirchentür beerdigt.

Nach dem Tode Ginthers vikarierte der Kaplan Ignaz Jesenwanger die Pfarrei.

1774-1795 **Joh. B. Schallhammer**. Dieser übernahm die Pfarrei im Alter von 33 Jahren. Er war ein friedlich gesinnter Mann, konnte es aber trotzdem nicht hindern, daß er mit dem Benefiziaten Zwölfjahr einen Streit wegen des Zehents auszufechten hatte. Er kam 1795 nach Secherling, Kapitel Weilheim.

1795-1805 **Josef Kayetan Huber** aus Landsberg, geb. 1860. Während seiner Amtsdauer erfolgte die Säkularisation des Klosters Benediktbeuren. Bei dieser Gelegenheit gab Huber an, daß er vom Kloster 2 Scheffel Fesen, 8 Scheffel, 2 Metzen Roggen, 1 Scheffel Gerste und 2 Sch. Haber, alles in ungefährem Anschlag von 185 Gulden, dann 8 Klafter Buchenholz im Werte von 35 Gulden bezogen habe. Außerdem sei ihm der kleine Zehent sowie der Blut- und Erbszehent zugestanden. Das Kastenamt Landsberg schlug vor, diese Bezüge auf 200 Gulden zu fixieren und in ein Geldaversalrechnis umzuwandeln.

Im Jahre 1804 wurde die Aufhebung der Pfarrei ins Auge gefaßt. Untermühlhausen sollte mit Epfenhausen vereinigt, Ummendorf aber der Pfarrei Stoffen zugeteilt und Reisch an Schwifting angegliedert werden. Die Filialen waren damit zufrieden; Untermühlhausen protestierte, jedoch erfolglos. Durch Reskript vom 1. 2. 1805 wurde die Veränderung vollzogen und es schien wirklich das Ende einer der ältesten Pfarreien des Lechrains gekommen. Da um diese Zeit die benachbarte Pfarrei Penzing durch Regnisation des dortigen Pfarrherrn Michael von Werner freigeworden war, so erhielt Huber, der 1803 vergeblich um Nachlaß der Proseß und Taxgebühren gebeten hatte, selbe übertragen. Mit Beginn des

Jahres 1805 siedelte er dahin und Untermühlhausen wurde nun von Epfenhausen aus pastoriert, zuerst (1805-1811) durch den dortigen Pfarrer Moriz Kruis, dann durch dessen Nachfolger Martin v. Predl.

Aber die Bewohner Untermühlhausens konnten es nicht verschmerzen, daß ihre uralte Pfarrei zur Filiale geworden war. Immer wieder petitionierten sie bei geistlichen und weltlichen Behörden um Herstellung des früheren Verhältnisses. So machte die Gemeinde im Jahre 1808 den Vorschlag, den Pfarrer von Oberbergen nach Untermühlhausen zu versetzen. Beide Orte seien nur eine halbe Stunde voneinander entfernt und Untermühlhausen habe einen geräumigen, jetzt leider leerstehenden Pfarrhof, während in Oberbergen kein Pfarrhaus vorhanden wäre und der dortige Pfarrer, der zugleich Benefiziat in Landsberg sei und dort wohne, einen Weg von mehr als einer Stunde zu machen habe. — Endlich errang die Zähigkeit der Gesuchsteller und die Unterstützung, die sie bei einflußreichen Persönlichkeiten, so den obersten Justizrat Freiherr von Donnersberg, fanden, den Sieg. Am 31. 8. 1813 wurde durch Allerhöchste Entschließung die Vereinigung von Untermühlhausen mit Epfenhausen wieder aufgehoben. Da aber die Einkünfte der zerstückelten Pfarrei nur gering waren, so wurde sie von Epfenhausen aus weiter versehen, d. h. jetzt vikariert, bis zum Juli 1827, wo sie endlich in dem aus Linz gebürtigen, bisherigen Pfarrer von Hechendorf, Michael Löckher, einen eigenen Seelsorger hatte.

1827-1834 **Michael Löckher**, geb. 1784, war in Untermühlhausen bis 1834, wo er als Pfarrer nach Walchsee kam. Obwohl er als Pfarrer von Untermühlhausen präsentiert war und sich selbst als solchen bezeichnete, die kanonische Institution nicht erhielt, also vom Ordinariat nur als Vikar angesehen wurde.

1834-1850 **Matthias Mack** von Hochaltingen. Zuerst war er 2 Jahre Pfarrvikar und seit 16. 6. 1836 wirk-

licher Pfarrer. Im Oktober 1850 kam er nach Raustetten bei Nördlingen.

1850-1862 **Joseph Teufelhart** von Mering. 1862 trat er in den Franziskanerorden ein.

1862-1883 **Joh. Georg Milz** geb. in Durach bei Kempten. Er starb 1883 und ist auf dem Friedhof begraben.

1883-1902 **Michael Nusser** von Günzburg. Er war ein sehr freundlicher alter Herr und bekleidete auch die Stelle eines Kapitelkammerers. Unter ihm wurde ein neues Geläute in Untermühlhausen beschafft. Er zog 1902 nach Landsberg, wo er in der Katharinenvorstadt ein Häuschen erwarb. Doch starb er bald darauf, am 2. 8. 1903 vom Schlage gerührt.

1902-1919 **Johann Baptist Schneider**, geb. 1853 in Weißenhorn, war vorher Pfarrherr in Kleinweiler. Pfarrer Schneider ist ein großer Freund der Geschichte und Kenner und Liebhaber altertümlicher Kunstgegenstände. 1907 hielt er im historischen Verein einen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag über Sandau.

Pfarrer Schneider war der letzte Pfarrherr von Untermühlhausen, dem auch die seelsorgerliche Betreuung des Weilers Sandau zustand.

Nach den Untermühlhausener Pfarrherren Dr. Hohmanner, Georg Engelhard und Johann Selin kam das Dorf zum Pfarramt Oberbergen. 1972 wurde der feuchte und baufällige Pfarrhof abgebrochen und Untermühlhausen dem Pfarramt Kaufering zugeteilt. So hat nun auch die aus der Pfarrei Sandau hervorgegangene Pfarrei Untermühlhausen ihr Ende gefunden.

Am 4. Januar 1913 hat das Königl. Staatsministerium für Kirchen und Schulangelegenheiten die Umpfarung nach Landsberg genehmigt und am 22. 1. 1913 wurde vom Ordinariat Augsburg die Umpfarung des Weilers Sandau nach Landsberg die Zustimmung erteilt.

Anmerkungen:

1) Vorstehende Zusammenstellungen über die Pfarrherrn von Sandau

sind den Arbeiten von Schober (Landsb. Geschichtsbl. 1908) und Emerich (Landsb. Geschichtsbl. 1923) entnommen.

2) Pfarr-Register Untermühlhausen, Abt. Sandau.

3) Benediktbeurer Archiv, 3. Band, Fol. 140.

Sandauer Sagen

Wo ferne Ereignisse untergegangen wären im Dunkel der Zeit, da bindet sich die Sage mit ihnen und weiß einen Teil davon zu hegen. Im Hauptwörterbuch der deutschen Volkskunde wird die Sage sogar das Archiv der Urgeschichte des Volkes genannt. Denn in den meisten Sagen steckt ein wahrer Kern. Die romantische Lage von Sandau, die frühere Bedeutsamkeit derselben und die gegenwärtige Unwichtigkeit des Ortes waren vorzüglich geeignet, verschiedene Sagen im Munde des Volkes zu erhalten. Verschiedene Forscher, wie Schober, Schöppner u. a. haben diese aufgezeichnet, sonst wären sie in der heutigen schnellebigen Zeit bereits verschollen. Diese noch bekannten Sagen sollen als Abschluß der Geschichte von Sandau nicht fehlen.

Die Stadt Sandau

Eine Sage, welche wohl die nach Landsberg zugezogenen Sandauer bewahrt hatten, behauptet, daß Sandau, als Landsberg (Phetine am Berg) noch ein Dorf war, den Namen einer Stadt geführt habe und in neuerer Zeit versunken sei.

Der Burgsel bei Sandau

Burgsel wird der Burgstall genannt, auf welchem im Mittelalter die Burg der Herren von Sandau sich erhob. Als die Burg noch stand, da wohnte in ihr ein Ritter mit seiner Gemahlin und zwei Töchtern. Die Frau war sehr hoffärtig und stolz und schöne Kleider waren ihr lieber als Amt und Predigt — Als einst der Herr abwesend war, wollte sie mit ihren Töchtern ausfahren. Schon saßen sie im Wagen und der Kutscher wollte eben die Pferde antreiben, als es in der nahen Kirche von Sandau zur Wandlung läutete.

Rasch sprang der Diener vom Bocke, nahm den Hut ab und betete. Die vermessene Frau aber rief: „Fahre zu in Teufels Namen!“ Da krachte ein gewaltiger Donnerschlag, die Erde erbebte und vor den Augen des entsetzten Kutschers versanken Schloß, Frau und Töchter, Pferde und Wagen in einem gähnenden Schlund, der sich ob ihnen wieder schloß. — Im unterirdischen Gewölbe aber sitzt seitdem die verwunschene Frau, die sich nur hie und da, zu gewissen Zeiten wehklagend sehen läßt und vergebens auf Erlösung harret.

(Panzer I, 52 und Schöppner I, 467)

Höhlung bei Sandau

Oberhalb Sandau war eine Höhlung, welche so hoch war, daß ein Mann darin aufrecht stehen konnte und die noch vor einem halben Jahrhundert (also voriges Jahrhundert) weit landeinwärts gegangen sein soll. Waghäse sollen damals bisweilen den schauerlichen Ort besucht haben, weil sie hofften, Geld und Reichtümer zu finden, die dort begraben wären. Einige hätten große Kisten gesehen, welche aber von gewaltigen Hunden mit feurigen Augen bewacht worden wären. Mit größter Gefahr sind diese kühnen Männer wieder zurück gekehrt und dann hat es lange kein Mensch mehr gewagt, die unterirdische Reise vorzunehmen. — Seit einem Jahrhundert oder länger war man der Meinung, diese Höhlung sei der Ort gewesen, wo man im Schwedenkriege und zu anderen unruhigen Zeiten die Schätze verborgen habe, die jetzt der Teufel bewache. Auch glaubt das Volk, daß die Höhle unter der Erde bis Penzing fortgelaufen und ihren Ausgang in der ehemaligen Schloßkapelle dortselbst gehabt habe. Einige sagen auch, daß dieser unter-

irdische Gang zu geheimen Gerichten (Vehmgerichten) benützt worden sei.

(Schöppner, Bd. II, Nr. 892)

Die erste Sage hat die Überlieferung bewahrt, daß Sandau ein bedeutender Ort war, als die Stadt Landsberg noch nicht und nur das Dorf Phetine existierte. Die andere Sage, daß die Burg Sandau mit einem krachenden Donnerschlag in den gähnenden Schlund versank, paßt so recht an die etwa 1400 Meter weiter nördlich 1957 aufgedeckte vorchristliche Urzeitsiedlung, wo der reißende Lechstrom an die Steilwand braust und so ständig Teile dieser Ursiedlung krachend in den Lech versinken. Hier ist nur der Ort verwechselt worden und der ältere Ort wurde auf die jüngere Sandauer Burg bezogen, die noch besser in Erinnerung geblieben ist. Denn unter „versinken“ versteht man einen langsameren oder schnelleren Bergsturz, der dort gegeben, am Burgstall aber nicht möglich war.

Es gibt auch andere Beispiele, wie z. B. der Tartscher Bühel bei Mals im Obervinschgau, die so recht mit

(Siehe Abbildungen Nr. 1-7)

Sandau vergleichbar sind. Hier war eine urzeitliche Siedlung und Wallburg, was durch Sagen und Funde erhärtet ist. Auch hier besteht eine alte Sage, daß auf diesem ausgedehnten Hügel einmal eine Stadt gestanden habe, die durch den Übermut der Bewohner untergegangen sei. In Wirklichkeit kann man annehmen, daß es sich überall, wo die Sage von einer untergegangenen Stadt oder einem zerstörten Schlosse (wie am St.-Sisinius-Hügel bei Laas) besteht, um alte Wallburgen handelt, die beim Einzug der Römer im Jahre 16 v. Chr. zerstört worden sind. Daß am Tartscher Bühel eine uralte Siedlung bestanden hat, beweisen die vielen urzeitlichen Funde, wie ein Hirschhorn mit alter Inschrift, Wohngruben (?), Spuren von Ringwällen und Hüttenlehm. Auf diesem Hügel steht die uralte St.-Veits-Kirche, früher dem hl. Michael geweiht, sicherlich an Stelle einer früheren heidnischen Kultstätte. Hier hängen auch noch zwei Glocken von alter Form und eigenartigem Klang aus dem 14. Jahrhundert (wie in Sandau). Hier war auch eine alte Gerichtsstätte (Malstatt) und am 15. Juni wurde der St.-Veits-Markt abgehalten. (Schgör im Schlern 1957).

Wohnstätte aus grauer Vorzeit

Archäologisch bedeutsame Funde bei Sandau

Von Eduard Pflanz

Auf einer dem Ostufer des Lechs nahen Kiesinsel zwischen der Kaufe-ringer Eisenbahnbrücke und Sandau fand im Jahre 1957 der Kaufe-ringer Malerlehrling Alfons Schmid beim Baden zwei metallene Gegen-stände. Während er den einen total verschmutzten Gegenstand, der drei bis vier Widerhaken hatte und wahrscheinlich eine Harpune gewesen sein könnte, wieder in den Lech warf, nahm er den anderen Gegenstand wegen seines grünlichen Aussehens nach Hause. Ich sandte diesen Metall-gegenstand an das Landesamt für Denkmalspflege nach München und es zeigte sich, daß es sich um einen archäologisch bedeutsamen Fund han-delte. Es ist ein selten gut erhaltener Hohlbronzemeißel aus der Hall-stattzeit (10. Jahrhundert vor Christus), wie sie meist bei Depotfunden zutage treten. Da ich diese Gegend von Jugend auf kenne, war mir bald klar, wie dieser Hohlbronzemeißel in den Lech gelangt sein konnte.

Befestigte Ursiedlung

Am rechten hohen Lechufer, unterhalb der Sandau, rund 2,5 Kilometer vom Landsberger hohen Kreuz entfernt und hart nördlich der Landsberger-Sandauer Gemarkung, zieht ein noch ca. 80 cm hoher und 100 Meter langer, stark abgeflachter Wall in gerader Richtung vom Lechsteilhang zum Leitenweg. Ich begann die Ackeroberfläche beiderseits des Walles an Wintersonntagen nach der Schneeschmelze in den Jahren 1957/58 abzusuchen und ich fand hier und auch im abstürzenden Steilrand über 400 Gefäßscherben aus vorchristlicher Zeit und auch solche aus der Römerzeit; ferner eine Anzahl aus dem Mittelalter und der Neuzeit.

Das erste Fundmaterial wurde noch vom Altmeister der Bayerischen Forschung, Professor Reinecke, und auch von Frau Dr. Ritter (Prähistorische Staatssammlung) überprüft. Von den späteren Funden konnte noch keine Zeitstellung aus berufenem Mund erfolgen. Von den ersten Scherben gehören eine Anzahl ziemlich sicher und einer bestimmt der Jungsteinzeit (2000 Jahre vor Christus) an, der größte Teil stammt aus der Bronzezeit und der Hallstattzeit. Zwei Randscherben und ein typischer Graphitscherben sind

keltisch. Acht Scherben und eine ausgebleichte Sigillatascherbe einer Bildschüssel mit dem abgebildetem Oberkörper eines Athleten sind einwandfrei römisch. Ebenso ein größeres Reibschalenfragment. Auch fand ich im Acker ein vorchristliches, 10 cm hohes, aus Ziegel geformtes durchlochstes Webgewicht. Zehn Eisenschlacken verschiedener Größe weisen auf einen Eisenverhüttungsplatz hin. Diese fanden sich südlich und nördlich des Walles, jedoch alle in Hangnähe. Außerdem fand ich Nägel, Eisenteile, grünliche, blasenreiche Glasscherben, Eberzähne, Knochen und viele Ziegelbrocken, von denen die meisten römischen Ursprungs sein dürften.

Bei einer einzigen kleinen Probe-schürfung in nur Hauenbreite in zwei Meter Länge südlich unterhalb des Walles kam in 70 cm Tiefe ein vorchristlicher Schleifstein zutage, und in 90 cm Tiefe beginnt eine schwarze Rußschicht, in der vorchristliche Gefäßscherben lagen. Diese Oberflächenfunde zeigen sich im Acker beiderseits des Walles, weitaus zahlreicher aber südlich davon. Am Wall selbst lassen sich keinerlei Spuren einer Mauer feststellen.

Dieser Wall liegt am Hochplateau des rechten Lechsteilhanges, wird

westlich vom Steilhang, östlich vom vorbeiziehenden Leitenweg, nördlich und südlich von zwei tiefeingeschnittenen, von Wildwasser gebildeten Schluchten begrenzt. Das südliche Drittel dieses Acker- und Wiesengeländes durchzieht der Wall. Die südliche Begrenzung dieser befestigten Siedlung ist leicht gebogen der natürlichen Lage angepaßt und weist dem zur Halde abfallenden Hang zu einen etwa 60 cm tiefen Graben mit den letzten Resten eines vorgelagerten Wallen auf. Der Leitenweg zieht hier nicht geradewegs nach Norden, sondern biegt in nordöstlicher Richtung bis zum Wallende aus, um hier wieder nach Nordwesten zur nördlichen Schlucht einzuschwenken. Nur im Winter ist der letzte Rest eines Wallen sichtbar, der vom Ende des östlichen Wallen über den Leitenweg hinaus nach zehn Meter in süd-südöstlicher Richtung in etwa 60 Meter Länge verläuft. Von diesem Eckpunkt ist eine gerade Linie ohne erkennbaren Wall zum Eingang des Schluchtweges, der zur Schullehrerwiese führt. Diese über den Weg führende östliche Seite der Siedlung bezeichnen heute noch die Flurkarten. Der der Leite entlang ziehende uralte Weg ist also absichtlich durch die befestigte Siedlung hindurchgeführt worden. Damit war der ganze Durchgangsverkehr kontrollierbar.

Es handelt sich um eine sogenannte Abschnittsbefestigung, da diese an zwei Seiten durch Berghänge abgeschnitten ist. Die Westseite bildet eine ständig abbröckelnde Sand- und Kiesreiße, da der Lech nach der Umfließung der Sandau seit Jahrhunderten hier wild an den Hang prallt, ständig Land wegreißend, um dies weiter unten auf sich bildenden Kiesinseln wieder anzuschwemmen. Nur hier kann der Holzbronzemeißel in den Lech gestürzt und weiter unten wieder angeschwemmt worden sein.

Am Steilhang nördlich des Wallen, 60 cm unter der Erdoberfläche, zeigte sich eine drei Meter lange, waagrechte Reihe von 10 cm hohen Rollsteinen. Oberhalb dieser Rollsteine

lagen mehrere grobkörnige Scherben, anscheinend der Bronzezeit angehörend. Ganz am Hang der abschließenden nördlichen Schlucht fanden sich fünf vorchristliche Scherben und drei zusammengehörige Randscherben eines keltischen Gefäßes. Auch hochmittelalterliche Gefäßscherben fanden sich hier. An diesem Nordwesteck ist noch der Rest einer Terrasse sichtbar, die sich vielleicht früher den ganzen Steilhang südlich bis zur Quelle hinzog. In der Mitte der Kiesgreiße, oberhalb des Flnzes, entspringt eine Quelle, die ebenfalls zum Hangabsturz beiträgt.

Rätselhaftes Bodendenkmal

Nur einige Meter nördlich des Weinganges zur Schullehrerwiese am südöstlichen Eck dieser Urzeitsiedlung unmittelbar am westlichen Wegrand befand sich eine Kesselgrube mit 1,40 Meter Tiefe, einer West-Ost-Breite von 25 Meter und einer Süd-Nord-Breite von 18 Meter, am oberen Rand gemessen. Die tiefste Stelle von 1,40 Meter lag etwas mehr an der westlichen Seite. Dieses rätselhafte und merkwürdige Bodendenkmal wurde im Sommer des Jahres 1960 eingefüllt. Glücklicherweise habe ich diese Grube photographisch festgehalten.

Die Abschnittsbefestigung hat eine Breite von 130 Metern und eine Tiefe von 70 Metern, umfaßte also eine Fläche von rund 9100 Quadratmetern. An der Westseite sind jedoch sicherlich in den Jahrtausenden 10—20 Meter abgestürzt und in den Fluten des Lechs versunken. Etwa 100 Meter südlich dieser Ursiedlung ist noch ein kurzer, abgeflachter Wall erkennbar, der vom Weg zum Rande der Leite führt. Auch diese Bodenhebung ist heute noch in den Katasterblättern eingezeichnet unter Pl.-Nr. 1309.

Inwieweit die Römer nach der Eroberung des Landstriches rechts des Lechs, die nach neuesten Forschungen erst Anfang des ersten Jahrhunderts erfolgte, diese Abschnittsbefestigung sich dienstbar machten, könnten nur planmäßige Grabungen

durch Fachleute aufklären. Keine Urkunde zeugt von dieser Wohnstätte aus grauer Vorzeit, deren Geschichte im Boden begraben liegt². Bewundernswert ist der Sinn dieser vergangenen Völkerschaften für die Wahl ihrer Wohnstätten, für die Zweckmäßigkeit der Lebensbedingungen und für die Verteidigung, verbunden mit der Schönheit der Landschaft. Bester Boden gab die Grundlage für Ackerbau und Viehzucht, der Lech für den Fischfang und die weiten Fluren für die Jagd. Drei Quellen spendeten köstliches Wasser. Frei schweift der Blick hier nach allen vier Himmelsrichtungen³, weit hinein auch ins weite Lechfeld und ins Gebirge. Die jenseits des Lechs gelegene römische Heerstraße Via Claudia und früher schon vorchristlicher Weg, ist hier auf weiter Strecke einzusehen.

Verschiedene Sagen ranken sich um den etwa 100 Meter südlich gelegenen Burgstall der Ritter von Sandau, die seit dem 10. Jahrhundert welfische Ministerialen waren. „Mit einem krachenden Donnererschlag soll das Schloß in einen glühenden Schlund versunken sein“. — „In einer Höhle bei Sandau soll ein Schatz vergraben liegen, bewacht von einem Hunde mit glühenden Augen“. — Eine andere Sage, die die alten Landsberger bewahrten, behauptet, daß Sandau zur Zeit, als Landsberg noch ein Dorf war, den Namen einer Stadt geführt habe und in neuerer Zeit versunken sei. Letzteres kann insofern wahr sein, als man unter dem Versinken einen schnelleren oder langsameren Bergsturz versteht, welcher den an der pralligen Wand des Ufers nagenden Lechstrom durch Untergrabung wahrscheinlich veranlaßt hat. Da der Burgstall von Sandau vollständig erhalten ist und der Lech hier nicht wegen der vorgelagerten Au an den Hang anbrausen kann, passen diese Sagen wohl so recht hierher an diesen vergessenen Ort, der wirklich in ständigem Absturz begriffen ist. Es könnte vermutet werden, daß die von den Rö-

mern vertriebenen Ureinwohner weiter oberhalb auf der Höhe von Sandau angesiedelt wurden, von wo sie erst im 14. Jahrhundert, des besseren Schutzes wegen, freiwillig nach Landsberg zogen. Schober nahm an, daß der Ort Sandau eine Kultstätte der ersten Bewohner des Lechrains gewesen sei.

Hauptsächlich die hartgebrannten Gefäßscherben sind es, die im Boden die Jahrtausende überdauern und heute Kunde geben von den Völkerschaften, die hier hausten. Wohl schon die Menschen der ausgehenden Steinzeit haben hier ihre Wohnstätten errichtet und befestigt. Denn die Zeiten waren damals schon unsicher. Sie unterlagen den nachfolgenden Völkerschaften, die Bronze (Metallmischung von Kupfer und Zinn) kannten, und diese wurden wieder abgelöst von den Völkern der Hallstatt- und Keltenzeit, die das härtere Eisen mitbrachten.

Die südliche Begrenzung dieser urzeitlichen Befestigungsanlage ist in der Schullehrerwiese so steil abfallender, heute bewaldeter Hang. Die daraus entspringende Quelle hat im Laufe vieler Jahrhunderte einen großen Kessel ausgearbeitet. Das im starken Gefälle dem Hang zu rauschende Bächlein wurde verstärkt vom Zulauf einer schwächeren, heute versiegten Quelle, die von der südlichen Halde her kam. Dieser Ort trägt den alten Flurnamen „Brunnenbichl“.

Römische Badanlage am Brunnenbichl

Als ich 1958 nach Absuchen obiger Aecker meine schmutzigen Hände an dieser Quelle wusch, sah ich am oberen Bachrand einige winzig kleine Ziegelscherben in gleicher Höhe hervorspitzen. Bald zog ich einige Plattenscherben hervor und auch am überhängenden, abfallenden Hang wurde überall weißer und roter Mörtel, Tuff-Ziegel- und Kieselsteine, sowie vier Stückchen grünes, blasenreiches römisches Glas sichtbar. Nach einigen Hauenhieben kamen in nur geringer Tiefe zwei Hypokau-

sten-Ziegel, im Format 20 x 20 cm und in 5 cm Stärke, zutage⁴. Ueberall in der Mulde nördlich des Bächleins, aber auch teilweise südlich davon, zeigten sich Bruchstücke von Falzziegeln mit starkem Rand (tegula), von Heizröhren (tubuli), von Hohlziegeln (imbrax) und eine Menge Kalkmörtel, auch mit typisch rotem Ziegelkleinschlag. Interessant ist ein Bruchstück einer Hypokaustenplatte mit einem doppelten Hundfußabdruck⁵).

Die Lage und die Fundgegenstände lassen mit Sicherheit schließen, daß es sich hier um ein römisches Gebäude, eine Badanlage, handelt. Von dieser Anlage ist wohl kaum noch die Hälfte vorhanden, da wesentliche Teile durch den ständig abrutschenden Hang in den Fluten des Lechs versunken sind. Die unterhalb auf Kiesbänken des Lechs anzutreffenden Ziegelsteine stammen wohl hauptsächlich von diesem Platz. In meiner Jugendzeit sind hier abermals gut drei Meter abgestürzt. Obwohl seit einigen Jahrzehnten der Lech nun nicht mehr an den Steilhang prallt, ist der Berg weiterhin im Abrutschen. Leider konnte eine Ausgrabung des Restes dieser römischen Badanlage bisher nicht durchgeführt werden⁶).

Unterhalb dieser Stelle fanden anfangs dieses Jahrhunderts Einwohner von Sandau, Frau Leser, geborene Weber, und ihr Bruder, als der Lech sehr wenig Wasser führte im Flußbett ein menschliches Skelett, bei dem auch ein kleines Hufeisen lag. Sie haben damals die Funde abgeliefert, aber nichts mehr davon gehört⁷).

Zwei römische Brandgräber

1. Brandgrab: Am fast überhängenden westlichen Steilhang oberhalb am Hochplateau der Abschnittbefestigung, halbkreisförmig vorstehend, wurden abrutschende Gefäßscherben sichtbar. Andere Randscherben reichten weiter in den Boden. Am 17. April 1958 barg ich, auf dem Bauche liegend, unter Mitwir-

kung von Hans Prummer, eine Urne, deren äußere Teile bereits abgerutscht, aber mühsam am nicht ungefährlich steilen Hang noch gefunden werden konnten. Die Urne, vielfach gesprungen, war unbedeckt, der obere Rand in nur 40 cm Tiefe und bis obenauf vollgefüllt mit Leichenbrand. Sie hat 17 cm Höhe, 18 cm stärkste Weite, 12 cm Mündungsdurchmesser, Standfläche 8 cm Durchmesser. Diese Urne konnte wieder vollständig zusammengesetzt werden.

Fünf Zentimeter links vom oberen Urnenrand entfernt kamen Teile eines grauroten, feintonigen Tellers, 2,5 cm hoch und mit 16 cm oberem Raddurchmesser zutage. Dieser Teller war zerbrochen und Teile durcheinander etwas tiefer und seitlicher gelagert, ein anderer Teil war bereits den Hang hinabgerutscht und konnte nicht mehr gefunden werden. Dreiviertel dieses Tellers konnte im Original zusammengesetzt werden; ein Viertel wurde ergänzt. Da dieser Teller genau auf den Urnenrand paßt, könnte er vielleicht ursprünglich der Deckel gewesen sein.

Dicht hinter diesem Teller lagen Teile eines hellgrauen, teilweise hellbraunen Henkel- oder Flaschenkrügleins und etwas weiter quer in der Brandschüttung liegend der andere Teil. Das Gefäß war nicht vollständig vorhanden. Es konnte nur das Bodenstück mit Wandteilen zusammengesetzt werden. Dieses hat einen Durchmesser von 6,5 cm; der Flaschenhals mißt 3 cm Länge, einen Durchmesser von 2,5 cm und der Halsrand 4 cm Durchmesser. Das bauchige Krüglein dürfte 13 cm Durchmesser gehabt haben. Der Henkel war nicht mehr vorhanden. 14 weitere Scherben gehören zu diesem Gefäß.

Hinter der Urne, wirt durcheinander, tiefer und höher liegend, zeigten sich Teile einer grobtönigen Schale oder Schüssel aus brüchigem, schwarzbraunen Ton. Die Schüssel konnte wieder zusammengesetzt werden, jedoch stark künstlich ergänzt.

Die Höhe beträgt 5 cm, die Standfläche hat 14 cm, der Raddurchmesser ist 17 cm.

Diese Gefäße befanden sich auf einer Fläche von 30 x 40 cm, die größtenteils mit Brandschutt und dunklerem, lockeren, etwas speckigen Erdrich gefüllt war mit kleinen Knochenresten und vier Nägeln. Auch vorrömische Scherben lagen in diesem Leichenbrand, von dem sichtbar bereits 10 cm abgestürzt war. Die Größe dieses Urnengrabes kann mit 40 x 40 cm Durchmesser angenommen werden. Es hat den Anschein, daß die Bestattung in einer Kiste erfolgte. Wahrscheinlich handelt es sich um ein Brandschüttungsgrab.

2. Brandgrab: Einen Meter nördlich vom ersten Brandgrab entfernt, ebenfalls ganz am abfallenden Steilhang, kamen weitere Scherben und Branderde zum Vorschein. Bei sehr vorsichtiger Bergung, wobei stets die Gefahr des Abrutschens der Scherben bei dem überhängenden Hang bestand, zeigten sich Scherben verschiedener Gefäße in der Brandschüttung, die auf größerer Fläche verstreut waren. Im Leichenbrand lagen kleine Knochenreste, 12 vierkantige eiserne Nägel, drei Stückchen geschmolzenes grünes Glas, das bei der Verbrennung der Leiche an die Gefäßscherben angeschmolzen wurde, zwei Stückchen Hornstein, ein mittelalterlicher und eine größere Anzahl vorchristlicher Scherben. Von der Brandurne waren nur Teile des Bodens mit Wandstückchen und ein größerer Gefäßrand aufzufinden. Diese Teile hatten dieselben Maße, Form und Farbe wie die Urne beim anderen Brandgrab. Dieses Grab war offensichtlich schon in früher Zeit zerstört worden und Teile davon sind sicher den Hang hinuntergerollt. Es konnte noch folgendes geborgen werden: Eine feintonige, graurötliche Kragenschüssel mit Kragenrand, 6,5 cm hoch, kleine Standfläche mit 5,5 cm Durchmesser, 1,5 cm breiter Kragenrand. Der obere Schüsselrand

hat 12,5 cm Durchmesser. Diese Schüssel, allerdings stark ergänzt, konnte zusammengestellt werden.

Zu verschiedenen Gefäßen gehören feintonige, graurötliche Wandstücke mit einem teilweise erhaltenen Bodenstück, Teile einer grauen Schale mit Randscherben und Bodenansatz, Boden-Wand- und Randstück einer graurötlichen Schale, zwei Randstücke einer feintonigen, graurötlichen Schale und je ein Rand- und Bodenstück mit einer Menge Wandungsscherben eines ziegelrottonigen kleineren Gefäßes mit drei dicken und auch gebogenen Rillen, so daß man fast annehmen könnte, daß dieses Grab ursprünglich ausgemauert war. Auch bei diesem Brandgrab lagen zahlreiche vorrömische Gefäßscherben verstreut, darunter fünf Randscherben, ein Bodenstück und ein Traghenkel, die aus der Bronze- oder Hallstattzeit stammen dürften. Drei weitere hellgraue Gefäßscherben aus ganz feinem Ton könnten (nach Professor Reinecke) möglicherweise der Bandkeramik angehören, die diesen feinen Ton bereits herstellten. In der Zwischenzeit von rund 2000 Jahren bis zur Römerzeit ist dieser feine Ton bei uns nicht mehr vorzufinden.

Das Vorhandensein zahlreicher vorchristlicher Gefäßscherben inmitten der römischen Brandgräber beweist, daß diese Brandbestattungen auf älterem vorrömischen Kulturboden erfolgt sind.

Die Gepflogenheit der Römer, ihre Grabstätten in der Nähe von Verkehrswegen zu errichten, bestätigt sich auch hier. Es zeigte sich hier, wie auch in der Mühlau bei Epfach, die Neigung der Römer, ihre letzten Ruhestätten auch an aussichtsreichen Hochrändern der Flußufer anzulegen. Beide Brandgräber liegen 100 Meter westlich vom Leitenweg.

Römische Villa: Südlich des Bächleins und des römischen Bades breitet sich auf einer Terrasse des Lechsteilhangs, umgeben von Wald und rauschenden Quellen ein reizendes grünes Eiland aus, die auch bota-

nisch interessante sogenannte Schullehrerwiese⁹. Diese schöne Wiese ist nun leider vor etwa 20 Jahren aufgeforstet worden¹⁰.

Es war mir klar, daß das Hauptgebäude, wahrscheinlich ein römischer Gutshof, „Villa rustica“ genannt, unweit der Badeanlage, zu finden sein müsse. Dies bestärkte eine Erzählung von Walch, Penzing, der anfangs dieses Jahrhunderts als Bub mit zwei alten Frauen vom Vorderen Anger, nach dem Besuch des Gottesdienstes in Sandau zum anschließenden Ausflug zur Schullehrerwiese mitgenommen wurde. Am mittleren Haldengang sagte Frau Neugart: „Siegst Bub, dort, wo du die sechseckigen Streifen mit dem dünnen Gras und weiter südlich die viereckigen Streifen siehst, da muß vorzeiten ein großes Gut gestanden sein, denn die dünnen Grasstreifen deuten auf Mauern unter der Erde“.

Bei der von Walch bezeichneten Stelle zeigten sich aber bei einigen Versuchungsschürfungen keinerlei Spuren einer Mauer oder Gebäudeschutt, dafür aber an der von mir vermuteten Stelle in der Nähe des Eingangs vom Schluchtweg am nordöstlichen Teil dieser Wiese. Ich machte eine Anzahl kleiner Versuchslöcher (die ich sofort wieder einfüllte) und schon nach den ersten Hauenhieben kamen in verschiedener Tiefe grauer und rötlicher Mörtel mit Ziegelkleinschlag, Tuff-, Kiesel- und Ziegelbruchstücke von Dachziegeln, Heizröhren und Hohlziegeln, Mörtelplatten mit einseitigem, grauen, dünnen, harten Belag, Ziegelstücke mit Rillenrandverzierung, mit Zierrillen und Linien, und starke, grünlich-graue Ziegelstücke mit glatten Wänden, 4—6 cm starker Wandverputz mit tadellos erhaltener Bemalung, meist mit pompejanischem Rot, aber auch welche mit hellen Farben, sowie ein Wandverputzstück mit braunen, dunkelrotbraunen, hellen und rötlichen Streifen, zutage. Die bemalten Seiten lagen stets unterhalb im Boden. Auch zahlreiche Tierknochen, viele eiserne

Nägel, einige Tierzähne und viele verbrannte Tuff- und Kieselsteine zeigten sich. Einmal kam eine ausgedehnte Rußschicht zum Vorschein.

Dies beweist eindeutig, daß diese römische Villa im Gegensatz zu Haltenberg, wo keinerlei Brandspuren feststellbar waren, einem Brande zum Opfer fiel.

An Gefäßscherben (lediglich Streuscherben) konnte ich folgendes finden: Ein Drittel Randstück einer Sigillata-Schale mit Rillenverzierung, ein halbes Bodenwandstück eines Sigillata-Krügleins, ein Randstück einer Sigillata-Bildschüssel mit zerstörtem Bild, ein 18 cm langes Randstück einer rotbraunen Reibschale, drei weitere rotbraune Randstücke größerer Schalen (bei einer noch braune Farbe erkennbar), ein großes Bodenstück einer weiteren Reibschale, ein graubraunes Bodenstück mit Resten rotbrauner Farbe, ein breites, 11 cm langes Randstück einer weiteren Reibschale, ein schwarzbraunes Bodenwandstück, ein graurotes Gefäßrandstück (wohl Sigillata), ein hellgraues und ein schwarzbraunes Gefäßstück mit laufenden Rillen, eine rußige schwarzbraune Scherbe, eine kleine, braun bemalte, helle Scherbe mit brauner Streifenverzierung, eine kleine gebogene Scherbe, innen hell, außen dunkelgrün. Ferner gut 100 weitere Gefäßscherben, rotbraun, hellbraun, schwärzlich braun, grau, schwarz und beige.

Nordöstlich des Fichtenwäldchens kamen die Grundreste einer 80 cm starken Mauer zum Vorschein. Diese scheint die nördliche Abschlußmauer der Villa gewesen zu sein. Südlich davon, dem Waldeck zu, breitet sich ein grober Estrich aus. 20 Meter südlich dieser nördlichen Mauer zeigte sich eine 30 cm starke Mauer, die auf weißem Kalkmörtel ruht. Beide Mauern ziehen von Ost nach West. Im Walde, gut 20 Meter südlich der nordöstlichsten Mauer, befinden sich die Grundreste einer rechteckigen Mauer mit 25 cm Stärke. Dieses Rechteck hat eine Breite von Ost

nach West mit 95 cm und eine Länge von Nord nach Süd mit 70 cm. Der 45 cm verbleibende innere Zwischenraum ist mit lockerem, weißen Mörtel gefüllt. Unweit davon zieht eine Grundmauer von Südost nach Nordwest. Ein abweichendes Stück hat die Richtung dem Haldenhang zu. Nicht weit vom nordöstlichen Fichtenwaldeck sind die Grundreste einer 20 cm starken Tuffmauer, die ebenfalls von südöstlicher nach nordwestlicher Richtung verläuft. Die Fundamente sind aus Tuffsteinen, aber auch öfters mit Rollsteinen vermischt. Der Tuff konnte unmittelbar vom anschließenden Lechhang entnommen werden ¹⁾).

Meine unvollständigen kurzen Schürfungen gingen nicht über 70 cm tief in den Boden und erreichten meist nicht das Ende römischer Spuren. Diese hatten nur den Zweck, den Standort dieses römischen Gebäudes aufzufinden und dessen Existenz ausreichend durch Bodenfunde zu beweisen. Es kann aber trotzdem folgendes gesagt werden: Das römische Gebäude erstreckte sich mit Sicherheit über die nun entstandene vier Meter breite Waldschneise und wahrscheinlich noch etwa sechs Meter über diese den buschigen Hang hinauf zum beginnenden Hochwald. Kurz nach Beginn des Fichtenwäldchen kamen auffallend viele Heizröhrenfragmente zum Vorschein, so daß angenommen werden kann, daß sich hier heizbare Räume befanden.

Das Gebäude hatte wohl Rechteckform und wurde terrassenförmig an den Hang hin erstellt. Die nachgewiesene Länge von Nord nach Süd beträgt 30 Meter, die vermutete Breite ca. 25 Meter. Die Anlage erfolgte in windgeschützter, sonniger Lage mit schönem Blick ins westliche Land, zum Gebirge und zur römischen Heerstraße Via Claudia. Der Eingang war sicherlich nordöstlich. Die Gebäude waren mit Ziegel bedeckt; die ganze Anlage dürfte mit einer Umfassungsmauer umgeben gewesen sein, wie fast immer anderwärts, mit einem offenen Innenhof.

Auf Grund der von Reinecke festgestellten früheren Gefäßfragmente dürfte die Anlage noch Ende des ersten Jahrhunderts nach Christus errichtet worden sein. Es war wohl das Haus eines römischen Offiziers oder Verwaltungsbeamten, oder eines reichen römischen Kaufmanns. Die Zerstörung durch Brand erfolgte vermutlich im Jahre 233, als die Alamannen zum erstenmal den römischen Limes im Norden durchbrachen, den Lech entlang brennend nach Süden stürmten und die römische Villa in Haldenberg und Epfach-Abodiacum vernichteten.

Weitere Gebäude vermute ich südlich der Villa, da, wo die Eschenpflanzung beginnt und noch weiter südlich. Solche Gebäude können aber auch oberhalb gestanden sein.

Während die vorrömischen Völkerschaften ihre Wohnstätten auf den Hochlagen an den für die Verteidigung geeigneten Stellen anlegten, errichteten die Römer ihre Villen am Lechraim mit Vorliebe an sonnigen, windgeschützten Halden neben dem damals sicherlich nicht unbedeutenden Verkehrsweg rechts des Lechs. Die Errichtung eines Begräbnisplatzes innerhalb der vorrömischen Abschnittsbefestigung beweist, daß die anpassungsfähige keltische Bevölkerung schon bald nach der römischen Besetzung sich befriedete und keinerlei Gefahr mehr für die Römer von dieser Seite zu befürchten war.

Alle Funde wurden dem Landsberger Museum übergeben. Der Hohlbronzeweißel ist in Privatbesitz.

Anmerkungen:

- 1) Der obere Teil wurde vor wenigen Jahren eingefüllt — Pl. Nr. 1329.
- 2) Diese Ursiedlung hat Pl. Nr. 1310 der Gemarkung Kaufering und liegt südlich von dort etwa 1,5 Kilometer entfernt.
- 3) Die Lechleite war früher unbewaldet.
- 4) Die Fußböden dieser römischen Bäder ruhten auf meist 70 cm hohen

Säulchen, die oben stärkere Platten verbanden. Die unter dem Fußboden befindliche Luftschicht wurde von einem Ofenloch außen erhitzt; die Seitenwände wurden von nach oben geführten Heizröhren erwärmt.

5) Solche Abdrücke finden sich meist in- und nebeneinander. Früher lagen die Ziegel zum Trocknen am Boden. Es ist aber auch möglich, daß es sich um religiöse Bräuche handelt.

9) Diese Badeanlage liegt in der Gemarkung Kaufering, Pl. Nr. 1461.

7) Fälschlicherweise meinte man, es handle sich um Reihengräber.

8) Der Flurname „Schullehrerwiese“ kommt daher, weil diese Wiese früher dem Lehrer zur Nutzung gedient hatte.

10) Diese Wiese hat die Pl.-Nr. 1462, gehört zur Gemarkung Kaufering und ist im Besitz der Kirchenstiftung Kaufering-Dorf.

11) Auch die Stadt Landsberg hat hier jahrhundertlang Tuff gebrochen.

(Abb. 8-10 im Bildanhang)

Ein Römerort im Kreise Landsberg

Abodiacum-Epfach: Halbes Jahrtausend Geschichte am Lech

Von Klaus Münzer

Das Besondere an Abodiacum ist, daß sich an diesem Fundort die gesamte Römerzeit seit der militärischen Besetzung im Jahr 15 vor Christus ablesen läßt: die Phase der Militärstationen unter Augustus und Tiberius, die friedliche Provinzialzeit seit Kaiser Claudius, schließlich die unsicheren kriegerischen Zeitläufe vom ersten Alamanneneinfall im Jahre 233 bis zum Ende der Römerherrschaft in Bayern am Beginn des 5. Jahrhunderts; also fast ein halbes Jahrtausend der Geschichte unserer Heimat am Lech. Die späteste Phase dieser Entwicklung ist in Epfach zuerst ans Licht getreten, und zwar in der Gestalt der spätrömisch befestigten Siedlung auf dem Lorenzberg, einem ehemaligen Umlaufberg am Lech bei Epfach. Als der Schongauer Landrichter Lorenz Boxler 1830 die Mauern dieser Siedlung freilegte, fand er darin Steine in zweiter Verwendung, die den Ruinen der 233 zerstörten mittelrömischen Straßensiedlung Abodiacum entstammten, deren Reste unter dem heutigen Dorfe Epfach seit 1906 ergraben worden sind. Als schließlich in den Jahren 1953 bis 1957 unter der Leitung von Joachim Werner die von Boxler entdeckte spätrömische Befestigung untersucht wurde, stieß man überraschend unter den spätrömischen Anlagen auf die Spuren einer früh-römischen Militärstation, über die Günter Ulbert in seiner Habilitationsschrift berichtet. Die Ergebnisse der genannten und weiterer archäologischer Forschungen sollen hier zusammenfassend dargelegt und in eine Darstellung der geschichtlichen Entwicklung unseres Landes zur Römerzeit eingeordnet werden.

I. Die früh-römische Militärstation

Wenn von den Spuren römischer Soldaten auf dem Lorenzberg berichtet werden soll, muß zuvor die Eroberung des Gebietes zwischen Alpen und Donau im Jahre 15 v. Chr. und das strategische Konzept nach der Besetzung dargestellt werden. Damals lebte in diesem Gebiet das keltische Volk der Vindeliker, deren Hauptort und Fürstensitz das Oppidum Manching bei Ingolstadt war. Die Vindeliker gliederten sich in mehrere Stämme. Vier von ihnen nennt uns die Inschrift auf dem Siegesdenkmal des Augustus, dem Tropaeum Alpium in La Turbie bei Monaco: die Cosuaneten, die Rucinatzen, die Likatier und die Cattenaten. Von diesen läßt sich nur der Wohnsitz der Likatier mit Sicherheit bestimmen: entlang des Lechs, den die Kelten und nach ihnen die Römer

Licca nannten. Der griechische Geograph Strabon (um 63 v. Chr. bis 20 n. Chr.) erwähnt noch zwei weitere Stämme: die Brigantier am Ostende des Bodensees (nach ihnen ist Brigantium = Bregenz benannt) und die Estionen im Raume um Kempten. Strabon nennt uns auch den Hauptort der Likatier, die Siedlung Damasia, die er als Akropolis, als Burgberg charakterisiert. Wo Damasia lag, ist noch nicht eindeutig geklärt. Unsere Karte¹⁾ verlegt es — mit Fragezeichen versehen — auf den Auerberg, andere sehen in Damasia die Vorgängerin von Augusta Vindelicum (Augsburg). Aber weder auf dem Auerberg noch in Augsburg hat sich eine keltische Siedlung bisher archäologisch nachweisen lassen.

Kehren wir nun von den Kelten zu den Römern zurück. Zur Unter-

werfung der Räter (in den Zentralalpen) und der Vindeliker rückten die zwei Stiefsöhne des Kaisers Augustus in zwei Marschgruppen vor: Drusus über Reschenscheideck oder Brenner ins Inntal, Tiberius längs des Hochrheins über den Bodensee zu den Donauquellen. Nach Vereinigung der Marschgruppen fiel dann irgendwo die siegreiche Entscheidungsschlacht, deren Datum nur noch in einem Vers des Horaz (Carmina IV 14) überliefert ist: der 1. August des Jahres 15 vor Christus. Die römische Herrschaft über die Räter und Vindeliker begann. (Vom Schicksal der Unterworfenen wird an späterer Stelle zu berichten sein.)

Was war eigentlich der Sinn dieser Herrschaft? Welchem strategischen Zweck sollte sie dienen? Wir wissen, daß Augustus zur Sicherung von Italiens Vorfeld nördlich der Alpen eine vorgeschobene, leicht zu verteidigende natürliche Grenze seines Imperiums von der Nordsee längs der Elbe, Sudeten, March und Donau bis zum Schwarzen Meer anstrebte. Diesem Ziele dienten die militärischen Operationen der folgenden Jahre. 12 v. Chr. zielte ein Angriff des Drusus vom Niederrhein auf die Elbmündung, während im Osten die Römer über die Save in die Ungarische Tiefebene bis zur Donau vorstießen. Im Jahre 10 v. Chr. errichteten sie in Vindelikien bei Augsburg-Oberhausen ein Standlager für wohl zwei Legionen. Diese haben (wie H. J. Kellner²) und Leo Weber³) annehmen am Jahre 9 v. Chr. am Feldzug des Drusus gegen die Markomannen in Nordbayern und Thüringen teilgenommen. Die geschlagenen Markomannen zogen nach Böhmen ab, wo ihr König Marbod ein neues Reich errichtete, während die Römer im verlassenen Gebiet nördlich der Donau die ihnen freundlich gesinnten Hermunduren ansiedelten, die dort bis ins 2. Jahrhundert als friedliche Nachbarn der Römer nachzuweisen sind.

Zur Erreichung der Sudetenlinie setzten die Römer im Jahre 6 n. Chr.

wieder zu einem kombinierten Zangenangriff über Rhein (von Mainz) und Donau (von Carnuntum östlich Wien) gegen die Markomannen in Böhmen an. Auch an dieser Operation werden wohl die Truppen aus Vindelikien mitgewirkt haben. Der Aufstand der pannonischen Stämme in Ungarn zwingt aber Tiberius zum Abbruch des Feldzugs und Rückzug über die Donau. Als Pannonien endlich befriedet ist, vernichtet der Cherusker Arminius die drei Legionen der Rheinarmee im Teutoburger Wald. Augustus muß sein strategisches Konzept aufgeben, und auch unser Raum ist davon betroffen. Die XXI. Legion rückt bald nach der Niederlage des Varus aus Augsburg an den Niederrhein ab, die XVI. Legion läßt sich im Jahre 14 n. Chr. in Mainz nachweisen. Im Truppenlager bei Oberhausen bleibt nur noch eine Restbesatzung zurück. Am 19. August des Jahres 14 stirbt in Rom der große Augustus. Sein Nachfolger ist Tiberius, der sich mit der Grenze an Rhein und Donau zufriedengibt. Das hat zur Folge, daß das Alpenvorland nun nicht mehr als Aufmarschbasis gegen die Germanen dient, und deshalb wird spätestens 17 n. Chr. das Legionslager bei Augsburg aufgelöst. In Rätien werden in den nun folgenden anderthalb Jahrhunderten keine römischen Legionäre, sondern nur noch Hilfstruppen mit Sicherungsaufgaben stationiert. Ein neues Legionslager entsteht dagegen an dem für die neue Defensivstrategie neuralgischsten Punkt: an der tiefsten Einbuchtung der neuen Rheinfront, in Vindonissa (Windisch bei Brugg) an der Aare, etwa 20 km südlich vom Rhein (Vindonissa lag nicht in Raetien, sondern gehörte damals noch zur gallischen Provinz Belgica, später zur Provinz Obergermanien.)

Diese Einführung in die geschichtlichen Ereignisse sollte den Rahmen abstecken für die Einordnung der archäologischen Ergebnisse aus der ersten Periode von Abodiacum: der

römischen Militärstation auf dem Lorenzberg.

Zunächst zur Zeitbestimmung aufgrund der Grabungsbefunde! Der Beginn der Besiedlung läßt sich am besten aus den gefundenen Keramikbruchstücken ermitteln. 17 Prozent der Keramik war Terra Sigillata, die sich bekanntlich durch Firmenstempel und Reliefmuster nach Herstellungsort und -zeit festlegen läßt. Etwa die Hälfte der Sigillatabruchstücke stammt aber aus Arezzo in der Toskana, einiges aus der Poebene und etwas weniger als die Hälfte aus südgallischen Fabriken. Die Produktion in Südgallien setzt erst unter Kaiser Tiberius ein, während die aretinische Sigillata älter ist. Diese ältere Ware aus Arezzo, die von den Soldaten als Trink- und Eßgeschirr im Marschgepäck mitgeführt wurde, ist zum Teil zeitgleich mit Terra-Sigillatafunden aus dem Legionslager von Oberaden bei Dortmund, das 12 oder 11 v. Chr. von Drusus errichtet und 8 v. Chr. zerstört wurde. Man nimmt daher an, daß der Militärstützpunkt auf dem Lorenzberg um 10 v. Chr. angelegt wurde, gleichzeitig mit dem Legionslager bei Augsburg-Oberhausen, also wenige Jahre nach der Eroberung des Gebietes. Für die Zeitbestimmung des Endes der Siedlung waren die Münzfunde aufschlußreich. Aus den zwei Jahrhunderten um Christi Geburt wurden auf dem Lorenzberg 35 Münzen ermittelt. Davon stammen sechs noch aus republikanischer Zeit, 17 von Augustus, sieben von Tiberius und eine aus der Zeit des Caligula (37—41). Dann bricht die Münzreihe ab. So erhält man einen Anhaltspunkt für das Ende der Militärstation, die also viel länger bestand als das Legionslager von Augsburg-Oberhausen. Der Lorenzberg und das genannte Legionslager sind übrigens bisher die einzigen römischen Plätze zwischen Alpen und Donau, die schon zur Zeit des Augustus angelegt wurden. Die Militärstützpunkte in Bregenz, Kempten, auf dem Auerberg und in Gauting

wurden erst unter Kaiser Tiberius errichtet.

Nachdem die Frage der Datierung beantwortet ist, wenden wir uns nun den Bewohnern der Siedlung zu. Was läßt darauf schließen, daß es sich um römische Soldaten handelte? Vor allem die Metallfunde deuten darauf hin. Neben einem eisernen Legionärsdolch mit silbertauschiertem Griff und anderen Eisenwaffen (Pilum- und Pfeilspitzen) gehört etwa die Hälfte der Bronzefunde zur militärischen Ausrüstung der Legionäre. Wichtig sind auch ein Reiterhorn und Teile von Pferdegeschirr, weil sich schließen läßt, daß zur Besatzung auch Berittene gehörten.

Nun zur Anlage der Siedlung! Die Römer fanden auf dem Lorenzberg lichten Laubwald vor, den sie erst roden mußten. Auf Laubwald läßt die zoologische Untersuchung der Molluskenfauna (der damals dort auftretenden Schneckenarten) schließen. Vor den Römern war der Berg unbesiedelt. Nach der Rodung wurde der Ostteil des Lorenzberges planmäßig eingeebnet. Der tropfenförmige Lorenzberg gliedert sich in zwei Stufen: die obere Lorenzbergstufe im Westen ist schmaler und höher als die sechs Meter tiefer gelegene, breitere untere Lorenzbergstufe im Osten. In frühromischer Zeit war also nur dieser Ostteil besiedelt, der etwa $\frac{1}{4}$ Hektar umfaßt. Die Bauten waren ausnahmslos Holzbaracken, wie sie für Militäranlagen der frühen Kaiserzeit charakteristisch sind. Von den Gebäuden haben sich keine Reste erhalten, sondern nur Bodenverfärbungen von Balkengräben und Pfostenlöchern (außerdem auch Gruben). Eine Rekonstruktion von Hausgrundrissen war nicht möglich, da der Baumbestand eine Flächengrabung nicht zuließ und der frühromische Befund durch die spätrömische Bebauung, alemannische Reihengräber, die Suchgräben Boxlers von 1830 und Fuchsbauten erheblich zerstört worden ist. Immerhin konnte für eine Baracke die Breite von acht Meter festgestellt

werden, nicht jedoch die Länge. Auf eine planmäßige Gesamtanlage läßt die gleichlaufende Ausrichtung der Balkengräben schließen. Es sind dabei zwei Bauperioden anzunehmen, da sich an einigen Stellen Gräben im Winkel von 10 Grad überschneiden. Die erste Bauperiode wurde aber nicht durch Brand oder gewaltsame Zerstörung beendet.

Wie waren die Baracken gebaut? Es finden sich auf dem Lorenzberg zwei Bauweisen aus gleicher Zeit: Ständerbauten und Pfostenbauten, beide mit Fachwerkkonstruktion. Beim Ständerbau werden Schwellbalken, die sich an den Hausecken überkreuzen, in den Boden versenkt. In diese Grundschwelle sind die tragenden senkrechten Balken eingezapft. Beim Pfostenbau sind die in den Boden gerammten Pfosten durch einen Schwellriegel miteinander verbunden. Bei beiden Bautypen hält die senkrechten Balken oben ein Schwellenrahmen zusammen. Die Wandfächer dazwischen füllt ein mit Lehm beworfenes Rutengeflecht aus. Auf dieser Fachwerkkonstruktion ruhten wohl mit Holzschindeln gedeckte Pfettendächer, es fanden sich jedenfalls keine Reste von gebrannten Dachziegeln. Unterteilt wurden die Baracken innen durch Flechtwände mit Lehmewurf. Aus der bebauten Fläche von etwa 2500 qm kann man übrigens die Stärke der Besatzung ermitteln, da die Römer für die Belegung der Unterkunft genaue Vorschriften beachteten. Nach Vergleich mit anderen frühromischen Militäranlagen schätzt Ulbert die Besatzung einschließlich der Reiter auf 70 bis 80 Mann.

Wenden wir uns nun dem letzten und wichtigsten Fragenkomplex zu: Wozu diente dieser Posten? Warum wurde die Militärstation gerade auf dem Lorenzberg errichtet? Um diese Fragen beantworten zu können, müssen wir uns wieder die Situation nach der Unterwerfung der Vindelier im Jahre 15 v. Chr. vor Augen führen. Das um 10 v. Chr. ange-

legte Legionslager Augsburg-Oberhausen diente als Ausgangsbasis für Vorstöße in den germanischen Raum nördlich der Donau. In dieser Phase der römischen Strategie waren im Hinterland vor allem die Nachschubwege für die Legionen zu sichern. Die damals wichtigste Versorgungslinie folgte, aus Italien kommend, dem Westufer des Lechs. Es ist die später von Kaiser Claudius ausgebaute Via Claudia Augusta. Hier hatte wohl schon in vorgeschichtlicher Zeit ein Handelsweg über die Alpen geführt, „auf dem die Veneter den Bernstein vom Norden erhielten“ (so der Führer zur Sonderausstellung „Via Claudia Augusta“ im Römischen Museum Augsburg, Sommer 1974). Die beiden römischen Meilensteine von Rabland bei Meran und Feltre an der Piave, unter Kaiser Claudius in den Jahren 46 und 47 aufgestellt, besagen gleichlautend, daß sein Vater Drusus im Kriege die Alpen erschlossen und einen geraden Weg gebahnt habe, den der Sohn als Via Claudia bis zur Donau ausgebaut habe. Diese Straße des Drusus (nach dessen Gentilnamen Claudius der Sohn sie benannte) diente also dem Nachschub und der Nachrichtenübermittlung von Italien zu den Legionen im Bereitstellungsraum Augsburg, und auf dem Lorenzberg war der einzige bisher festgestellte Militärposten zur Sicherung dieser Verbindung mit dem Mutterland stationiert. Der Posten unterstand damals übrigens dem Befehl des Kommandeurs in Oberhausen, dem die ganze militärische Kontrolle und die Verwaltung des besetzten Gebietes oblag.

Warum aber wurde das Militär gerade hier auf dem Lorenzberg stationiert? Betrachten wir einmal seine topographische und strategische Situation! Ein Vorteil ist die inselartige Lage des Berges. Wie die geologischen Untersuchungen von Karl Brunnacker⁴⁾ ergaben, wurde der 15 Meter hohe Lorenzberg in frühromischer Zeit vom Lech umflossen; er war also ein Umlaufberg, nur durch

einen schmalen Flnzrücken mit der Epfacher Lechterrasse verbunden. Deshalb konnte auch auf eine Befestigung der Militärstation verzichtet werden. Ein Nachteil des Berges ist aber, daß selbst sein höchster Punkt keine Fernsicht freigibt (abgesehen von der Kuppe des Hohenpeißberges), da die steilen Lechufer 70 Meter hoch aufragen. Fast alle bekannten Militärlager aus der Zeit des Augustus und Tiberius zeichnen sich aber durch Fernsicht aus. Der ausschlaggebende Grund für die Wahl dieses Platzes kann deshalb nur ein damals schon bestehender oder gerade angelegter Lechübergang gewesen sein. Die nach Osten ausbiegende Epfacher Lechschleife und auf dem anderen Ufer die Mühlau erleichtern den Uebergang, der vom Lorenzberg aus militärisch überwacht werden konnte. Der Berg bot also mit seiner inselartigen Lage und seinen steilen Prallhängen einen guten natürlichen Schutz und hatte dazu noch strategischen Wert durch Kontrolle des Lechübergangs. Wenn hier aber ein Flußübergang war, welche Bedeutung hatte er dann? Die Karte gibt uns die Antwort: Nach Westen lief von hier die wichtige Querverbindung zu den Militärbasen in der Schweiz und weiter nach Gallien, nach Osten eine Verbindungsstraße, die bei Bratananium = Gauting auf die Route Augsburg-Salzburg (= Juvavum) traf, die in das seit langem mit Rom verbündete Königreich Noricum führte (das damals gerade römische Provinzialverwaltung erhielt). Auf der Karte fällt noch eines auf: die Donau war für die Römer zu jener Zeit weder als Verkehrsweg noch als natürliche Grenze von Interesse. Die Donaulinie bleibt unter Augustus und Tiberius unbesetzt, und die römische Besiedlung beziehungsweise militärische Sicherung konzentriert sich auf das Gebiet zwischen Bodensee und Lech sowie südlich der Straße Augsburg—Salzburg. (So ist auch bis heute umstritten, ob das vindelikische Oppidum bei Man-

ching von Römern erobert und zerstört worden ist).

Ändert sich die Bedeutung der Militärstation nach dem Aufgeben der Offensivstrategie und der Auffassung des Legionslagers Oberhausen im Jahre 16 oder 17 n. Chr.? Die weiter andauernde Belegung, durch Münzfunde gesichert, zeugt davon, daß Sicherungs- und Kontrollfunktionen an den wichtigsten Kreuzungspunkten weiterhin vonnöten waren, ja, es werden jetzt erst weitere kleine Garnisonen im Binnenland längs der bereits bestehenden Verbindungslinien angelegt, so Brigantium (Bregenz), Cambodunum (Kempten), Bratananium (Gauting) und auf dem Auerberg. Der Lorenzberg und die genannten neuerrichteten Militärstationen unterstanden jetzt dem Legionskommando von Vindonissa in der Schweiz, während die Verwaltung der vindelikischen und rätischen besetzten Gebiete der Präfektur eines Stabsoffiziers der abgerückten XXI. Legion unterstand, der seinen Sitz in der beim ehemaligen Legionslager entstandenen Zivilsiedlung nahm, aus der sich bald die Provinzhauptstadt Augusta Vindelicum entwickelte. Zivilsiedlungen entstanden wohl noch unter der Regierung des Tiberius (er starb 37 n. Chr.) in der Nachbarschaft der Militärstationen Bregenz, Kempten und Gauting; für Epfach läßt sich eine Zivilsiedlung vor der Jahrhundertmitte noch nicht belegen.

Das Ende der Militärstation auf dem Lorenzberg ist, wie die Auswertung der Münzfunde ergab, wohl ins 5. Jahrzehnt des 1. Jahrhunderts zu setzen. Bereits im 4. Jahrzehnt, noch unter Tiberius, hatte sich eine neue militärische Konzeption angedeutet: die Verlegung von Truppen aus dem Hinterland an die Donaugrenze. So war bei Aislingen im Landkreis Dillingen unter Tiberius das erste Donaukastell errichtet worden. Unter Claudius (41—54) wurden dann alle Militärstationen im Hinterland, wie der Lorenzberg, Gauting, Kempten und Bregenz, aufgelöst und neue Ka-

stelle an der Donau angelegt. Also erst jetzt, sechs Jahrzehnte nach dem Alpenfeldzug, wurde die Donaulinie durch Kohortenkastelle gesichert. Die Kohorten bestanden aus je 500 Mann Hilfstruppen, also nicht aus Legionären mit römischem Bürgerrecht. Diese Auxiliartruppen unterstanden auch nicht dem Legionskommandeur in Vindonissa, sondern dem in Augusta Vindelicum residierenden Provinzstatthalter. Denn spätestens unter Kaiser Claudius war aus den besetzten Gebieten der Räter und Vindeliker die römische Provinz Raetia eingerichtet worden. Der Statthalter führte den Titel eines Procurators und war dem Kaiser direkt unterstellt. Mit dem Abzug der

Garnison vom Lorenzberg und der Errichtung der Provinz Raetia (und damit einer römischen Zivilverwaltung) beginnt aber bereits der zweite Abschnitt der Geschichte Epfachs zur Römerzeit.

Anmerkungen:

- 1) Bayerischer Geschichts-Atlas, S. 5, Karte d
- 2) Hans-Jörg Kellner, Die Römer in Bayern (München 1971), Seite 28
- 3) Leo Weber, Als die Römer kamen (Landsberg 1973), Seite 46 f
- 4) Siehe in: Studien zu Abodiacum-Epfach, Band I (München 1964), Seite 140 ff

II. Mittelrömische Straßensiedlung Abodiacum

Überlieferung und Deutung dieses Ortsnamens

Im Bereiche des heutigen Dorfes Epfach kamen bei zufälligen Erdarbeiten und unsystematischen Grabungen seit dem Anfang dieses Jahrhunderts Funde zutage, die auf das Vorhandensein einer zivilen Straßensiedlung aus der mittleren Kaiserzeit hindeuteten. Es konnte sich dabei nur um den an der Via Claudia und der Straße Bregenz-Gauting-Salzburg gelegenen römischen Straßenknotenpunkt handeln, dessen Name ausschließlich aus antiken schriftlichen Quellen bekannt ist, bis heute aber auf keiner Inschrift gefunden werden konnte. Der Geograph Ptolemäus, der 160 n. Chr. in Alexandria starb, gibt in seiner „Anleitung zur Erdbeschreibung“ die geographische Lage von 8000 Orten an, darunter findet sich auch „Abodiacum“.

Auf der Tabula Peutingeriana, einer spätromischen Straßenkarte aus dem 4. Jahrhundert, ist der Ort zweimal eingetragen, als „Abodiaco“ und „Avodiaco“. Das Itinerarium Antonini, eine um 300 entstandene Beschreibung, die alle wichtigen Römerstraßen aufführt, verstümmelt den Namen zu „Abuzaco“, und schließlich taucht der Ort noch als „Eptaticus“ in der Lebensbeschreibung des heiligen Magnus auf, der im 8. Jahrhundert lebte.

Den Namen Abodiacum leitet A. Holder (Altceltischer Sprachschatz 1; 1896) vom keltischen Mannesnamen Abudius ab. Keltisch ist auch die Endung -iacum. Es fanden sich bisher aber weder auf dem Lorenzberg noch im Dorfe Epfach keltische Siedlungsspuren. Vielleicht ist Abodiacum eine römische Neugründung mit keltisierendem Ortsnamen, unter Berücksichtigung der umwohnenden oder neu angesiedelten Bevölkerungsteile keltischer Abstammung, wie es ähnlich Wilhelm Schleiermacher für Cambodunum annimmt⁵⁾. Möglicherweise trug der frühromische Militärposten auf dem Lorenzberg noch nicht diesen Namen, sondern erst die Zivilsiedlung auf der Lechterrasse, die ja zu einer Zeit entstand, als die Römer nicht mehr als militärische Besatzungsmacht auftraten, sondern erfolgreich versuchten, den einheimischen kelti-

schen Adel durch Verleihung des Bürgerrechtes zu gewinnen und zu romanisieren (was weiter unten am Beispiel der Familie des Cl. Paternus Clementianus demonstriert werden soll).

Wie verliefen die Römerstraßen im Ortsbereich von Epfach in mittelrömischer Zeit? Die unter Kaiser Claudius um 46/47 ausgebaute Via Claudia Augusta, die von Augsburg kommend auf der Hauptniederterrasse des Lechtales verläuft, muß diese nach Osten verlassen, um über die Römerastufe zur Epfacher Stufe zu gelangen. Dieser Umweg der Trassenführung kann nur den Zweck haben, die Straße in die Nähe des Lechübergangs zu legen. Weiter ist daraus zu entnehmen, daß die West-Ost-Straße, von Kempten kommend, die Via Claudia nicht schnitt, sondern auf sie bei der Schwabmühle an der Mühlhalde traf und ihr auf der Epfacher Stufe folgte, bis sie gegenüber der Mühlau zur Talstufe abwärts führte. Die Abzweigung war allerdings nicht dort, wo der im vorigen Jahrhundert errichtete Gedenkstein es angibt, sondern etwa 60 Meter nördlich davon. Südlich des Dorfes ist die Via Claudia auf etwa 800 Meter Länge der Seitenerosion des Lechs zum Opfer gefallen. Das unvermittelte Abbrechen der Dorfstraße am Lechsteilhang spricht dafür, daß die heutige Dorfstraße dem

Verlaufe der Via Claudia folgt. Diese verläuft dann südlich des fehlenden Abschnittes auf der Römeraustrasse bis Kinsau, wo sie wieder zur Hauptniederterrasse emporsteigt. Folgen wir jetzt der West-Ost-Straße über den Lech! Der Abstieg der Straße zum Fluß (Höhenunterschied 15 Meter) ist noch als Hohlweg erkennbar. Die Brücke führte in mitelrömischer Zeit wohl an der Stelle des heutigen Stauwehres über den Lech. Brückenpfeiler, ähnlich den weiter flußabwärts gefundenen der spätrömischen Brücke, sollen hier im 19. Jahrhundert einmal beobachtet worden sein¹⁰. Auf dem Ostufer gewann die Straße in der Mühlau über drei Terrassen allmählich 30 Meter Höhe und mußte dann noch 40 Meter Höhenunterschied am Steilabfall der Jungmoräne gewinnen. Der Ansatz dieses Aufstieges läßt sich noch am Hange erkennen, dann bricht die Trasse unvermittelt ab. Auch hier fiel sie der Seitenerosion des Lechs zum Opfer. In der Mühlau grub der Tierarzt Kirschner 1932 auf der Oberen Epfacher Stufe 150 Meter südöstlich der Römerstraße ein römisches Brandgräberfeld aus. Wahrscheinlich stammen von hier die Grabinschriften, die gegen Ende des 3. Jahrhunderts — zusammen mit Steinen aus der 233 zerstörten Straßensiedlung — zur Befestigung des Lorenzberges wieder verwendet wurden.

Grabungen und ihre Ergebnisse

Der Volksschullehrer Ried grub 1906 und 1912 ein Gebäude (C) und Teile eines weiteren (D) aus. 1931 entdeckte der bereits erwähnte Tierarzt Kirschner zwei Gebäudeteile (A und B) am Nordende von Epfach, 1932 Spuren des Hauses E und 1933 Teile der Häuser F und G. 1941 stellte das Landesamt für Denkmalpflege westlich von Haus B eine römische Kiesstraße fest. Zu keinen Ergebnissen führte die Aufdeckung von Mauerresten im Bereich des Kriegerdenkmals bei Straßen- und Wasserleitungsarbeiten (1960 und 1961), da

vor einer möglichen Untersuchung die Reste von den Arbeitern wieder zugeschüttet worden waren. Da den Heimatforschern Ried und Kirschner moderne stratigraphische Grabungsmethoden noch fremd waren, lassen sich aus ihren Grabungsergebnissen keine Schlüsse auf Bebauungsperioden ziehen. Immerhin ist bemerkenswert, daß das Gebäude F beheizt war und es sich bei Bau C wahrscheinlich um eine Thermenanlage handelt. Aussagen über die Baugeschichte der Straßensiedlung ermöglichen nur eine Notgrabung, die anlässlich des Schulhausneubaus im Oktober 1957 von der Prähistorischen Staatssammlung München (Norbert Walke) durchgeführt wurde. Diese systematische Grabung im Bereich der Häuser D und E ergab drei Bebauungsperioden, die jeweils durch Brände beendet wurden.

Die unterste Siedlungsschicht auf dem gewachsenen Boden (Periode I) hinterließ neben zahlreicher Terra sigillata auch einen Denar des Nero in guter Erhaltung, geprägt 64-68, der vielleicht als Siedlungsnachweis in der Zeit Neros oder zu Beginn Vespasians (ab 69) gewertet werden kann. Wichtig ist ferner, daß der Ort nach dem vorliegenden Befund in Periode I aus Holzhäusern bestand. Eine Kupfermünze des Traianus aus den Jahren 114-117 an der Oberseite der Brandschicht 1 führt zu der Annahme, daß Periode I bis ins frühe 2. Jahrhundert reichte. Die Kulturschicht der Periode II ist weit mächtiger als die vorhergehende. Auf Fundamenten aus Rollsteinen im Lehmverbund ruhen gut geschichtete Tuffsteinmauern in Mörtelpackung. Ein Fußbodenbelag aus Ziegelplatten wurde noch in situ angetroffen. Der Kulturschicht liegt eine mehr als 20 cm dicke Brandschicht auf, deren Sigillatascherben in die 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts (Marcus Aurelius — Septimius Severus) weisen.

Die Kulturschicht der Periode III enthält wieder Mauern, die zum Teil auf denen der Periode II aufsitzen. Aus einem jüngeren Zeitabschnitt

der Periode III stammt ein 5 cm dicker, bei der abschließenden Brandkatastrophe verkohlter Holzfußboden. Zwischen seinen Brettern fand sich ein fast prägefrischer Denar des Elagabals aus der Emission des Jahres 221, und unweit davon unter einem Stein der Rest eines Geldverstecks mit 3 Denaren von Severus und Caracalla, 202 bis 214 geprägt. Auf Brandschicht 3 lag Mörtelschutt, darauf Lehm und Deckhumus. Weder hier noch anderswo im Dorfe konnte eine noch jüngere römische Besiedlungsschicht festgestellt werden, was auf die endgültige Zerstörung der Straßensiedlung durch die Alamannen 233 schließen läßt. Bestätigt wird dies durch die jüngste im Bereich des Dorfes gefundene Münze; sie trägt das Bild des Severus Alexander (222-235), des Nachfolgers Elagabals.

Die Auswertung der Grundrisse aller Grabungen führt nach Auffassung von Norbert Walke zu folgendem Ergebnis: Bei den Gebäuden A, B, D und E handelt es sich um schmalrechteckige Bauten, die an einer Vicusstraße lagen, die wohl nach Norden zum Lorenzberg führte und im Süden in die Via Claudia mündete. „Solche eng aneinandergesetzten Häuser mit schmaler Straßenfront sind für landwirtschaftliche Zwecke ungeeignet und charakteristisch für Kaufleute, Krämer, Wirte, Handwerker und Fuhrleute. Sie bekräftigen in Abodiacum, daß wir es tatsächlich mit einer ‚Straßensiedlung‘ zu tun haben, da sie bezeichnend sind für Vici und Kastell-Vici, im Gegensatz zur regelmäßig schachbrettartigen Stadtanlage, wie z. B. in Cambodunum-Kempten.“ Die Thermenanlage C entspreche in ihrer Größe (etwa 20x28 m) „den aus Vici und Auxiliarkastellen bekannten Thermen und unterstreicht den Charakter der Niederlassung als Vicus.“⁰

Es ist wohl notwendig, an dieser Stelle etwas über den Begriff Vicus und Straßenvicus zu sagen. Ein Vicus war eine kleinere marktartige Siedlung, die in manchen Fällen so-

gar Verwaltungsmittelpunkt einer Civitas (eines Volksstammes) war. Vici wurden auch die Lagerdörfer bei Auxiliarkastellen genannt. Ein besonderer Typus des Vicus ist der Straßenvicus, der seine Funktionen aus den Bedürfnissen der Fernverkehrsteilnehmer ableitet. Ein solcher wurde 1951 bei Pocking am Inn (südlich von Passau) entdeckt. Es war eine etwa 500 Meter lange Handwerkersiedlung, meistens Holz- und Fachwerkhäuser. Der seit 1928 bekannte Vicus von Denning im Münchner Stadtbereich bestand wie Abodiacum aus Holz- und Steinbauten und verfügte wie dieses über eine verhältnismäßig große Thermenanlage. „Manche Straßenstationen . . . entwickelten sich zu größeren Plätzen“, schreibt Hans-Jörg Kellner, „meist aber gelangten solche Straßendörfer nur an besonders wichtigen Kreuzungen und Flußübergängen . . . zu einiger Bedeutung.“ Die sich hier erhebende Frage, ob Abodiacum später zum Municipium wurde, d. h. römisches Stadtrecht erhielt, wird später in anderem Zusammenhang untersucht werden.

Aufschlußreich für unsere Kenntnisse über die Straßensiedlung ist auch die Auswertung der bei allen Grabungen im Dorfe gefundenen insgesamt 261 Reliefscherben aus Terra sigillata, die Norbert Walke untersucht hat (Epfach I, S. 43-69). Allerdings gewinnen wir aus ihnen, wie aus dem Münzbefund, nur wenige Erkenntnisse über die Anfänge der Siedlung: nur fünf Scherben sind vor dem Jahre 68 (Ende Neros) entstanden. Ein Siedlungsbeginn unter Nero oder gar Claudius (41-54) ist wohl denkbar, bisher aber nicht nachzuweisen. Dagegen führt die Mengenstatistik der Terra sigillata zu sehr interessanten Folgerungen über Siedlungsintensität und wirtschaftliche Bedeutung des Ortes. So stammen von den 261 Bilderscherben aus Epfach-Dorf 189 (= 80%) aus der Zeit von Nero bis Trajan (bis 117), fast ausschließlich Ware aus südgallischen Fabriken: Nero

5 Stück, frühflavisch (70-80) 22, spätflavisch 100, trajanisch 33 Stück. Das bedeutet wachsende Siedlungsintensität und wohl auch Wohlstand zur Zeit der flavischen Kaiser unter Traianus. Dann geht die Fundmenge auffallend zurück. Die für die Zeit Hadrians (117-138) marktbestimmende ostgallische und obergermanische Terra sigillata fehlt in Epfach fast ganz, während sie in den Donaukastellen, z. B. Straubing, vorherrscht.

Wie ist das zu erklären? Wir müssen dazu einen Blick auf die Entwicklung der Nordgrenze Raetiens werfen. Im 1. Jahrhundert bildeten Rhein und Donau für längere Zeit die Grenze. Deshalb mußte der gesamte Verkehr aus Gallien nach den Donauprovinzen südlich des Bodensees vorbei und dann der Straße Bregenz - Kempten - Epfach - Gauting folgen. Abodiacum profitierte damals also nicht nur vom Verkehr auf der Via Claudia, sondern auch erheblich vom West-Ost-Verkehr. Die zahlreiche südgallische Terra sigillata wird diesen Weg genommen haben. Aus jener Zeit (2. Hälfte des 1. Jahrhunderts) stammt auch ein Grabstein des Florus Sequanus, Sohn des Optatus, 50 Jahre alt, und seiner 24jährigen Gattin. Florus war Gallier; nach dem Stamm der Sequaner ist die Seine benannt. Er könnte sich, angezogen von den wirtschaftlichen Möglichkeiten des Ortes, als Kaufmann hier niedergelassen haben. Im letzten Viertel des 1. Jahrhunderts bahnt sich dann eine neue Entwicklung an: Vespasian läßt 74 den Schwarzwald und das südliche Neckargebiet besetzen; Domitian errichtet um 90 die Limeslinie als Grenzschnese mit Wachtürmen aus Holz; Trajan verlagert die rückwärtigen Auxiliarkastelle von der oberen Donau weiter nördlich an den Limes; Hadrian schließlich beginnt mit der Errichtung eines Palisadenzaunes zwischen den Wachttürmen. (Kaiser Hadrian hielt sich sogar persönlich in Raetia auf und verlieh der Provinzhauptstadt Augusta Vindelicum die Stadtrechte eines römischen Mu-

nicipiums). Der Vorverlegung der Grenzlinie nach Norden und ihrer militärischen Sicherung folgte auch bald der Ausbau des Straßensystems in dem neu gewonnenen Gebiet. Unter Trajan verlagerte sich der Ost-West-Handel allmählich nach Norden und verlief nun von Argentorate (Straßburg) über Cannstatt, querete bei Guntia (Günzburg) die Donau, folgte dann dem Strom oder zweigte nach Augsburg ab. Die Bedeutung von Abodiacum als Knotenpunkt geht deshalb unter Hadrian merklich zurück. Das gleiche gilt auch für die anderen Orte an der West-Ost-Straße: für Bregenz und Kempten (vgl. Schleiermacher, a. a. O., Seite 108), ebenso für Gauting und Bedaium (Seebruck am Chiemsee) (vgl. Epfach I, Seite 10). In Epfach tauchen erst in der 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts Sigillaten aus Mittelgallien und Rheinzabern auf. Die letzten Sigillaten gehören schließlich in die Zeit um 225; also auch hier wieder ein Hinweis auf das Ende der Straßensiedlung durch den Alamanneneinfall von 233.

Die Inschriftsteine aus Abodiacum und vom Brandgräberfeld in der Mühlau, die Boxler 1830 aus der Mauer des Lorenzberges barg, tragen ebenfalls erheblich zur Erweiterung unseres Wissens über den Ort bei. (Sie sind alle im Römischen Museum Augsburg ausgestellt). Ich erwähnte davon bereits den Grabstein des Galliers Florus. Noch aufschlußreicher sind drei Inschriften aus dem 3. Jahrzehnt des 2. Jahrhunderts. Damals hat in Abodiacum ein hoher römischer Beamter keltischer Abstammung seinen Lebensabend verbracht und seine letzte Ruhestätte gefunden. Sein Name ist Claudius Paternus Clementianus. Von ihm zeugen eine große Bauinschrift, seine Grabinschrift und der von ihm gesetzte Grabstein seiner Mutter. Befassen wir uns zunächst mit dem letzteren, da er interessante Rückschlüsse auf die Herkunft der Familie gestattet. Zunächst die

Uebersetzung der Inschrift: „Seiner Mutter Claudia Clementina, Tochter des Indutus, (hat) Claudius Paternus Clementianus, kaiserlicher Statthalter (diesen Grabstein gesetzt)“. Daraus läßt sich folgendes entnehmen: Die Mutter hatte römisches Bürgerrecht, ihr Vater Indutus aber nicht, da er keinen Gentilnamen führt. Der Name Indutus ist übrigens keltisch. Der uns unbekannte Gatte der Claudia Clementina muß den gleichen Vornamen wie seine Frau (Claudius bzw. Claudia) geführt haben, da der Name Claudius nur von ihm auf den Sohn übergehen kann. Der gemeinsame Vorname der Eheleute läßt nur den einen Schluß zu, daß sie erst nach ihrer Eheschließung das römische Bürgerrecht erhielten, und zwar durch einen Kaiser der claudischen Dynastie, dessen Gentilname auf die neuen Bürger als Vorname überging. Dafür kommen nach der Entwicklung in Raetien nur Claudius oder Nero in Frage. Vor der Verleihung des Bürgerrechts waren die Eheleute (wie auch Indutus, der Vater der Frau) sogenannte Peregrine. Peregrine sind „Fremde“ aus römischer Perspektive, also in unserem Falle einheimische Vindeliker minderen Rechtes. Es ist notwendig, hier einiges über die Rechtsverhältnisse der Einheimischen seit der römischen Okkupation zu sagen. Da die Römer Rätien mit kriegerischer Gewalt erobert hatten, galten die Einwohner zunächst als völlig rechtlos; ihr Grund und Boden konnte eingezogen, die Menschen in die Sklaverei geführt oder zwangsweise in Auxiliarkohorten eingegliedert werden. Solche raetische Hilfstruppen mußten z. B. unter Germanicus 14 n. Chr. gegen die Cherusker kämpfen. Der römische Geschichtsschreiber Cassius Dio berichtet über die Maßnahmen nach der Eroberung: „Da die Raeter aber sehr zahlreich waren und die Gefahr einer Rebellion bestand, führten (die Römer) die stärksten und größten Teile ihrer Jungmannschaft aus dem Land und ließen nur so viele dort

zurück, daß sie wohl imstande waren, das Land zu bebauen, unfähig aber, einen Aufstand zu beginnen.“ Mit der Errichtung der Provinz Raetia durch Kaiser Claudius erhielt die verbliebene keltische Bevölkerung den günstigeren Rechtsstand der Peregrini, das bedeutete unter anderem das Recht auf Grundbesitz und zur Organisation der alten Stammesverbände in sogenannten Civitates. Zur Beschleunigung der Romanisierung bemühte sich die römische Provinzialverwaltung unter Claudius auch um den einheimischen Adel durch Verleihung des Bürgerrechtes an vornehme Peregrine sowie deren Frauen und Kinder. Der Vater des Claudius Paternus muß ein solcher vornehmer Vindeliker gewesen sein, da dem Sohn die Offiziers- und höhere Verwaltungslaufbahn offenstand; das setzt nämlich nicht nur das Bürgerrecht, sondern auch die Erhebung in den Ritterstand voraus. Dies alles können wir also, unter Zuhilfenahme anderer Quellen, aus der Grabinschrift der Mutter schließen. Wir erfahren daraus aber nicht, ob die Familie aus dem Raum Abodiacum stammte oder dort erst ansässig geworden war.

Nun zur Person des Claudius Paternus selbst! Er muß in Abodiacum in hohem Ansehen gestanden haben, da er zwischen 125 und 130 ein großes steinernes Gebäude auf seine Kosten errichten ließ. Die Bauinschrift allein ist etwa 2,5 mal 2,5 Meter groß. Es wäre nicht ausgeschlossen, daß es sich bei dem Bauwerk um eine Thermenanlage handelt, die wohl in der Bauperiode II entstand. Cl. Paternus gibt auf der Inschrift alle seine Aemter an, mit dem letzten beginnend. Lücken lassen sich aus seiner Grabinschrift ergänzen. Seine Militärkarriere muß er unter Kaiser Traian etwa 100-110 durchlaufen haben: erst als Kommandeur einer Kohorte, dann als Staboffizier der XI. Legion in Ungarn, schließlich als Kommandeur einer Ala (500 Reiter) aus römischen Bürgern in Dacia (heute Rumänien). Dann folgte die

Verwaltungslaufbahn ab 111 oder 114: Er war nacheinander kaiserlicher Statthalter der Provinzen Judaea, Sardinien, Africa und im benachbarten Noricum. 125, spätestens 130, ist er wohl nach Abodiacum zurückgekehrt, wo er das erwähnte Bauwerk stiftete. Ein glücklicher Zufall hat uns die Büste dieses prominenten Epfachers erhalten: Eine bei der norischen Hauptstadt Virunum gefundene Inschrift besagt, daß unter seiner Statthalterschaft der dortige Tempel der Noreia restauriert worden ist. Die an gleicher Stelle gefundene Marmorbüste stellt wohl Claudius Paternus Clementianus dar. Sie steht heute im Kärntner Landesmuseum in Klagenfurt.

Vicus oder Municipium?

Wenden wir uns nun der umstrittensten Frage der Abodiacum-Forschung zu: War Abodiacum ein Municipium, d. h. erhielt es jemals römisches Stadtrecht? Anlaß zum Streit der Wissenschaftler ist ein in der Befestigungsmauer des Lorenzberges vermauerter Grabstein, der heute ebenfalls in Augsburg steht. Seine Inschrift: „Den Totengöttern und der ewigen Ruhe! Ihrem Vater Publius Ceionius Laelianus aus der Tribus Sergia, Decurio des Municipiums (= Stadtrat!), hat Publia Ceionia Vindelica, seine Tochter und Erbin, (dieses Grabmonument), wie er es im Testament angeordnet hat, für 6000 Sesterzen anfertigen lassen.“ Der Stein gehört frühestens ans Ende des 2. Jahrhunderts. Der berühmte Theodor Mommsen hielt P. Ceionius für einen Stadtrat von Augusta Vindelicum, das von Kaiser Hadrian (117-138) zum Municipium erhoben worden war. (Bis heute ist Augusta Vindelicum das einzige sicher nachweisbare Municipium Raetiens. Der Rang Cambodunums als Municipium ist z. B. sehr umstritten). Der Ansicht Mommsens scheint allerdings ein Gesetz zu widersprechen, das vorschreibt, daß Decurionen ihren Wohnsitz nur in ihrer Stadt oder bis zu 1000 Schritten außerhalb haben dür-

fen. Und der römische Rechtslehrer Ulpian fordert zu Beginn des 3. Jahrhunderts, daß Decurionen, die ihren Wohnsitz in der Civitas verlassen und sich an anderen Orten angesiedelt haben, von den Provinzbehörden an ihren Heimatort und zu ihren Amtspflichten zurückgerufen werden müssen.

Konrad Kraft räumt in seiner Erörterung der Frage auch die Möglichkeit ein, daß der Decurio neben seinem Wohnsitz in Augusta Vindelicum eine Villa rustica bei Abodiacum gehabt haben könnte, wo er starb und bestattet wurde (Epfach I, Seite 76). Das wäre nach meiner Meinung vor allem dann erwägenswert, wenn Abodiacum noch im Territorium der Augsburger Civitas gelegen hat. Wir haben aber keine Kenntnis, wie weit der Verwaltungsbereich des Municipiums sich erstreckte. Ich kann aber Iuvavum (= Salzburg) in der Nachbarprovinz Noricum zum Vergleich heranziehen. Das Territorium von Iuvavum reichte bis zum Inn (70 km); und der Grabstein eines Decurio aus Iuvavum wurde bei Trostberg gefunden, das von Salzburg ebensoweit entfernt liegt wie Epfach von Augsburg. Wäre es nicht denkbar, daß Augsburg, inmitten des Lechfeldes gelegen, seit dem 1. Jahrhundert Verwaltungsmittelpunkt der Civitas der Likatier war (vgl. hierzu H. J. Kellner, a. a. O. Seite 31) und das Gebiet dieser Stammes-Civitas später als Territorium des Municipiums beibehielt? Zum Abschluß dieser Frage sei das ausgewogene Urteil von Konrad Kraft zitiert, der es aufgrund der Inschriften „nicht als völlig ausgeschlossen“ erscheinen läßt, „daß Abodiacum gegen Ende des 2. Jahrhunderts ein römisches Municipium wurde . . . Auf alle Fälle wird man aus den Zeugnissen eine stadähnliche Organisationsform, wenn auch wohl in dem für die Provinz Raetien gebotenen relativ bescheidenen Rahmen, voraussetzen dürfen.“

Es sei noch eine Anmerkung zur erwähnten Inschrift gestattet: Bei

dem genannten Preis von 6000 Sesterzen muß es sich um ein imposantes Grabmal gehandelt haben, denn ein Tagelöhner erhielt vier Sesterzen pro Tag, er hätte also 1500 Tage arbeiten müssen, um diese Summe zu verdienen. Allerdings: wer Decurio in einem Municipium war, mußte als Garantiesumme ein Vermögen von mindestens 120 000 Sesterzen aufweisen. Von einem ähnlich aufwendigen Grabdenkmal stammt auch das bekannte Relief eines Hirten mit Schafherde. Man nimmt an, daß es die Sockelplatte vom Pfeilergrab eines Grundbesitzers ist und in einer Augsburger Werkstatt in der Mitte des zweiten Jahrhunderts gearbeitet wurde (Fläche: 145 x 75 cm). Diese Pfeiler- oder Turmgrabmäler waren oft über vier Meter hoch. Ein vollständiges Exemplar im Römischen Museum Augsburg mißt 4,50 Meter. Daß es in Abodiacum Wohlhabende gab, bezeugt auch der 40 cm hohe Torso einer Venus von besonders feinem Stil, aus italienischem Marmor gearbeitet. Er wurde um 1810 in Epfach gefunden, kam 1858 an den Wirt von Rauhenlechsberg und wird heute in der Prähistorischen Staatssammlung München aufbewahrt.

Das Ende des mittelrömischen Abodiacum

Die Unsicherheit der Grenzen setzte mit den Markomannenkriegen ab 167 ein, als dieses Volk die mittlere Donau überschritt, Teile des Alpenvorlandes überflutete und bis Italien vordrang. Aus jener Zeit stammten Münzverstecke in Augsburg und Kempten. Ob die Epfacher Brandschicht zwei mit jenen Ereignissen zusammenhängt, läßt sich nicht feststellen, wäre aber denkbar. Nach 170 säubert Pertinax (später Kaiser) Raetia und Noricum von den Barbaren, und 175 legt Kaiser Marcus Aurelius wieder eine Legion in die Provinz, mit Standlager Castra Regina (=Regensburg), von wo aus Raetien nun verwaltet wird. 20 Jahre später (201) beginnt der tüchti-

ge Kaiser Septimius Severus mit dem Ausbau von vier von Augsburg ausgehenden, militärisch wichtigen Straßen, wovon viele erhaltene Meilensteine des Kaisers und seines Sohnes Caracalla Zeugnis ablegen. Es fällt auf, daß an der Via Claudia keine Meilensteine aus jener Zeit gefunden wurden, umso mehr an der Brennerstraße, die am Westufer des Ammersees durch unseren Landkreis lief. Der Epfacher Meilenstein, der 1802 vom Lech freigespült und 1815 von Pfarrer Placidus Rauch am Lorenzberg aufgestellt wurde, hat seine Inschrift durch Abrieb im Lech verloren. Wir können deshalb nicht feststellen, wann er errichtet wurde.

166 Kilometer lange Steinmauer

Zur Zeit des Kaisers Caracalla taucht zum erstenmal der aus Elbgermanen neu gebildete Stammesverband der Alamannen am Limes auf. Im Jahre 213 werden sie vom Kaiser zurückgedrängt. Im gleichen Jahre noch sichert Caracalla den rätischen Limes mit einer drei Meter hohen, 1,2 Meter dicken Steinmauer anstelle des hölzernen Palisadenzaunes. Diese gewaltige technische Leistung (Gesamtlänge der Mauer 166 Kilometer!) konnte dem Druck der land- und beutehungrigen Germanen aber nur zeitweilig und bedingt standhalten. Bis zur Regierung des letzten Severerkaisers, Severus Alexander (222-235) bleibt es am Limes noch ruhig, wahrscheinlich ein Erfolg der Maßnahmen Caracallas. Da erstet den Römern 226 ein neuer mächtiger Gegner im Orient: das Reich der Sassaniden in Persien. 231 zieht ihnen Severus Alexander mit einem Heere entgegen, zu dem die Truppen an Rhein, Limes und Donau größere Kontingente abzustellen haben. Die Alamannen nutzen die Schwächung der Grenzverteidigung zu ihrem ersten großen Einfall, der die Limesbesatzungen völlig überrascht hat. Da die Römer damals nur über die lineare Grenzverteidigung und noch nicht über eine mobile Heeresreserve im Hin-

terland verfügten, konnten die Alamannen ungehindert auf den von Caracalla erst ausgebesserten Straßen bis zu den Alpen vordringen. Eine Karte der Münzverstecke zeigt, wie weit sie damals vorstießen: gerade das Allgäu ist besonders betroffen. Wir müssen dabei bedenken, daß die römischen Städte und Siedlungen damals über keinerlei Befestigungen verfügten. Jenem Sturm im Jahre 233 fiel also auch Abodia-

cum auf der Lechterrasse zum Opfer und wurde an dieser Stelle von den Römern nicht wieder aufgebaut.

Anmerkungen:

- 5) W. Schleiermacher, *Cambodunum — Kempten* (Bonn 1972), Seite 7 ff.
- 6) Norbert Walke in: *Studien zu Abodiacum-Epfach I*, Seite b f.

III.

Spätromische Befestigung auf dem Lorenzberg

Der Einfall der Alamannen von 233 in das römische Gebiet zwischen Boden- und Ammersee hatte zur Zerstörung des Straßenvicus Abodiacum auf der Epfacher Lechterrasse geführt. Während jedoch die ebenfalls zerstörte Nachbarstadt Cambodunum/Kempten noch einmal an dem alten Platz wiederaufgebaut wurde — wenn auch nur sehr bescheiden und behelfsmäßig —, finden sich dafür in Epfach keinerlei Anzeichen. Die Zeitläufte um die Mitte des dritten Jahrhunderts blieben weiterhin unruhig. Während die römischen Kaiser zu dieser Zeit in Kämpfe mit ihren inneren Konkurrenten oder mit den Persern verwickelt waren, brachen die Alamannen immer wieder in die Provinz Raetia ein, so 242 bis in den Chiemgau während des Perserkrieges Gordianus' III.

Als im Dreikaiserjahr 253 der von den Soldaten ausgerufene Kaiser Valerian mit Truppen aus Raetia, Noricum und den germanischen Provinzen nach Rom marschierte, wurden wieder mehrere Limeskastelle zerstört.

Valerians Sohn und Mitkaiser Gallienus stellt mit Truppen aus Britannien noch einmal die römische Herrschaft bis zum Limes her. Aber als 259 sein Vater vom Sassanidenkönig Schahpur geschlagen und gefangengenommen wird und die Perser die römischen Provinzen im Orient heimsuchen, nutzen die Franken und Alamannen die Schwäche Roms zu ihrem schwersten Schlag. Die Franken dringen nach Gallien und bis Spanien vor, die Alamannen setzen Augsburg schwer zu, zerstören 260 Cambodunum endgültig und ziehen über Foetes/Füssen nach Oberitalien.

Die Limesgrenze konnte nicht mehr zurückgewonnen werden. Der tüchtige Gallienus schuf aber endlich ein bewegliches Feldheer anstelle der bisher im Notfall von den Grenztruppen abkommandierten „vexillationes“. Das neue Feldheer erhielt auch starke Reitereinheiten, Panzerreiterei nach persischem Vorbild. So werden 261 die nach Oberitalien eingedrungenen Alamannen vernichtet, und Gallienus läßt Verona ummauern. 267 muß bereits ein neuer

Alamanneneinfall am Gardasee zurückgeschlagen werden. Nach 270, zur Zeit des Kaisers Aurelian, bedrohen sie sogar die Hauptstadt Rom, die der Kaiser mit der nach ihm benannten, noch heute stehenden Aurelianischen Mauer umgeben läßt. Aurelian befreit zwar das von Alamannen belagerte Augsburg, doch wird die Limesgrenze nicht wieder befestigt. So brechen die Germanen unmittelbar nach Aurelians Ermordung (276—284), der die Rheingrenze im Westen zum Besseren gelingt erst dem nachfolgenden Kaiser Probus (267—284), der die Rheingrenze im Westen zurückgewinnt und auf dem Lechfelde 278 dort eingefallene Burgunder, Vandalen und Goten zurückdrängt. Um Raetia besser verteidigen zu können, wird die Grenze zurückverlegt und neu befestigt. Sie verläuft jetzt (wie im 1. Jahrhundert unter Tiberius und Claudius) am Rhein und Südufer des Bodensees, folgt dann dem Argen und der Iller zur Donau, die ebenfalls wieder Grenzfluß wird.

Neue Bedeutung der Straßenkreuzung bei Epfach

Die Grenzverlegung durch Kaiser Probus hat für die verkehrsgeographische Lage des Kreuzungspunktes beim zerstörten Abodiacum ausschlaggebende Bedeutung, denn der West-Ost-Verkehr läuft nun wieder

wie zur Blütezeit von Abodiacum im 1. Jahrhundert südlich um Rheinknie und Bodensee über Brigantium/Bregenz und Cambodunum/Kempten. Während der Warenstrom von dort wohl hauptsächlich über Rostrum Nemaviae (Türkheim)⁹⁾ nach der Provinzhauptstadt geht, wird die kürzere Verbindung Cambodunum - Abodiacum - Bratananium (Gauting) zur Römerstraße nach Iuvavum/Salzburg jetzt strategisch wichtig für Truppenverschiebungen zwischen den westlichen und östlichen Provinzen des römischen Imperiums. Daraus ergibt sich zwingend die Notwendigkeit der Sicherung und Überwachung des Lechübergangs bei Abodiacum. Wegen der unsicheren Zeiten war aber an einen Wiederaufbau des Straßenvicus auf der Epfacher Lechterrasse nicht mehr zu denken. Dagegen bot sich — wie zu frühromischer Zeit — die natürliche Schutzlage des Lorenzberges zur Neubesiedlung an. Allerdings hatte sich seit der Auflassung der Militärstation (Mitte 1. Jahrhundert) die Umwelt des Lorenzberges verändert. In mittelrömischer Zeit mäandrierte der Lech wieder infolge verstärkter Tiefenerosion. Diese führt K. Brunnacker⁹⁾ auf großflächige Abholzung in früh- und mittelrömischer Zeit zurück (Holzbedarf von Augsburg, Gewinnung von Weide- und Ackerland), wodurch die Wasserführung un- ausgeglichener ist als bei Wald. Durch diese Verlegung der Flußschleifen wurde der ehemalige südliche Prallhang am Lorenzberg zum Gleithang, vor dem der Lech Schotter sowie Sand und Mergel der Talstufe ablagerte. In spätrömischer Zeit hatten sich diese Ablagerungen (heutiges Flurstück „In der Au“) bereits so verfestigt, daß die Brücke weiter nach Norden verlegt und die Straße nahe am Lorenzberg vorbeigeführt werden konnte. Beim Bau der Staustufe (1953) traten die Balkenreste dieser Brücke zutage. Leider wurden sie von Einwohnern des Dorfes Epfach beseitigt und zersägt. Ein Balkenende mit eisernem Brückenschuh

konnte gerettet werden und wird zur Zeit im Landsberger Museum zur Schau gestellt¹⁰⁾. Die Trassenführung der verlegten Römerstraße in der Au ist noch nicht gesichert, doch könnte sie etwa dort verlaufen sein, wo heute ein Feldweg vom Lech zum Lorenzberg führt.

Wiederbesiedlung — zunächst unbefestigt

Zwischen der Zerstörung der Straßensiedlung auf der Lechterrasse (Dorf Epfach) im Jahre 233 und den ersten Siedlungsspuren auf dem Lorenzberg liegen drei Jahrzehnte, also eine ganze Generation. Es ist deshalb unwahrscheinlich, daß der Lorenzberg nach dem Alamanneneinfall einer Restbevölkerung als Fluchtberg diente, wie das an vielen anderen Plätzen Raetiens geschah. Hier muß es sich vielmehr um eine Neugründung ohne Kontinuität einer eingewohnten Restbevölkerung gehandelt haben.

Der ungefähre Beginn der Besiedlung läßt sich aus den Münzfunden erschließen. Die Münzreihe setzt gleich verhältnismäßig zahlreich mit 12 Antoninianen (Silbermünzen) des Kaisers Gallienus aus den Jahren 259 bis 268 ein. Aus der kurzen Regierungszeit des Claudius II. (268—270) fanden sich weitere 15 Antoniniane. Die ersten Bewohner werden also wohl im 7. Jahrzehnt des 3. Jahrhunderts den in mittelrömischer Zeit wieder bewaldeten Lorenzberg gerodet und besiedelt haben. Bemerkenswert ist, daß sich diesem Siedlungsbeginn aber keine Gebäudespuren oder Befestigungen zuordnen lassen. An anderen Plätzen Raetiens dagegen lösen seit Gallienus oder kurz danach befestigte Höhengründungen die unbewehrten Straßenorte ab; so zum Beispiel der von Moor umgebene Moosberg bei Murnau, der Goldberg bei Türkheim an der Römerstraße Cambodunum - Augusta Vindelicum und gleich sieben Höhengründungen am Alpenrhein südlich von Bregenz. Das erst 260 endgültig zerstörte Cambodunum auf dem Lindenberg wird ans andere Il-

lerufer auf die Burghalde verlegt und befestigt, das zerstörte Brigantium wird auf den Hügel der Bregenzer Oberstadt verlegt und ummauert. (Daß in Italien damals Verona von Gallienus ummauert wurde und von Aurelianus die Hauptstadt Rom, wurde ja bereits erwähnt). Eine zunächst unbefestigte zivile Siedlung auf dem Lorenzberg läßt sich also nur aus den zahlreichen Münzfunden erschließen. Diese Münzen aus der unbefestigten Phase (unter den Kaisern von Gallienus bis Probus) finden sich fast ausschließlich auf dem breiteren Plateau im Osten des Lorenzberges, das schon die frühromische Militärstation beherbergte.

Der Bau der Umfassungsmauer

Es wurde bereits erwähnt, daß unter Kaiser Probus um 280 die Provinz Raetia nach zahlreichen germanischen Einfällen wiedererrichtet wurde, wobei die Reichsgrenze an Bodensee und Iller zurückverlegt wurde. Dies hatte, wie gesagt, zur Aufwertung der Route Bregenz - Kempten - Epfach - Gauting geführt, die nun vor allem für Truppenverschiebungen zwischen den westlichen und östlichen Provinzen des Reiches wichtig wurde. Damit im Zusammenhang steht wahrscheinlich die Befestigung des Lorenzberges. Zur Datierung des Baues der Umfassungsmauer dient ein prägefrischer Antoninian des Probus vom Jahre 279, der auf der Berme (=ebene Anschüttung) vor der Südmauer gefunden wurde. An der Innenseite der nördlichen Umfassungsmauer fanden sich die ältesten Siedlungsspuren mit einer Münze des Diocletian, geprägt 296—98. Der Bau der Mauer muß also nach 279 und vor 296 erfolgt sein, also unter Probus oder Diocletian. Joachim Werner¹¹⁾ nimmt eine engere Datierung nach 288 an, in welchem Jahre Diocletian durch einen Feldzug die Sicherheit Raetiens gegen alamannische Einfälle endgültig wiederhergestellt hatte. Die Befestigung des Lorenzberges war nach J. Werner deshalb keine Notmaßnahme, sondern ein „von oben“ geplantes Bauvorha-

ben. Es diente nicht als militärisches Kastell, sondern der Sicherung einer bereits vorhandenen zivilen Siedlung vor plötzlichen Ueberfällen. Diese Siedlung konnte nun, da sie verteidigungsbereit war, die Aufgabe als Straßenstation anstelle des 233 zerstörten Vicus Abodiacum übernehmen.

Zunächst ist festzustellen, daß sich die der verlandeten „Au“ zugewandte Südmauer in Bauweise und Anlage von der Nordmauer, die über dem Prallhang des Lechs steht, unterscheidet.

Für die **Südmauer** wurde der wasserundurchlässige, rutschige Flinzboden auf halber Höhe des Abhanges terrassiert. Vor Baubeginn wurde der Verlauf der Mauer sorgfältig ausgefluchtet, worauf vorgefundene Markierungspfähle hindeuten. Um ein Abrutschen der Mauer zu verhindern, durchmischte man den glitschigen Flinz mit Kies und Sand, darauf kam eine Lage Knüppel oder Flechtwerk und darüber als Mauerunterlage eine Rollierung im Lehmverband. (Die Erbauer mußten große Erfahrung im Bau von Hangmauern haben; sicher war die Befestigung kein „Eigenbau“ der Bewohner der Zivilsiedlung.) Die Südmauer selbst war 9 römische Fuß (=2,65 m) breit und bei der Ausgrabung von 1830 noch 154 m lang. Die Mauer war aus steinernen Ueberresten des zerstörten Vicus und Grabsteinen aus der Mühlau errichtet. In der Frontseite der Mauer fand Boxler große Blöcke, Quadern und Grabmäler von oft 2 m Länge, an der Rückseite kleine rechteckige Tuffsteine, oft noch mit rot bemaltem Verputz aus den Ruinen der Wohnhäuser. Die Steine band ein heller, sehr fester Mörtel.

In der Mitte der Südmauer erhob sich ein quadratischer Turm von 6,30 m Seitenlänge; die Rückwand war 1830 noch 4 m hoch. Vom Turm nach Westen zog die Mauer schräg hangaufwärts, an einem leichten Knick wurde sie von Stützpfählern vor Abrutsch gesichert. Dann schloß sie mit einer Torwange für den Einlaß des Zufahrtsweges auf dem Hals des Um-

laufberges ab. Die ursprüngliche Höhe von Mauer und Turm läßt sich nicht mehr erschließen. Sicher trug die Mauer einen Wehrgang. Unterhalb der Mauer verlief am Fuße des Südhanges ein 4 m breiter und 1,50 m tiefer Spitzgraben als zusätzliche Sicherung gegen Angreifer.

Vom Nordtrakt der Umfassungsmauer waren zur Zeit Boxlers nur noch die Fundamente da. Diese Mauer hatte etwa 2 m Abstand von der Hangkante des Hochplateaus. Das Mauerfundament steht hier nicht auf Flinz, sondern auf anstehendem Kies. Um ein Ausbrechen und Abrutschen von Mauerteilen zu verhindern, wurden in die Mörtelbettung des Fundaments Eichenbalken in Längsrichtung verlegt und quer verklammert. Es finden sich 4 Balkenlagen nebeneinander; die Balken waren 1,50—5 m lang und mindestens 0,20 m stark. Da die Nordmauer ja auf dem Steilhang über dem Lech stand, war sie nur 1,70 m breit. Auch ihre Außenfront war aus regelmäßigen kleinen Tuffquadern (0,40x0,20x0,15 m) errichtet (wie die Innenseite der Südmauer). Nord- und Südmauer bildeten einen geschlossenen Befestigungsring. Im Westen und Osten ist ihre Verbindung heute nicht mehr vorhanden

Eine dichte Besiedlung

Die Spuren der ersten Bebauung nach Fertigstellung der Ummauerung lassen auf zivile Wohnbauten aus Holz schließen. Wegen der schmalen Suchschnitte bei den Ausgrabungen 1953—1957 konnte man allerdings keine Grundrisse gewinnen. Die Streuung und Dichte der Münzfunde auf der Hochfläche lassen aber eine dichte Besiedlung annehmen, wenn auch auf viel kleinerer Fläche als die mittlrömische Straßenstation auf der Lechterrasse. Die auf dem Lorenzberg ummauerte Fläche betrug 7650 qm, bei einer Länge von 180 m und einer größten Breite von 60 m. Das Bild, das sich uns hier bietet, entspricht wohl genau den Verhältnissen, die wir in Raetia secunda¹²⁾ damals vorfinden:

In relativer Sicherheit konnte sich ziviles Leben unter den Kaisern Diocletian (284—305) und Constantin dem Großen (312—337) hinter den neuen Grenzen entfalten. Die zusammengeschmolzene Zivilbevölkerung drängte sich in ummauerten Höhengründungen ländlichen oder städtischen Charakters zusammen. Wo es ein Legionslager gab, wie in Regensburg, wurde die zivile Lagervorstadt (*canabae legionis*) aufgegeben und die Zivilbevölkerung innerhalb der wiederhergestellten und verstärkten Lagermauern angesiedelt. Andererseits waren in manchen befestigten Zivilsiedlungen, wie Bregenz oder Kempten, auch militärische Kommandos untergebracht. Die Wohnhäuser dieser kleinen, ummauerten Städte und *Vici* waren durchwegs aus Holz (wohl Lehmfachwerk), und nur selten standen sie auf Steinsokkeln. Luxus und hohen Lebensstandard wie in den früheren Jahrhunderten gab es in Raetia secunda — vielleicht mit Ausnahme der Hauptstadt Augusta Vindelicum — nicht mehr. Die alten, mitunter sehr reich ausgestatteten Gutshöfe (*villae rusticae*) waren wohl zerstört und wurden nicht wieder aufgebaut. Nur selten stellte man sie in verkleinertem Umfang wieder her und benutzte sie weiter, wie zum Beispiel die Villa rustica auf dem Kirchbühl bei Erpfting¹³⁾.

Auch Wirtschaft und Handel waren mit früheren Zeiten nicht mehr zu vergleichen. Die Bevölkerung war in viel stärkerem Maße als früher Selbstversorger. Das galt sowohl für die Herstellung von Geräten aus Holz und Eisen wie auch für die Ernährung. Aufschlußreich ist hierfür die Auswertung der Tierknochenfunde vom Lorenzberg¹⁴⁾. Fast die Hälfte stammt vom Rind, ein Viertel vom Schwein und ein Sechstel von Ziegen. Viehzucht und Ackerbau betrieben die Bewohner des Lorenzberges wohl überwiegend in der Au und auf der Epfacher Terrasse und versorgen damit sich selbst und die durchziehenden Truppen. Verkauf von landwirtschaftlichen Erzeugnissen

und Dienstleistungen für das Militär und Durchreisende waren wohl ihre wesentlichen Einnahmequellen in jener Zeit. Von dem Erlös erstanden sie jene Dinge, die nur der spärlicher gewordene Fernhandel anbieten konnte: Terra-sigillata-Schüsseln aus dem Argonnerwald bei Verdun (an die Stelle der künstlerischen Reliefverzierung war ein eintöniges Rädchenmuster oder glatte Oberfläche getreten), Gläser aus dem Rheinland und feuerfeste Lavez (=Speckstein)gefäße aus dem südlichen Alpengebiet. All die genannten Erzeugnisse finden sich auch auf dem Lorenzberg.

Zerstörung und Brand im sechsten Jahrzehnt des vierten Jahrhunderts

Um die Jahrhundertmitte wurde die Zeit friedlicher Entwicklung in der Raetia secunda durch kriegerische Ereignisse unterbrochen. Im Jahre 350 erhob sich in Gallien der Heerführer Magnentius gegen Constans, den im Westen des Reiches regierenden Sohn Constantins; er usurpierte die Kaiserwürde, ließ Constans töten und brachte die ganze westliche Reichshälfte, darunter auch die beiden Raetien, unter seine Kontrolle. Als er die Entscheidung gegen Constantius II., den Kaiser der Osthälfte, suchte, zog er Truppen von der Rheingrenze ab und setzte sich nach Illyrien in Marsch, wo er 351 unterlag. In der Schlacht fielen — auf beiden Seiten — 50 000 römische Soldaten, eine verhängnisvolle Schwächung der römischen Abwehrkraft!

Franken und Alamannen brachen nun (352/53) in Gallien und Raetien ein, und 357 folgten ihnen die swabischen Juthungen, ein den Alamannen verwandtes Volk, dessen Wohnsitze nördlich der Donau zwischen Ries und Oberpfalz lagen. Diese swabischen Scharen „wagten sogar Oppida (befestigte Orte) zu belagern, was sonst nicht in ihrer Gewohnheit lag“, wie der Augenzeuge Ammianus Marcellinus berichtet. Von den

Ueberfällen zeugen Schatzfunde in Regensburg und im Kastell Abusina (Eining bei Kelheim) sowie Zerstörungen in Rostrum Nemaviae (Goldberg bei Türkheim). Auch die befestigte Siedlung auf dem Lorenzberg brannte mit ihren Holzhäusern ab. In der Nähe des Westtores stürzten Teile der Mauer unter Brandeinwirkung den Hang hinab. Ueber die ganze Siedlung verstreut finden sich 19 durch Brand verschmorte Münzen des Constans, Constantius II., Magnentius und Julianus. (Constantius II. hatte 355 seinen Vetter Julianus zum Mitregenten im Westen ernannt.) Einige der 14 im Bereich der Ummauerung gefundenen Pfeil- und Wurflanzenspitzen sind wahrscheinlich alamannischer Herkunft. Die römische Zivilsiedlung auf dem Lorenzberg wurde also damals zerstört. Wieweit die zerstörten Teile der Umfassungsmauer später wieder instandgesetzt worden sind, läßt sich wegen deren Abtragung im Jahre 1833 nicht mehr feststellen.

Befestigte Straßenstation in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts

Der Münzbefund deutet uns eine baldige Wiederbesiedlung des Lorenzberges nach der Zerstörung an. Mit welchen Ereignissen stand dieser Wiederaufbau im Zusammenhang? Bereits im Jahre des Juthungeneinfalls, 357, gab es zwei römische Siege über die Alamannen und Juthungen mit anschließender Vertreibung der Barbaren. Im Jahre 361 führte Julianus, nachdem er Raetia prima von Alamannen gesäubert hatte, von der Nordschweiz sein Heer in drei Marschsäulen gegen seinen Onkel Constantius II., der in Konstantinopel regierte. Julians mittlere Heeresgruppe, etwa 10 000 Mann, zog über Kempten, Epfach und Salzburg nach Osten, ihr Kommandeur war der Magister equitum (Oberbefehlshaber der Reiterei) Nevitta, ein gebürtiger Gote, der sich bei der Vertreibung der Juthungen 357 ausgezeichnet hatte und später sogar Consul wurde. Schon dieser Heereszug

machte wohl auf die Bedeutung des Lorenzberges als Versorgungsstation aufmerksam, denn noch unter Julianus (361-363 Alleinherrscher) wird auf dem Berg ein wichtiger Neubau errichtet, wovon wir später mehr hören werden. Auch unter den beiden auf Julianus folgenden Kaisern sah der Lorenzberg größere Truppenbewegungen von Westen nach Osten. Im Frühjahr 374 zieht Kaiser Valentinian I. (364-375) mit einem Heer von Trier durch Abodiacum nach Carnuntum (östlich von Wien) gegen die dort eingefallenen Quaden. Als er im November 375 in Ungarn stirbt, folgt ihm sein 16jähriger Sohn Gratian als Kaiser der westlichen Reichshälfte.

Dieser Gratian (375-383) zog wahrscheinlich viermal am Lorenzberg vorbei. Sei erster Zug durch Epfach stand im unmittelbaren Zusammenhang mit einem Ereignis von weltpolitischem Rang: 375 hatte sich im Osten Europas eine Katastrophe angebahnt, die in unseren Geschichtsbüchern etwas oberflächlich als Beginn der Völkerwanderung bezeichnet wird. Das Reitervolk der Hunnen (ein Turkvolk) hatte das Reich der Ostgoten in der Ukraine überannt und drängte gegen die untere Donau vor. Die dort nördlich der römischen Donaugrenze ansässigen Westgoten baten den Kaiser der östlichen Reichshälfte, Gratians Onkel Valens, um Lebensmittel und Siedlungsland im römischen Reich. Im Herbst 376 gestattete Valens 200 000 gotischen Flüchtlingen das Ueberschreiten der Donau und siedelte sie als römische Foederati in der Provinz Moesia (nördliches Bulgarien) an. (Foederati nannten die Römer Bundesgenossen, die als geschlossene Stammestruppe unter ihren eigenen Anführern der römischen Streitmacht angegliedert wurden, die also nicht — wie Auxiliartruppen — unter dem Kommando römischer Offiziere standen). Da Kaiser Valens sich aber nicht an seine Zusagen gegenüber den Westgoten hielt, erhoben sich diese und zogen gegen die Römer zu

Felde, unterstützt von zahllosen Ostgoten, Alanen und anderen, die 277 die Donau überschritten hatten.

In dieser Notlage ruft Kaiser Valens seinen Neffen Gratian aus dem Westen zu Hilfe. Der 19jährige Mitkaiser, der gerade die Alamannen im Elsaß geschlagen hat, schließt daraufhin mit diesen Frieden und verstärkt sein Heer durch Eingliederung junger alamannischer Mannschaften. In Eilmärschen zieht Gratian im Sommer 378 auf den östlichen Kriegsschauplatz, natürlich auf der nun so wichtigen Heerstraße über Cambodunum und Abodiacum, aber er kommt zu spät: Im August 378 hatte bei Adrianopel die Schlacht stattgefunden, die dem Kaiser Valens, den meisten Generälen und zwei Dritteln der römischen Soldaten das Leben gekostet hatte. Folge der römischen Niederlage war, daß der ganze Balkan von barbarischen Völkerschaften überschwemmt wurde, die von den Römern notgedrungen als Foederati unter Vertrag genommen werden mußten, aber kaum unter Kontrolle gehalten werden konnten.

Raetien wurde von diesen großen Veränderungen zunächst nicht unmittelbar betroffen, aber auch hier war es mit den ruhigen Jahren vorbei. Die Alamannen, von den Franken vom Main bis an den Neckar zurückgedrängt, und die Juthungen wichen dem fränkischen Druck nach Süden aus und fielen in Raetien ein. Mehrmals mußte ihnen Kaiser Gratian entgegenziehen und immer wieder nahm er dabei seinen Weg über Abodiacum. Nach dem Tode dieses Kaisers im Jahre 383 beginnt aber ein neuer — der letzte — Abschnitt in der Geschichte des spätrömischen Abodiacum.

Betrachten wir aber zunächst die befestigte Siedlung auf dem Lorenzberg in der eben geschilderten geschichtlichen Epoche etwas näher, also von etwa 360 bis 383 unter den Kaisern Julian, Valentinian und Gratian. Es waren zweifellos die Jahrzehnte, in denen Abodiacum seine größte Bedeutung in spätrömischer Zeit er-

lebte, eine Bedeutung allerdings, die nicht von Handel und bürgerlichem Wohlstand geprägt war wie zur ersten Glanzzeit des Straßenvicus, sondern vielmehr von dem militärischen Geschehen unter drei tüchtigen Kaisern. Die zahlreichen Heereszüge, die innerhalb eines Vierteljahrhunderts Abodiacum berührten, stellten an den Straßenknotenpunkt und Brückenort besondere Anforderungen als Versorgungsbasis. Wenn in jener Zeit auch kein Militär auf dem Lorenzberg stationiert war, so bestimmten doch die Truppenbewegungen zwischen Westen und Osten des Reiches weitgehend Handel und Wandel der befestigten Zivilsiedlung. Eine Einzelheit am Rande mag das verdeutlichen: So fand man auf dem Lorenzberg Knochenreste von drei Kamelen aus jener Zeit. Es handelt sich wahrscheinlich um zweihöckerige asiatische Kamele, sogenannte Trampeltiere, die von durchziehenden Truppen wohl als Lasttiere mitgebracht worden waren und in Abodiacum ihr Ende gefunden hatten. Wenn H. J. Kellner vermutet, „daß einmal eine orientalische Kamelreiterformation hier durchgekommen ist“⁽⁶⁾, so hat er wohl den Hinweis übersehen, daß die Knochen nicht von Reitkamelen, sondern von schweren Lastkamelen stammen⁽⁶⁾. Die Kamelknochen mögen wohl die merkwürdigsten Funde aus jener Zeit sein, doch lassen sie sich in ihrer Bedeutung nicht vergleichen mit zwei Steinbauwerken aus der Zeit Julians und Valentinians, zwei Bauten öffentlichen, nicht privaten Charakters. Es waren wohl die einzigen Steinbauten innerhalb der Ummauerung. Der ältere und größere ist der

Magazinbau auf dem Lorenzberg

Er stand auf dem östlichen Plateau und schloß unmittelbar an den Nordtrakt der Umfassungsmauer an. Der Terminus post quem für die Planierung seiner Grundfläche ist durch eine Münze des Magnentius von 350 gegeben. Die ältesten Münzen innerhalb des Gebäudes stammen von Julianus aus den Jahren 355 bis 363.

Die Erbauung unter Julianus Apostata ist deshalb als wahrscheinlich anzunehmen. Der Bau besteht aus einem ummauerten Hof und einem Gebäude mit zwei Räumen. Seine Länge mißt ost-westlich 39 m, seine Breite nord-südlich 26 m, die Mauern sind einen Meter dick. Die 39 m lange Nordmauer des Gebäudes verläuft längs der Fundamente der nördlichen Umfassungsmauer, die an dieser Stelle bis auf das Fundament abgetragen worden ist, so daß die Mauer des Gebäudes hier die Umfassungsmauer ersetzt hat. Der Westteil ist ein ummauerter Hof (A) ohne Pflasterung, der durch ein 4 m breites, zweiflügliges Tor von Süden her zugänglich war. Der Westteil des Hofes war überdacht, denn es fanden sich 8 Pfostenlöcher in 2,5 m Abstand zur Westmauer. Oestlich an den Hof schlossen sich die beiden überdachten Räume an, von denen der nördliche (B) 173 qm (18,8x9,2 m) umfaßte und durch eine 2 m breite Tür vom Hof aus zugänglich war. Der südliche Raum (C) besaß als einziger einen gestampften Lehmestrich mit 12 Sockeln für Holzpfiler zum Tragen des Daches. Er war nämlich 3,6 m breiter als Raum B und maß 238 qm. Das Fehlen von Herdstellen in beiden Räumen und ihre Größe schließen die Planung als Wohnräume, etwa als Truppenunterkunft, aus. Der durch den Estrich vor Feuchtigkeit geschützte Raum C könnte als Magazin (horreum) — etwa für die Lagerung von Getreide — gedient haben. Raum B könnte ein Pferdestall mit Holzfußboden gewesen sein; in ihm fand sich übrigens einer der erwähnten 3 Kamelknochen. Der 425 qm große Hof A konnte zahlreichen Fahrzeugen Platz und unter dem Dach im Westteil auch Schutz bieten.

Die Deutung der Räume als Horreum und Stallung sowie des Hofes als Wageneinstelle führt J. Werner zu der Annahme, daß der ganze Bau als Mutatio (= Umspannstelle) den Pferdewechsel sowie zum Stapeln und Umladen von Gütern an der Kreuzung der beiden Römerstraßen

gedient habe¹⁷). (Dem Landsberger Heimatforscher drängt sich hier unwillkürlich der Vergleich mit dem mittelalterlichen Ballenhaus von Spötting bei Landsberg auf, das ebenfalls an einer wichtigen Kreuzung — Salzstraße München-Memmingen und Rottstraße Italien-Augsburg — errichtet wurde.) Für den Betrieb der Pferdestation und des Magazins waren offensichtlich die in Holzhäusern wohnenden zivilen Bewohner des Lorenzberges zuständig. Ein vergleichbarer Vorratsspeicher (horreum) wurde zur Zeit Valentinians I. neben der Befestigungsanlage auf dem Goldberg bei Türkheim (Rostrum Nemaviae) errichtet, mit 770 qm etwas kleiner als der Epfacher Bau (890 qm). Weitere Horrea standen in Pons Aeni (am Innübergang bei Pfaffenhofen nördlich von Rosenheim) und neben dem Kastell Veldidena (Wilten bei Innsbruck), letztere zwei wie Abodiacum an Straßenkreuzungen und Flußübergängen gelegen. Im Gegensatz zum Lorenzberg war in den drei genannten Orten aber Militär stationiert.

Das Gebäude (Kirche?) unter der Lorenzkapelle

Ein zweiter, etwas jüngerer Steinbau erhob sich auf der höchsten Stelle des Lorenzberges, zum Teil unter der heutigen St.-Lorenz-Kapelle aus dem Jahre 1751. Er wird zur Unterscheidung von zwei mittelalterlichen Kirchenbauten über seinen Fundamenten als Bau I bezeichnet. (Bau II wurde wohl nach der Ungarnschlacht auf dem Lechfelde, die am Laurentiustage des Jahres 955 geschlagen wurde, errichtet und dem Kalenderheiligen des Siegestages geweiht.)

Zum Baubefund von Bau I: Er war ein geosteter Rechteckbau mit einer Innenfläche von etwa 100 qm (15,5 x 9,4 m). Zwei Drittel davon (76,5 qm) bildeten den Hauptraum (A) im Westen. Das östliche Drittel war durch eine Mauer von A abgeteilt und wurde durch 2 Mauern parallel zur Längsachse in drei rechteckige

Räume (B, C, D) gegliedert. Der mittlere Raum C war 8,75 qm, die flankierenden Räume B und D waren je 7,5 qm groß. Ein Estrich fand sich nicht, doch läßt eine Holzkohleschicht einen Holzfußboden vermuten.

Was stellte das Gebäude dar? Sicherlich war es kein Wohngebäude, denn es fehlen Herdstellen und Heizung, auch fand man nur spärliche Keramikreste. Auffallend sind dagegen die zahlreichen Münzen, die sich vor allem in den Räumen B und C häufen. 12 Münzen lagen im kleinen Raum B, 10 Münzen an der B zugewandten Fundamentmauer von C, 10 Münzen verstreuten sich über den großen Raum A. Diese sonderbare Verteilung der Münzen auf die Räume führte zusammen mit Grundrißvergleichen zu der Annahme, daß es sich bei Bau I um eine frühchristliche Gemeindegemeindekirche handle, und zwar vom Typus der absidenlosen Saalkirchen, wie sie sich ähnlich in Kekkut am Plattensee, in Lauriacum (Lorch an der Donau) im benachbarten Noricum, aber auch in Syrien und Algerien finden. Für diese Saalkirchen ist die Dreigliederung ihres Ostteiles in einen Altarraum in der Mitte und zwei Nebenräume, die als Sakristei und Prothesis gedeutet werden, charakteristisch¹⁸. Die Sakristei, auch Diakonikon genannt, diente wie heute noch zum Umkleiden des Priesters und Vorbereiten des Meßopfers, während in der Prothesis die Gemeinde ihre Opfergaben niederlegte.

Beziehen wir nun die Fundstellen der Münzen in unsere Ueberlegung ein, so ergibt sich eine auffallende Parallele zwischen Bau I und der Kirche von Kaiseraugst (Colonia Augusta Rauricorum) bei Basel, etwas mehr als 300 km von Abodiacum entfernt. Dort fand man nämlich in der südlich vom Altarraum gelegenen Prothesis 75 Münzen. Wir wissen zwar nicht, wo im Epfacher Bau I die Zugänge zu den einzelnen Räumen lagen, doch könnte man wohl eine Verbindung zwischen Altarraum C und Opfergabenraum B annehmen,

wo der Opfertisch stand. Im Laufe der Jahre fielen wohl Opfermünzen zu Boden und gerieten in die Ritzen des Holzfußbodens. Den Altarraum C trennte wohl eine auf der Quermauer stehende Holzschranke vom Laienraum A. Wenn auf dem Lorenzberg damals eine Kirche gestanden haben soll, muß es auch eine christliche Gemeinde gegeben haben. Für die Existenz einer solchen spricht aber ein berühmter Fund im Westteil des Lorenzberges. Ich spreche von der Tonlampe mit Christusmonogramm, die das Epfacher Gemeindegewapp zierte. Wichtig wäre jetzt noch die Frage nach der Datierung von Bau I. Die in den Räumen B und C gefundenen Münzen helfen hier weiter: drei stammen noch von Julianus, die meisten aber aus den Jahren 364 bis 387, was für die Nutzung des Gebäudes in der Zeit Valentinians I. und Gratians spricht, das heißt um oder nach 370 bis vor 390. Damit wäre aber die Kirche auf dem Lorenzberge „die älteste christliche Kirche, die bis jetzt in Bayern freigelegt wurde“¹⁹⁾.

Zusammenfassend läßt sich über jenen Zeitabschnitt sagen: Die Regierung von Julian, Valentinian I. und Gratian (361-383) hat für Abodiacum nach der Zerstörung noch einmal zwei Jahrzehnte einer bescheidenen Wirtschaftsblüte gebracht. Die Münzfunde aus jener Zeit zeigen eine starke Mischung der Prägestätten (Rom, Gallien und Orient), was auf ungestörte Fernverbindungen nach Westen, Süden und Osten hinweist, woran allerdings durchziehendes Militär einen erheblichen Anteil haben wird. Auch der Import von Keramik aus Belgien und über die Alpen bestätigt den bescheidenen Wohlstand der Bewohner, die zwar in Holzfachwerkhäusern lebten, den Durchreisenden aber ein steinernes Umspann- und Vorratsgebäude sowie eine Gemeindegemeinde vorweisen konnten, die vielleicht gar das kaiserliche Gefolge auf mehrfacher Durchreise in Anspruch genommen haben könnte. Die von dem tüchti-

gen Kaiser Valentinian I. seit 370 verstärkt ausgebaute Grenz- und Straßensicherung durch Kastelle und steinerne Wehrtürme, Burgi oder Centenaria genannt, bot für jene Friedensjahre eine wesentliche Voraussetzung. Auch die Via Claudia war durch kleine Militärstützpunkte gesichert worden, von denen einer 10 km südlich von Abodiacum auf dem Burklaberg bei Altenstadt nachgewiesen werden konnte²⁰⁾ und ein weiterer auf dem Stoffersberg gegenüber Landsberg vermutet wird (Die Kommission zur Erforschung des spätrömischen Raetien bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften bemüht sich schon seit geraumer Zeit um die Erlaubnis des Grundherrn für eine Grabung). Auf dem Füssener Schloßberg (Foetes) sicherte sogar ein Kastell die Straße, in dem ein mit dem militärischen Nachschub betrauter Praefectus der III. italischen Legion stationiert war.

Lorenzberg als Militärstützpunkt in den letzten Jahrzehnten der römischen Herrschaft

Ein Einfall alamannischer und juthungischer Stämme in Raetia secunda im Jahre 383 (siehe oben!) veranlaßte den jungen Kaiser Gratian, einen Feldzug gegen sie zu planen. Diesen konnte Gratian aber nicht mehr durchführen, da aus Britannien ein Usurpator, Magnus Maximus, mit Truppen nach Gallien übergesetzt war. Gratian wurde von seinem Heer bei Paris im Stich gelassen und ermordet, so daß die Germanen zunächst ungehindert Raetien plündern konnten. Daher mußte sich Gratians Bruder, der in Mailand residierende 12jährige Valentinian II., mit Maximus verständigen. Jetzt erst konnten die Alamannen und Juthungen aus Raetien vertrieben werden, aber nicht durch römische Truppen, sondern durch für diese Aufgabe angeworbene Hunnen und Alanen. In den folgenden Jahren müssen Truppen des Maximus, der in Trier residierte, Raetien besetzt haben,

denn es finden sich Münzen dieses Usurpators in den Kastellen an der Iller- und Donaugrenze, aber auch auf dem Lorenzberg. Der Lorenzberg erhielt damals (nach 383) eine Garnison aus Truppen des Maximus, um Straßenkreuzung und Flußübergang unter Kontrolle zu halten. Ihre Herkunft aus Gallien über die Straße Bregenz-Kempten läßt sich aus den Fundorten der sogenannten Mayener oder Eifelkeramik erschließen. Bei dieser Eifelkeramik aus dem letzten Drittel des vierten Jahrhunderts handelt es sich um Kochtöpfe und Henkelkrüge aus rauhem, hartgebranntem Ton, die speziell an die Truppen im Schweizer Abschnitt der Rheingrenze geliefert worden sind und sich von Basel bis Arbon am Bodensee nachweisen lassen. Oestlich des Bodensees finden sie sich nur auf dem Lorenzberg, und zwar im Bereich des Magazinegebäudes und westlich davor, wo auch die Münze des Maximus zu Tage trat. Erstmals wurden jetzt die beiden überdachten Räume B und C des Magazins bewohnt, also zweckentfremdet. Daß deren Bewohner Soldaten waren, beweisen neben der erwähnten Eifelkeramik auch sogenannte Kerbschnittbronzen, das sind Besatzstücke von Militärgürteln (Riemenzungen und Schlaufen aus Bronze).

Das Magazinegebäude hatte damals auch in einer anderen Hinsicht eine neue Funktion erhalten: Zu einem nicht näher datierbaren Zeitpunkt muß der östliche Abschnitt der Umfassungsmauer eingestürzt sein (durch Hangrutsch infolge von Verlegung des Lechlaufes oder Unterspülung bei Hochwasser), so daß die Ostflanke des Berges nun ungeschützt war. Dieser Zustand wurde notdürftig beseitigt durch Einbeziehung der Ost- und Südmauer des Magazinbaues in eine neue Befestigungslinie. Dazu mußte das bisher in den Magazinhof führende Südtor zugemauert und die Einfahrt in die Westmauer verlegt werden. Vom vermauerten Südtor aus lief nun eine neue, 1 m starke Befestigungsmauer hangabwärts nach Süden und traf nach etwa 30 Metern

auf den Südtrakt der alten Umfassungsmauer.

Eine weitere bauliche Veränderung läßt sich im Westteil des Magazinhofes feststellen. Hier wurde eine neue Pfostenreihe gesetzt, wohl um weitere Truppenunterkünfte zu schaffen. In einem der Pfostenlöcher fand man eine Münze des Arcadius von 388-408. Daraus geht hervor, daß auch nach dem Ende des Maximus (388) noch Militär auf dem Lorenzberg stationiert war. Prägedaten nach dem Jahre 388 weisen sieben im Bereich des Magazines gefundene Münzen des Theodosius I. († 395) und seines ältesten Sohnes und Mitregenten Arcadius († 408) auf; dazu kommt noch von seinem jüngeren Sohne Honorius (395-423) ein goldener Solidus, der aus Boxlers Grabungen von 1830 stammt, dessen Fundumstände aber nicht bekannt sind. Während die 7 Scheidemünzen nur eine Besetzung des Lorenzberges unter Theodosius beweisen, so erlaubt der Solidus des Honorius die Annahme, daß dies auch noch für die Zeit des Stilicho zutrifft. Der Magister militum (Oberbefehlshaber des Heeres) Stilicho, ein Vandal, lenkte nach dem Tode des Theodosius für dessen unmündigen Sohn Honorius die Zügel der Politik in der Westhälfte des Römischen Reiches, das 395 endgültig geteilt worden war. Zunächst konnte Stilicho die Rhein- und Donaugrenze durch Verträge mit den Germanen sichern. (Diese stellten damals schon längst den größten Teil der römischen Truppen. Die Soldaten des Kaisers Julian zum Beispiel, die im Jahre 357 im Elsaß zum Kampfe gegen die dort eingedrungenen Alamannen antraten, eröffneten die Schlacht mit germanischem Kriegsgesang. Man erinnere sich auch an die oben erwähnte Eingliederung alamannischer Krieger in das Heer des Kaisers Gratian 378!) Auf dem Lorenzberg fanden sich im Magazinraum C die Scherben eines alamannischen Gefäßes, das zeitgleich mit der oben erwähnten Eifelkeramik ist. In die gleiche Richtung weisen auch die handgeformten

germanischen Tongefäße des 4. Jahrhunderts, die E. Keller aus dem römischen Friedhof des Kastells Neuburg/Donau bergen konnte). Während Stilicho also die Grenzen durch Verträge gesichert hatte, drangen im Jahre 401 Vandalen und Alanen von Pannonien (Ungarn) aus auf der Limesstraße südlich der Donau durch Noricum nach Raetia II vor. Als Stilicho ihnen Truppen aus Oberitalien entgeschickte, nutzten dies die Westgoten unter Alarich zu einem Einfall in Oberitalien aus und eroberten Aquileia. Stilicho besiegte zunächst die vandalischen Eindringlinge in Raetia, schloß Frieden und stellte aus den Besiegten neue Hilfstruppen zusammen. Mit diesen und seinen italischen Truppen sowie allen zuvor in Raetia und Noricum stationierten Verbänden zog er über die Alpen gegen Alarich. Sogar den Truppen in Britannien und Gallien hatte er Befehl gegeben, sich nach Italien in Marsch zu setzen. So gelang es Stilicho, Alarich und seine Westgoten 403 nach Illyrien zurückzudrängen. Nach diesem Ereignis scheinen keine römischen Truppen mehr nach Raetien zurückverlegt worden zu sein, und germanische Stämme überfluteten in breiter Front die entblößten Grenzen an Rhein und Donau. Trotzdem betrachtete Rom die Provinzen an der Donau immer noch als sein Territorium. Wahrscheinlich hat noch Stilicho die Anführer der germanischen Scharen, die nach Abzug der regulären Truppen in Raetia II eingedrungen waren und sich nicht vertreiben ließen, als Foederati unter Vertrag genommen und ihnen gegen Soldzahlungen das Land zum Schutz anvertraut, das heißt in Wirklichkeit überlassen, da ja eine Kontrolle von Italien aus schlecht möglich war.

Für die eben geschilderten Verhältnisse in Raetia II sprechen auch die gegen Ende des 4. und Anfang des 5. Jahrhunderts auftretenden Goldmünzen, von denen eine ja auch in Abodiacum gefunden worden ist. Das Geld hat damals seine Funktion

als Zahlungsmittel in den unsicheren Grenzprovinzen nahezu verloren. Scheidemünzen neuer Prägung gelangen kaum noch in die Hände der Zivilbevölkerung. Dagegen sind die barbarischen Foederaten auf Goldmünzen begierig und bedingen sich solche gern als Sold aus. Denn Gold hatte für sie vor allem Besitztswert, weniger einen Tauschwert.

Die Anwesenheit ostgermanischer Foederaten auf dem Lorenzberg zu Beginn des 5. Jahrhunderts scheint auch ein interessanter Einzelfund zu bestätigen: Im Nordosteck des ehemaligen Magazinraumes C war ein 4x5 m großer Raum durch Flechtwände abgeteilt worden; darin fand man neben drei gedrechselten Spielsteinen (?) aus Hirschhorn und einem Waagschälchen aus Bronzeblech (Teil einer Goldwaage?) auch einen massiven silbernen Schnallendorn von 4,8 cm Länge, der zu einer großen Gürtelschnalle gehört. An spätrömischen Militärgürteln sind solche Dorne unbekannt, dagegen treten sie in den ersten Jahrzehnten des 5. Jahrhunderts in den Gräbern donauländischer Barbaren auf, wie etwa im ostgermanischen Häuptlingsgrab bei Fürst an der Salzach oder in westgotischen Gräbern in Siebenbürgen und der Walachei. Ostgermanische Foederaten in römischen Diensten könnten sich zur Zeit Stilichos vorübergehend auf dem Lorenzberg niedergelassen haben, also im ersten Jahrzehnt des 5. Jahrhunderts; weniger wahrscheinlich, wenn auch nicht undenkbar, wäre dies um 430, als letztmals ein römisches Heer unter dem magister militum Flavius Aetius nach Raetia II vorstieß und die Juthungen besiegte. Was für den Lorenzberg anzunehmen ist, bestätigt sich für das römische Kastell von Neuburg/Donau: Wie E. Keller berichtet, sind in Neuburg nach Abzug der römischen Besatzung (401) eingedrungene Ostgermanen als Foederaten stationiert worden, wovon ostgermanische Knochenkämme des 5. Jahrhunderts im Gräberfeld des Kastells zeugen.

Kontinuität zwischen Römerzeit und Mittelalter?

Der silberne Schnallendorn aus dem Anfang des 5. Jahrhunderts ist der letzte Fund aus spätrömischer Zeit. Die nächsten datierbaren Funde vom Lorenzberg — aus alamannischen Reihengräbern — gehören bereits in die Mitte des 6. Jahrhunderts. Ob in der klaffenden Fundlücke von über 100 Jahren eine Siedlungskontinuität von Resten der romanischen Bevölkerung und den sich ansiedelnden Alamannen bestand, läßt sich nicht nachweisen. Archäologische Zeugnisse der Zivilbevölkerung fehlen jedenfalls schon seit dem Ende Gratians (383). Das kann man allerdings damit erklären, daß nach Erliegen des zivilen Fernhandels der Zustrom datierbarer Keramik und neuer Münzprägungen aussetzte. Ob die auf dem Lorenzberg im sechsten und siebten Jahrhundert in Reihengräbern Bestatteten zum Teil von den romanischen Vorbewohnern abstammen, ließ sich durch anthropologische Untersuchungen leider nicht bestätigen. Immerhin ist festzustellen, daß der Name der römischen Siedlung Abodiacum bei den Alamannen nicht in Vergessenheit geraten ist, da er im 8. Jahrhundert in der verstümmelten Form „Eptaticus“ in der Sankt-Magnus-Vita wieder auftaucht.

Eine Kontinuität des Christentums von der römischen zur alamannischen Epoche ist wohl zu verneinen. Die Alamannen der Reihengräber waren Heiden, da sie mit Grabbeigaben reich ausgestattet waren, während die spätrömischen Skelettgräber in der Regel beigabenlos sind. Die in der spätrömischen Kirche und darum herum gelegenen Reihengräber befinden sich dort nicht aus christlicher Pietät, sondern weil die Ruinenflächen des Lorenzberges für landwirtschaftliche Nutzung ungeeignet und deshalb Gemeineigentum der auf der Lechterrasse anzunehmenden alamannischen Dorfsiedlung waren²¹). Dort im Dorf, und zwar beim Kriegerdenkmal, fanden Be-

stattungen erst im frühen 8. Jahrhundert statt. Kurz danach (vor 744) wirkte Bischof Wikterp von Augsburg in Epfach, wo er wahrscheinlich als adliger Grundherr an der Stelle der heutigen Pfarrkirche eine Eigenkirche errichten ließ, in der er später bestattet wurde. Das Reihengräberfeld auf dem Lorenzberg wurde jedenfalls im 8. Jahrhundert nicht mehr belegt, denn aus jener Zeit finden sich Spuren einer Wiederverwendung der Gebäude zu Wohnzwecken. Raum B des Magazins wurde damals durch Tuffmauern in vier Kammern unterteilt, und auch die Kirche wurde bewohnt (Raum B und C). Zwei in den Ruinen gefundene seltene silberne Denare des fränkischen Königs Karlmann (768-771), des Bruders Karls des Großen, führen zur Annahme, daß die allmählich verfallenden Mauern des spätrömischen Befestigungsringes einen Stützpunkt fränkischer Truppen an der Lechgrenze gegen Bayern beherbergten. (Vielleicht war hier auch im Jahre 743 das fränkische Heer Pippins über den Lech gesetzt, denn in der Nähe von Epfach, bei Apfeldorf oder Ummendorf, wurde das Heer des Bayernherzogs Odilo von Pippin vernichtend geschlagen). Die römischen Mauern verfielen danach immer mehr, wurden nach 955 zum Bau der ersten Lorenzkirche (Bau II) ausgeschlachtet, die zu unbestimmter Zeit abgebrochen und durch eine kleinere Kapelle ersetzt wurde (Bau III). Zur Erbauung der heutigen Lorenzkirche (Bau IV) im Jahre 1751 wurden römische Quadern des Magazingebäudes mitverwendet. Als der Schongauer Landrichter Lorenz Boxler im Jahre 1830 Suchgräben ausheben ließ, stieß er auch auf die verbliebenen Reste der Mauern des Magazingebäudes. „Die Tiefe dieser Mauer war unter verschiedenen Erdmischungen nach 7½ Fuß (= 2,2 m) noch lange nicht ausgehoben“, schreibt Boxler in seinen „Denkwürdigkeiten von Epfach am Lechrain“ 1831. Was Boxler vom Magazin und vor allem von der südlichen Umfas-

sungsmauer noch vorfand, war so imposant, daß es die größte überirdisch erhaltene römische Anlage in Süddeutschland geblieben wäre, wenn sie nicht drei Jahre nach ihrer Entdeckung zur Deckung der Grabungskosten auf Abbruch verkauft worden wäre.

Anmerkungen:

Die beiden Abbildungen sind entnommen dem Band 2 der „Veröffentlichungen der Kommission zur archäologischen Erforschung des spätrömischen Raetien der Bayerischen Akademie der Wissenschaften“, herausgegeben von Joachim Werner, München 1969.

⁸⁾ Als befestigter Straßenstützpunkt unter Kaiser Probus erbaut.

⁹⁾ Siehe Epfach I, S. 155/56.

¹⁰⁾ Eine handschriftliche Quelle von 1889, von der Hand des Premierleutnants der Gendarmerie Hang, spricht von „vielen ausgehobenen eisernen Brückenpfehlstiefeln an den Jochresten des Lechübergangs“ (Lech-Isar-Land 1965, S. 35). Es handelt sich hier wohl um Reste der mittelrömischen Brücke, denn B. Eberl (Das schwäbische Museum 1928, S. 99) berichtet, der Schongauer Flußwart Schrimpf habe um 1850 „ganz in der Nähe des Hohlweges Brückenpfähle entfernt“.

¹¹⁾ Siehe Epfach II, S. 250.

¹²⁾ Diocletian hatte im Zuge einer Gebietsreform des ganzen Reiches Raetia geteilt in die Provinzen Raetia prima mit Hauptstadt Curia (= Chur in Graubünden) und Raetia secunda — zwischen Alpen und

Donau — mit der alten Hauptstadt Augusta Vindelicum. Die Zivilverwaltung unterstand je einem Praeses in den beiden Hauptstädten; die militärische Verwaltung, nunmehr von der zivilen getrennt, für beide Provinzen einem Dux im Legionslager Regina Castra (= Regensburg).

¹³⁾ Siehe: Anton Lichtenstern, Die Entdeckung einer römischen Villa bei Erpfting, Landsberger Geschichtsblätter 1972/73, Seite 27—33.

¹⁴⁾ Siehe: J. Boessneck, in Epfach I, Seite 213 ff.

¹⁵⁾ Siehe: H. J. Kellner, Die Römer in Bayern, Seite 184.

¹⁶⁾ J. Boessneck in: Epfach I. S. 223.

¹⁷⁾ Siehe: J. Werner in Epfach II, Seite 86 und 255.

¹⁸⁾ R. Egger, Frühchristliche Kirchenbauten im südlichen Noricum, 1916.

¹⁹⁾ E. Dünninger, Die christliche Frühzeit Bayerns, München 1966, Seite 24.

²⁰⁾ E. Keller, Die spätrömischen Grabfunde aus Raetia II, Münchener Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, Band 13, München 1971.

²¹⁾ So J. Werner, Epfach II, S. 271 f. Gegenteiliger Meinung ist H. Dannheimer, der es für denkbar hält, daß der Bau I des 4. Jahrhunderts den alamannischen Bewohnern von Epfach im 6. und 7. Jahrhundert als Gotteshaus gedient habe (Das alamannische Reihengräberfeld, Epfach II, S. 228). — So auch G. Pohl, Die Ausgrabungen auf dem Lorenzberg bei Epfach, in: Ausgrabungen in Deutschland, Teil 2, RGZM Mainz 1975, S. 110.

Wo stand das erste Landsberger Rathaus?

Von H. Dannheimer — A. Huber

Die Funde

1. Bei der Bergung am 18. 4. 1974 wurden sichergestellt (Inv. Nr. 1975, 801 der Prähistorischen Staatssammlung München):
 - a) 36 Bruchstücke von Gefäßen aus rötlichem bis graubraunem Ton, durchweg auf der Scheibe gedrehte hart gebrannte Ware, der Ton fein geschlämmt. Abgesehen von Wandungsscherben befinden sich darunter: 4 Randbruchstücke von Gefäßen mit verdickter breiter „kragenförmiger“ Mündung, die nur in einem Fall (Abb. 1, 2) außen unterschritten ist. Bei drei Stücken ist die Form noch rekonstruierbar (Abb. 1, 1—3), sie besaßen Mündungsweiten von 15, 16 und etwa 18 cm. Ferner 2 Bodenstücke, von denen das eine das steilwandige Unterteil eines Schultertopfes rekonstruieren läßt (Abb. 1, 4). Zu ihm muß eine kragenförmige Mündung gehört haben ähnlich dem Bruchstück Abb. 1, 3.
 - b) Kleines Randbruchstück vom Fuß eines Pokales oder Leuchters aus grauem Ton; größter Durchmesser etwa 8 cm (Abb. 1, 5).
 - c) 24 Bruchstücke von becherförmigen Ofenkacheln aus Ton, hart gebrannt, die Oberfläche tongrundig bis grau, Scheibenware. Neben Wandscherben sind zu nennen:
 - 9 Randstücke mit Mündungsdurchmesser von 9,5—11,0 cm (Abb. 1,6—10) und 6 Bodenstücke Durchm. (soweit bestimmbar 8,0—8,5 cm (Abb. 1,11—13). Von letzteren läßt das eine Fragment die Form der Kachel fast vollständig erkennen (Abb. 1,13); an seiner Unterseite ist noch ein geringer Rest eines plastischen Bodenzeichens erkennbar. Vollständig erhalten ist nur 1 Kachelboden (Abb. 1,12); er trägt außen ein im Flachrelief hervortretendes gleicharmiges Kreuz als Töpferzeichen. Von den Randstücken ist die Oberfläche des einen (Abb. 1,6) auf der Außenseite dicht mit feinen Drehrillen bedeckt.
 - d) 4 kleine Bruchstücke von Hohlziegeln
 2. Bei den Bergungen im Juli 1974 wurden sichergestellt (Inv. Nr. 1975, 802 der Prähistorischen Staatssammlung München):
 - a) 43 Bruchstücke von Tongefäßen der nämlichen Gattung wie oben beschrieben, darunter:
 - 3 kleine Kragenrandscherbchen (Abb. 2,1);
 - 2 sekundär gebrannte und deformierte Wandscherbchen mit einer Wellenlinie;
 - 7 meist kleine Bodenstücke (Abb. 2,2,3).
 - b) 14 Bruchstücke von becherförmigen Kacheln wie oben beschrieben, darunter:
 - 1 vollständig rekonstruierbares Rand- und Bodenfragment, H. 10,4 cm (Abb. 2,5);
 - 1 weiteres Randstück, Durchmesser etwa 14 cm (Abb. 2,4);
 - 2 Bodenstücke mit kreuzförmigen Töpferzeichen (Abb. 2,6,7).
 - c) 18 meist kleine Bruchstücke von Hohlziegeln, z. T. mit Spuren von Feuereinwirkung.
 - d) 8 unförmige, nur auf einer Seite und nicht besonders sorgfältig geglättete Tonklumpen mit kräftigen Fingerabdrücken.
 - e) Etwa 30 Schlackenstücke.
- Für die Gefäßkeramik (Abb. 1,1—4; 2,1—3) ist Vergleichsmaterial unter den Funden von der Südostecke der Stadtbefestigung von Regens-

burg zu finden. Die entsprechenden Randbildungen gehören dort zu den typologisch jüngsten Formen, für die der aus der Geschichte der Befestigung abgeleitete Datierungshinweis „vor 1300“ offenbar recht eng aufzufassen ist¹. Die becherförmigen Ofenkacheln (Abb. 1,6—13; 2,4—7), die die ältere mittelalterliche Kachelform vertreten, sind besonders zahlreich am Geisberg bei Haugen gefunden worden, wo sie vorwiegend im 13. Jahrhundert in Benutzung gewesen sein dürften². Im übrigen wurden zwei Kacheln dieser Form in Gauselfingen (Kr. Hechingen) bzw. Mönchsroth (bei Dinkelsbühl) während des 2. Viertels bzw. um die Mitte des 13. Jahrhunderts als Behälter für Münzschätze verwendet³.

Insgesamt wird man die Landsberger Funde demnach in das 13. Jahrhundert datieren dürfen. Eine genauere zeitliche Festlegung wäre allenfalls dann zu finden, wenn es gelänge, die Fundschicht, aus der sie stammen, mit Sicherheit mit einem historischen Ereignis aus der Stadtgeschichte in Verbindung zu bringen.

H. Dannheimer

Wann war der Hauptplatz in Landsberg bebaut?

Ein weiterer datierbarer Fund

Etwa 15 Meter südlich dieser Keramikfundstelle stand ein Eichenstamm auf einer Lage von Ziegeln und war mit Ziegeln ummauert. Dieser Baumstamm schnitt, wie weiter nördlich die Bruchsteinmauern, die schwarzen Brandschichten. So war es schon vor der genaueren Auswertung der Scherben und des Baumstammes klar, daß die Mauereinbauten jünger sein mußten als die Scherben, die in und unter der Brandschicht gefunden wurden. Da sich ein Bruchsteinmauerwerk nicht exakt datieren läßt, war man auf die Bestimmung des Eichenstammes besonders gespannt. Dr. Becker von der Universität Stuttgart-Hohenheim lieferte folgendes Ergebnis: Der Balkenquerschnitt weist 102 Jahrringe auf, die mit einer Übereinstimmung von 70

Prozent mit der Standardkurve korreliert werden konnte. Das Jahrringmuster ist von 1502—1603 n. Chr. gewachsen. Leider ist das gesamte Splintholz der Probe abgefault, allerdings ist 1603 die Splintholzgrenze erreicht, Datierung: 1623 ± 10 , frühestmögliches Fällungsjahr also 1613, eine Fällung später als 1650 ist auszuschließen.

Demnach ist also am Hauptplatz ein Bau (oder mehrere Bauten) in der Zeit von 1613 bis 1633 (spätestens 1650) aufgeführt worden. Es ist durchaus denkbar, daß er schon vor dem Dreißigjährigen Krieg, also zwischen 1613 und 1618 erstellt wurde, doch könnte man auch daran denken, daß man unmittelbar nach dem Schwedeneinfall 1633 wieder an den Aufbau der Stadt ging. Sicher ist jedoch, daß das Rathaus, das früher inmitten des heutigen Hauptplatzes gestanden hat, zwischen 1696 und 1699 abgebrochen oder auch durch Brand zerstört wurde.

Wenn Winklmayer in den Landsberger Geschichtsblättern (42. Jg., Nr. 12, 1952 und 53. Jg., Nr. 2, 1963) schreibt, daß das frühere Rathaus nördlich des heutigen Marienbrunnens gestanden habe, so spricht zwar einiges dafür, aber beweisen läßt sich das durch die spärlich vorgefundenen Mauerreste nicht; schade, daß die Mauerfundamente damals nicht vermessen wurden, so daß sie heute nicht mehr lokalisierbar sind.

Professor Dr. Pankraz Fried kommt in seiner Abhandlung (Sonderdruck aus den Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in München, Band 53, 1968) zu dem Ergebnis, daß Landsberg in den sechziger oder siebziger Jahren des 13. Jahrhunderts als Stadt angelegt und zur Stadt erhoben wurde. 1290 wird Landsberg erstmals „civitas“ = Stadt genannt; deshalb darf man vermuten, daß die Bürger dieser Stadt gegen Ende des 13. Jahrhunderts sich ein Rathaus erbauten. Aus einer Urkunde aus dem Jahre 1434 erfahren wir, daß Herzog Ernst (1373—1438) im gleichen Jahre im Rathaussaal

mit den Bürgersfrauen und Töchtern der Stadt getanzt habe und hernach in die Trinkstube eingeladen worden sei. „Das taten wir und beschauten die Trinkstube. In derselben aber fanden wir allerlei Wein, und auch einen schönen Brunnen, der mitten in der Stuben ausgeht, ...“ (Landsberger Geschichtsblätter: 23. Jg., Nr. 5, 1926).

Wenn sich nun bei der Neugestaltung des Hauptplatzes 1974 nördlich und südlich des heutigen Marienbrunnens Mauerreste gefunden haben, dann ist es durchaus möglich, daß das erste und etwaige weitere Rathäuser der Stadt Landsberg, bis 1699 im Bereich des Marienbrunnens gestanden haben. Das Rathaus hatte den Brunnen miteinbezogen, an das Rathaus werden noch weitere Gebäude angebaut gewesen sein, da die vorgefundenen Fundamentreste sich auf eine Länge von 50 m erstrecken.

Was nun die Brandschichten betrifft, in denen und unter denen die Keramikfunde gemacht wurden, so liefern historische Ereignisse aus der Stadtgeschichte wertvolle Hinweise. In den kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Ludwig d. B. und Friedrich dem Schönen wurde Landsberg zweimal zerstört. Durch die Zerstörungen der Stadt in den Jahren 1315 und 1319 wird auch das Rathaus vernichtet und darauf wieder an Ort und Stelle aufgebaut wor-

(Abb. 13-17 im Bildanhang)

den sein. Zwei Urkunden (Urk. 2 v. 16. 11. 1315 und Urk. 4 v. 1. 11. 1320) berichten von den Katastrophen und auch von den herzoglichen Gunsterweisungen, damit die Stadt Landsberg den ihr zugefügten Schaden wieder beheben konnte.

Abschließend kann festgestellt werden: Wenn auch die bei der Neugestaltung des Hauptplatzes 1974 gemachten Funde keineswegs sensationell sind, so können sie doch mit den übrigen Quellen der Landsberger Stadtgeschichte in Beziehung gebracht werden und geben mit ihnen zusammen ein abgerundetes Bild. So untermauern die Funde, daß die Stadt Landsberg mehrmals zerstört und wieder aufgebaut wurde, ja, daß der Hauptplatz von Landsberg vom Ende des 13. Jahrhunderts bis zum Ende des 17. Jahrhunderts bebaut gewesen ist, das Rathaus wird im Bereich des heutigen Marienbrunnens gestanden haben, umgeben von weiteren Gebäuden.

Anton Huber

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. H. Dannheimer, Keramik des Mittelalters aus Bayern (1973) bes. 14 ff. mit Taf. 3,5 und 6 (jeweils mehrere Beispiele).
- ² Ebda. 28 ff. mit Taf. 44 und 45.
- ³ Nachweise ebda. 30 mit Anm. 48.

Ein mittelalterlicher Dichter am Ufer des Lechs

Heinrich Kaufringer ging in die Literaturgeschichte ein

Von Wolfgang Hack

Der Verfasser dieses Artikels verweist auf den Aufsatz „Heinrich Kaufringer“, der in den Landsberger Geschichtsblättern 1931, Heft 2 und 3 erschienen ist. Er will diesen Aufsatz sowohl ergänzen als auch weiterführen, teilweise werden sich Wiederholungen allerdings nicht vermeiden lassen.

Um die Wende des 14./15. Jahrhunderts lebte in Landsberg ein Heinrich Kaufringer, der Bürger der Stadt und Pfleger der Stadtpfarrkirche war. Er ist in der Lechstadt von 1369—1399 urkundlich nachgewiesen und wird 1404 als verstorben erwähnt. Nach der neueren Forschung ist dieser Bürger mit dem Dichter Heinrich Kaufringer gleichzusetzen. Dieser biedere Landsberger ist in die deutsche Literaturgeschichte eingegangen, wenn er dort auch nur einen bescheidenen Platz erobern konnte.

Kaufringer ist einer der wenigen Zeugen, der die Literatur des Volkes bis auf unsere Zeit überlieferte. Über die höfischen Dichter des Mittelalters und ihr Werk ist uns vieles bekannt, während man über die Literatur der nichthöfischen Gesellschaft nur wenig kennt. Man muß sich einmal in die Lage der damaligen Zeit hineinversetzen. Alle Massenkommunikationsmittel, die uns heute selbstverständlich sind, gab es damals nicht, und da Literatur und Nachrichten nicht über Bücher, Presse, Rundfunk und Fernsehen Verbreitung fanden, war es Aufgabe der fahrenden Sänger, Neuigkeiten und Geschichten zu verbreiten. So zogen diese Sänger umher und brachten ihre Fabeln, Balladen und Geschichten unter die Leute.

Heinrich Kaufringer war auch ein solcher Sänger, wenn auch kein fahrender, denn er dürfte kaum weiter als in die Gegend Augsburg-Landsberg-Kaufbeuren-Mindelheim gekommen sein. Und während er so die Geschichten anderer vortrug, muß ihm einmal der Gedanke gekommen sein, selbst etwas zu schreiben.

Durch seine Rolle als mundartdichtender Sänger lohnt es, sich ein bißchen mit ihm zu beschäftigen. Kaufringers Werk, das aus etwa 30 Reim Erzählungen besteht, ist eine Mischung aus heiteren und ernsten Stoffen. Unter „heiter“ verstand der Geschmack der damaligen Zeit derbe, anzügliche, unzüchtige Schwänke. Daneben schrieb Kaufringer aber auch ernste Werke, mit denen er sittliche Wirkungen erzielen wollte, so in der Erzählung „Von den drei Nachstellungen des Teufels“, nach einer Predigt Bertholds von Regensburg.

Als Vorlage für seine Erzählungen dienten ihm meist Bearbeitungen französischer Fabeln. Zu dieser Zeit kursierten in Deutschland viele französische und italienische Fabeln, die von den Dichtern und Sängern immer wieder aufgegriffen wurden. Auch Kaufringer hat diese Fabeln zum Teil verarbeitet; wir wollen dies an der Erzählung „Ein Schädlein“ beweisen.

Der Inhalt: In Straßburg wohnte ein reicher Mann, der die allerschönste Frau hatte. Ein Ritter verliebte sich in sie und stellte ihr auf Schritt und Tritt nach. Die tugendsame Bürgersfrau klagte ihrem Mann ihr Leid. Dieser veranlaßte sie, den Ritter zu einem Stelldichein in ihr Haus einzuladen, wo er ihn so zu empfangen gedenke, daß er die Frau für immer in Ruhe lassen werde. Kurz darauf

trifft die Frau den Aufdringlichen wieder und bestellt ihn abends in ihr Haus. Der Ritter ist entzückt und findet sich pünktlich ein, wird von der Frau empfangen und in ihre Kammer geführt. Währenddessen saß ihr Mann mit Schwert und Harnisch bewaffnet hinter einem großen Faß in der Kammer seiner Frau und erwartete den Augenblick, in dem er dem Ritter großes Leid zufügen wollte. („Er hett ain panzer stark und vein, — Angelegt und was berait, — Dem Ritter fügen großes lait.“) Der Ritter trug nur einen Degen, und um ihren Mann zu ermutigen, schalt ihn die Frau deshalb wegen seiner schlechten Bewaffnung. Doch der Ritter gab daraufhin eine solche furchtbare Probe seines Degens und seines Armes, er durchstach eine sechsfache eiserne Platte, daß der Ehemann von Furcht ergriffen wurde und sich nicht mehr getraute hervorzutreten und den Schrecklichen anzugreifen. Der Ritter vollbringt mit der Frau, die sich vergebens sträubt und vergebens das Einschreiten ihres Mannes erwartet, seinen Willen und entfernt sich. Nach dem Weggang fällt die Frau mit den heftigsten Vorwürfen über ihren Feigling von Mann her, der sie aber mit der Erwägung zu beschwichtigen sucht: „Ain schädlin ist doch pesser zwar — Dann ain schad, das wiß für war!“ Denn hätte ihn der Ritter erstochen, wäre das Uebel noch viel größer gewesen.

Diese Erzählung Kaufringers ist fast identisch mit der vierten Novelle in der Sammlung „Hundert neue Novellen“ (cent nouvelles nouvelles), die 1462 beendet wurden. Diese Erzählung trägt den Titel „Le Cocu armé (Der bewaffnete Hahnrei).“

Hier heißt es: „La quatriesme nouvelle d'ung archier Escossois qui fut amoureux d'une belle et gente damoiselle, femme d'un eschoppier, laquelle par le commandement de son mary, assigna iour audit Escossois et, de fait, garny de sa grante espé y comparut et besoigna tant qu'il voulut, present ledit eschoppier qui de paour s'estoit caiché en la ru-

elle de son lit, et tout povoit veoir et ouyr plainement; et la complainte que fist apres la femme à son mary.“

Etwa: Die vierte Novelle handelt von einem schottischen Ritter, der in eine schöne und hübsche Bürgerin, Frau eines Krämers verliebt war, die den Ritter auf Befehl ihres Mannes zu sich bestellte; mit einem Degen bewaffnet kam er und tat seinen Willen wie er wollte und der anwesende Krämer versteckte sich aus Angst in dem Spalt zwischen Bett und Wand und konnte alles sehen und hören. Hinterher machte ihm die Frau große Vorwürfe.

Man sieht also, daß es sich um eine fast identische Geschichte handelt, wenn man von den verschiedenen Orten absieht, die im Deutschen und im Französischen auftauchen. Da aber Kaufringer die Geschichte nicht gekannt haben konnte, ist erwiesen, daß es sich um eine Fabel handelt, die damals in ganz Europa zirkulierte. Diese Geschichten wurden mündlich verbreitet (daher die verschiedenen Ortsangaben) und ab und zu schrieb sie einer nieder.

Die Fabel war eine der beliebtesten literarischen Gattungen des ausgehenden Mittelalters. Oft wurden sie in Sammlungen niedergelegt, wie in Boccaccios Dekameron oder in Chaucers Canterbury Tales. Man kann daraus schließen, daß sich der Geschmack der damaligen Zeit an solchen derben Geschichten ergötzte, die meist die gleichen Personen im Mittelpunkt haben, den betrogenen Ehemann, den einfältigen Mann oder die einfältige Frau und den der Lächerlichkeit preisgegebenen Priester oder Mönch.

Abschließend kann man feststellen, daß Kaufringer ein Dichter der Lechlandschaft war, der es sowohl verstand, bereits vorhandene Fabeln neu zu dichten (was damals durchaus nichts Unehrenhaftes war) als auch der Lechlandschaft einen Platz in seinem Werk einzuräumen; er benutzte ihren Dialekt und er verlegte auch

die Schauplätze mancher Erzählungen in diese Landschaft.

Ueber seine Persönlichkeit heißt es in einer mittelhochdeutschen Literaturgeschichte: „Er ist nicht ungewandt im sprachlichen Ausdruck, anschaulich, stark volksmäßig . . . Ueber seine kulturelle Stellung kann man sagen, daß seine Haltung ganz unritterlich ist und über sein dichterisches Vermögen, daß es nur gering ist.“

Literatur:

Dr. K. Euling, (Hrsg.): „Heinrich Kaufingers Gedichte“ Tübingen 1888.

G. Ehrismann: „Geschichte der deutschen Literatur“, München, 1959.

Stiefel: „Zu den Quellen Heinrich Kaufingers“, Z. f. d. Ph. Band 75, Halle 1903.

(Inzwischen ist von Frl. Undine Löffler eine wissenschaftliche Arbeit für die Zulassung zum Staatsexamen an der Universität Tübingen mit dem Titel „Zur Erzähltechnik und Thematik der Mären Heinrich Kaufingers“ erschienen. Die Verfasserin hat sich eingehend mit dem Werk Kaufingers befaßt und beurteilt den mittelalterlichen Dichter unserer Heimat etwas positiver: „Die einzelnen Untersuchungen zur Erzähltechnik ergaben, daß Kaufinger vor dem Hintergrund traditioneller Erzählschemen einen eigenen überzeugenden Aufbau seiner Erzählungen

schaft. Dieser — getragen vom Kriterium der Spannungssteigerung — zeichnet sich durch ein geglücktes Maß an Ausführung und Knappheit, an die Fabel veranschaulichenden und sie vorwärtstreibenden Momenten aus, die „richtig“ gesetzt erscheinen . . . usf.

In einer der nächsten Nummern dieses Heftes sollen die Ergebnisse dieser neueren Forschung in gedrängter Form und ausgewählte Texte Heinrich Kaufingers vorgestellt werden.

Anm. d. Red.

Die Weber in Landsberg

Von einstiger Blüte bis zum Niedergang

von E d u a r d P f l a n z

Während des sogenannten Städtekrieges brannte eine Augsburger Truppe im Jahre 1372 den unbefestigten Markt Sandau nieder. Hier hatte sich eine gewichtige Weberindustrie gebildet. Die Sandauer Weber siedelten sich daraufhin im Schutze der befestigten Stadt Landsberg im Hinteren und Vorderen Anger als Pfahlbürger an. Pfahlbürger bewirtschafteten städtischen Grundbesitz, wofür sie den Zehent entrichteten. Wie wichtig den Altlandsbergern diese Webersiedlung war, beweist die Erweiterung des Stadtmauerrings schon nach wenigen Jahrzehnten. Damit erfolgte die Einbeziehung des Vorderen und Hinteren Angers in den Stadtmauerring.

In Landsberg und Augsburg hatten sich zwei blühende Weberindustriezentren gebildet. Diese bezogen ihr für die Barchentweberei benötigtes Garn aus Venedig. Hierdurch kam das Rottfuhrwesen auf, da es um diese Zeit ein Fuhrunternehmen im Sinne unserer Güterführer und Spediteure noch nicht gab. Spöttling war Rottstation, Ballenhaus und Umschlagplatz.

Auf den für den Anbau nicht geeigneten schlechten Lechfeldböden wurde eine ausgedehnte Schafhaltung betrieben. Dadurch konnten die Landsberger Weber einheimisches Material für die Wollverarbeitung erhalten, welche bereits im Jahre 1386 einen bedeutenden Umfang erreicht hatte. Das Material für feinere Webwaren liefert wohl der auf dem ertragreichen Boden des rechten Lechrains umfangreich betriebene Flachsbau. Die aus der benachbarten Lechfeldgemeinde Graben stammende Weberfamilie Fugger hatte in Augsburg große Bedeutung erlangt. Besonders Jakob der Reiche (der größte deutsche Herrscher überhaupt) hatte es durch die Verbindung zwischen Weberei und Handel mit Textilwaren zu ungeheurem Reichtum gebracht. Selbst der deutsche Kaiser wurde durch die Finanzierungen seiner Unternehmungen durch die Fugger zu diesen abhängig.

In Landsberg war die Weberei schon 1390 zum Großgewerbe geworden. Mit Augsburg wurde reger Handel mit Barchent getrieben. Die

Landsberger Weber waren fast alle Barchent- und Leineweber, auch Zeugweber, wenige nur Lotweber. Die Webstühle standen im Keller, da die Kellerluft für die Verarbeitung des Materials offenbar günstiger erschien.

Im Gefolge der Weber befanden sich Bleicher und Färber. Die Bleiche befand sich auf dem „Gries“ zwischen Mühlbach und Lech; später auf dem Gelände des heutigen Englischen Gartens. Von dem Beruf der Färber künden heute noch das Färbertor und der Färberturm, von dem noch die Grundreste am Mühlbach hinter dem Staffingeranwesen zu sehen sind. Ein noch erhaltenes interessantes Zunftschränkchen aus dem Jahre 1529 besagt, daß um diese Zeit die Färber schon so zahlreich waren, daß ein zunftmäßiger Zusammenschluß geboten erschien. Auch die Tuchmacher oder Loderer waren mit den Webern verwandt. Was für verschiedene Gespinste und Gewebe bereits im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in Landsberg gearbeitet wurden, geht aus einem vom Rat der Stadt im Jahre 1622 beschlossenen Satz der Bleicher hervor, der folgende Gegenstände namhaft macht: „Flexen und Wirkhens, gemeines Spinet, zartes Spinet, Kreßtuch so parchetbreit, Schlair, dicken Barchet und Trauppen.“

Die zahlreichen Weber (es werden — wohl etwas übertrieben — 340 genannt) konnten ihre Erzeugnisse unmöglich allein in Landsberg und Um-

gebung absetzen, da ja auch fast in jedem Bauerndorf ein Weber saß. Es muß also zumindest in die weitere Umgebung ein nicht unbedeutender Handel betrieben worden sein. Vom Barchenthandel nach Augsburg weiß bereits ein vom 26. Mai 1607 datiertes Aktenstück zu berichten, obwohl während der Gegenreformation besonders viele Landsberger Leineweber nach Augsburg ausgewandert waren. Unter den vielen Kleinhandwerkern scheinen es aber auch handelsbetreibende Weber zu Wohlstand gebracht zu haben, wie ein Eintrag in den Sterbematrikeln des Stadtpfarramtes verrät: „1596 starb Miches Vogl, ein reicher Weber, ist ein Wunder.“

Die von Augsburg ausgehende Sekte der Wiedertäufer fand unter den zahlreichen Webern in Landsberg und auch in Windach, Jesenwang, Scheuring und Schmiechen viele Jünger. Man saß über ihre Anhänger nicht ordentlich zu Gericht, sondern verlas ihnen einfach das Urteil und führte sie in einen grausamen Tod. Die Männer wurden verbrannt, die Frauen ertränkt und diejenigen, die widerriefen, zur Enthauptung „begnadigt“. Auch in Landsberg wurden am 23. Dezember 1527 neun Männer auf der „Kipfstat“ (Museumstraße) mit dem Schwert hingerichtet und eine Jungfrau, die durch ihre Standhaftigkeit die Männer beschämte, im Lech ertränkt. Am 15. Mai 1528 sind hier drei Männer verbrannt, einer enthauptet worden.

Der Reformationsgedanke verbreitete sich besonders durch die zahlreichen wandernden Webergesellen in Landsberg und in den benachbarten schwäbischen Städten. In den Kirchen hörte man nur noch die Predigt an. Von einem Sakrament der letzten Oelung zum Beispiel wußte niemand mehr etwas. Selbst der Stadtpfarrer wurde vom Rat der Stadt gedemütigt und geschmäht. Durch den herzoglichen Pfleger von Landsberg, den Grafen Helfenstein, der die Jesuiten herbeiholte, begann 1576 die Gegenreformation. Diese

war bei Beginn des 17. Jahrhunderts nahezu vollendet. Das Jesuitengymnasium ist in der Hochburg der Protestanten, im Vorderen Anger, errichtet worden. Wer sich nicht zur katholischen Religion bequemen wollte, mußte auswandern. So zogen zahlreiche Weber, um ihren Glauben zu bewahren, nach Augsburg. Dies hatte einen schweren Rückgang des wirtschaftlichen Lebens in der Stadt Landsberg zur Folge. Dazu kam die Pest, die in den Jahren 1592 und 1627 hauste und der Schwedeneinbruch 1632/33, der die Bevölkerung dezimierte. Der Handel lag darnieder. Von den 314 genannten Barchentwebern bedienten noch 26 den Webstuhl und diese hatten nur ein kümmerliches Dasein. Dazu kam der erneute Ausbruch der Pest im Jahre 1634. Sie forderte abermals Hunderte Menschenleben. Ein Leichentuch war über die Landschaft gebreitet. Drei Jahre lang war kein Tuch- oder anderer Laden geöffnet, weil die Waren sowohl vom Feind wie vom Freund den Handelsleuten auf den Straßen abgenommen wurden.

Von den schweren Wunden, die Reformation, Pest und Krieg der Weberei geschlagen hatten, konnte sich diese nach dem großen Kriege nicht mehr ganz erholen. Die Großweberei schrumpfte immer mehr zur Kleinweberei zusammen. Nur dürftig sind Nachrichten über die Weber zu erhalten. Aus den Kirchenbüchern wissen wir ab 1585 die Todesjahre (nicht vollständig) von Landsberger Webern: 1585 der Drosch; Vogt Blasius; 1586 Vogt Gabriel; Lutz Hans; der Goggl Weber; Schmalholz Loder; 1587 Herele Hans; 1591 der Vogt Michel, ein reicher Weber; 1601 Mayr Jakob, genannt Wacker; 1604 Barthenkhürschner und Hans Hieberle, ein Weber, so viel Unruhe gemacht, got gnad im; 1611 der alt Hans Baudrexl; 1616 Ditsch Stoffel; 1620 dem Christeiner Weber sein Weib; 1621 Matthias Brenswögl; 1627 Christian Feichtmair (Pest); 1649 Simon Holzhauser; 1660 Elias Seybold; 1663 Matthias Eisenhuet; 1668 Simon Selder;

ein Kind des Webers Martin Holl; 1669 Bernhard Denning; 1670 ein Kind des Aug. Messerschmied; 1677 ein Kind Matthias Holl; 1670 Sebastian Greif; 1674 Sebastian Seidemann, Weber und Herr; 1681 dem Weber Erhardt ein Kind; 1684 des Webers Johann Frietingers Frau und Andreas Holzhauser; 1690 Ulrich Holl; 1691 Georg Holl; 1692 Georg Frietinger; 1694 Johann Frietinger, Weber und Herr. Im Totenbuch werden von 1700—1734 folgende Weber genannt: Frietinger - Hupher - Hueber - Hol - Deisenhover - Eberle - Blankh - Bukhl - Schamper - Taucher und Greiff.

In den Jahren 1670—1699 fanden 37 Trauungen unter den Webern statt. Es heirateten die Weber Greif 1681, 1683, 1688, 1696; die Holl im Vorderen Anger 1666/87, 1670, 1679, 1683; die Ritter im Hinteren Anger 1667, 1694; die Schmid in der Bruder-gasse 1660/78, die Reß 1686/88, 1690/94; die Frietinger 1669, 1694; die Plankh 1680; die Burkhart 1677; Keller 1696; Augustin 1697; Höfler 1661; Mausiel 1659; Soller 1660; Mang 1662; Socher 1678; Wiedemann 1678; Haas 1682; Wurmbh 1683; Bacher 1682; Rauch 1692; Hiebler 1692; Kormann 1692; Auwig 1693; Seidemann 1695; Garner 1695; Schamper 1699.

Im Zeitraum von 1700—1796 haben 76 Weber hochzeitlichen Kirchgang gehalten. Es waren dies: Die Frietinger 1700, 1709, 1710, 1749, 1780, 1781; die Blankh 1702, 1722, 1739; die Holl 1712, 1714, 1728, 1737, 1741; die Hofmann, alle Weber und Mesner im Dreifaltigkeitsfriedhof 1739, 1754, 1791 die Gast am Vorderen Anger 1712, 1743; die Ritter am Hinteren Anger 1705, 1726; die Auer 1726, 1729; die Schmidt in der Brudergasse 1726; 1750; die Augustin 1729, 1735, 1736, 1769; die Burkhard 1716, 1729; die Miller 1767, 1769; Reß 1721, 1732, 1755, 1795; Neuber 1784, 1794; Bader 1747, 1792; die Wild 1722, 1746; die Hörl 1735, 1750; Huetter 1702, 1743, 1745; die Adelgoß, Lodweber 1744, 1785; Barthenlehner 1783; Guttermann, Brudergasse 1790; Eyb 1786; Weinheer

1796; Graf, Vord. Ang. 1793; Huetter 1702; Keller 1705; Haas 1706; Socher 1707; Wanger 1702; Deiselhofer 1709; Söckler 1709; Mayr 1710; Garner 1713; Lacher 1709; Auwig 1720; Zeller 1736; Riedt 1740; Bacher 1749; Beck 1755; Wunderer 1759; Kolb 1761; Spöttl 1762; Bögl 1768; Haslacher 1768. Zwei nicht unbedeutende Geistliche, den Dießener Chorherr Radhard Schnaderbeck, geboren 1679 und den Augsburger Geistlichen Ambrosius Schnaderbeck, dessen Grabmal im Augsburger Domkreuzgang noch erhalten ist, hat die Lodweberfamilie des Leopold Schnaderbeck am Hinteren Anger hervorgebracht.

Auf das Haus Nr. 323 im Hinteren Anger heirateten folgende Weber: 1670 Georg Frittinger, 1694 Seb. Frittinger, 1700 Jakob Frietinger, 1710 Andreas Frittinger, 1709 Franz Frittinger, 1747 Jakob Burckhardt, 1781 Johann Burkhardt. Nach den Urkunden des Bayerischen Staatsarchivs sind im Hinteren Anger bis 1800 folgende Weber nachweisbar: 1681 und 1731 Ferd. Augustin, 1731 Anna und Ignaz Augustin, 1783 Franz Xaver Augustin, 1705 Söltler Math., 1713 Urban Paul, 1713 Schaller Math., 1741 Ritter Georg. Im Vorderen Anger saßen auf dem Haus Nr. 271 von 1690—1800 die Weber Georg und Michael Gastl, 1687 Franz Frittinger, Fr. X. Augustin, Barchent- und Leineweber, 1749 Jakob Frittinger, halbe Behausung.

1789 zerschlugen sich die Lein-Barchent- und Zeugweber mit ihrem Herbersvater Seidl im Schafbräu und zogen aus. Dort hatten die Weber seit 40 Jahren ihre Herberge. Das Zunftsschild hing in der Gaststätte über dem Tisch. Die Zunft hatte dort ein eigenes Zimmer für Handwerksangelegenheiten. Vier Zimmer mit zehn Betten mußten parat gehalten werden, da das Handwerk der Weber die meisten laufenden Burschen hatte. Nach einer Statistik vom Jahre 1821 arbeiteten in der Stadt Landsberg 16 Webstühle mit Flachs; 1/10 davon arbeiteten mit Baumwolle. Es wurde festgestellt, daß in der Stadt

Landsberg wegen des Einflusses der fremden Waren mit Baumwolle nur unbedeutend gearbeitet wurde. Um diese Zeit gab es in Landsberg an Schafen: 68 Stück Jungvieh und zwölf Stück Altvieh. An Schafen veredelter Art: 13 Stück Altvieh.

In den Jahren 1802-1842 haben noch 16 Weber in Landsberg die Ehe geschlossen. Durch die Einführung der Hausnummern im Jahre 1803 konnte nun der Standort dieser Weber festgestellt werden. Im Hinteren Anger saßen auf H.-Nr. 314 die Bechler (1802); auf Haus Nr. 330 die Graf (1815); auf Hs. Nr. 336 die Weckerle (1811); auf Hs. Nr. 313 die Rehtaler (1819) und Ratzinger (1822); auf Hs. Nr. 314 die Schaule (1823); auf Hs. Nr. 311 die Reß-Resch von 1811-1822; auf Hs. Nr. 330 die Eiba von 1824-27; auf Hs. Nr. 343 die Strobl (1847); auf Hs. Nr. 330 die Joas 1819-1837. Im Vorderen Anger saßen auf Hs. Nr. 262 die Schädli (1807); auf Hs. Nr. 263 die Graf (1807); auf Hs. Nr. 262 die Büchele (1814); auf Hs. Nr. 234 die Ratzinger (1841) und Weinpör (1815) und Ratzinger 1840-57. Auf dem Sandauer Tor saß der Weber Badlehner (auch Bortenlehner geschrieben) 1800; in der Sandauer Straße die Hofmann (1814); in der Ledergasse 358 die Bader (1824) und Schweighofer (1836); in der Salzgasse die Adelgoß Lodweber (1816); in der Jesuitengasse die Burkari (1827); in der Bergstraße die Schedl (1842-56); am Hauptplatz 179 die Weckerle (1837-56); in der Maltesergasse von 1790-1871 die Barthenschlager; in der Brudergasse 217½ die Bader (1822) und Gutter-

(Siehe Abbildung Nr. 18 im Bildanhang)

mann (1824) auf 218 die Schweighofer (1814) und von 1813-ca. 1885 die Stürzer.

In der Zeit von 1827-1857 wurden ausführliche Gutachten über die Verbesserung der Leinwandfabrikation erteilt und Pläne entworfen zur Errichtung einer Aktiengesellschaft zur Förderung der Leinwandfabrikation und über die Einschüsse von Baumwolle bei der Leinweberei. Alle diese Pläne fruchten nichts. Das Handwerk konnte mit der Industrie nicht mehr Schritt halten. Die Weber waren schon seit langem arm geworden. Im Jahre 1864 gab es in Landsberg noch zwölf Weber, 1886 nur noch einen. Mein Vater hat noch den Weber Stürzer in der Brudergasse und den Weber Diller im Hinteren Anger auf Hs. Nr. 330 arbeiten sehen. Er und noch lebende alte Mitbürger sahen Diller durch die Kellerfalle den Webstuhl bedienen und oft ersuchte dieser die Kinder durch die Kellerfalle, sie möchten ihm doch nicht das Licht wegnehmen.

Mit dem Weber Diller hörte um 1895 herum der letzte Webstuhl in Landsberg zu klappern auf. Mit ihm erlosch ein seit über 600 Jahren bestehendes Gewerbe, das bis Ende des 16. Jahrhunderts den wichtigsten Wirtschaftsfaktor unserer Stadt bildete.

Quellen: Landsberger Geschichtsblätter, insbesondere 1939 A. Meier, Hauptstaatsarchiv, Abt. Oberbayern, Stadtarchiv Landsberg, Erzählungen alter Landsberger.

Das Landsberger Rathaus

von Dr. Sigfrid Hofmann

Vergangenheit und pulsierende Gegenwart reichen sich in diesem alten und doch zugleich auch neuen Landsberger Rathaus die Hände. Originale Kunst und Schöpfungen eines feinsinnig empfindenden Handwerks sind mit großem Einfühlungsvermögen restauriert worden; komplizierte statische Probleme meisterte modernste Technik. Zur Wiedereröffnung des Landsberger Rathauses hielt der Autor dieses Beitrages den viel beachteten Festvortrag. (d. Red.)

In dieser festlichen Stunde empfinden wir alle das große Glück, jene malerische Stadt am Lech zu besitzen oder in ihr leben zu dürfen, in deren anmutigen Straßen- und Platzbildern sich Schwäbisches und Altbayerisches verbinden. Wir erinnern uns an Hans Karlingers Satz: „Wer einmal mitten im Hauptplatz zu Landsberg am Lech stand, der braucht nicht mehr viel zu erwandern; er weiß, was Altstadt heißt.“

Dieser Platz könnte erzählen von den großen Stadtbränden des 14. und ausgehenden 17. Jahrhunderts, vom alten Rathaus in seiner Mitte mit seinen Warengewölben und Laubengängen. Heute plätschert dort als Nachfolger eines Neptunbrunnens der glänzend wiederhergestellte Marienbrunnen mit einer edlen Steinplastik eines Straub-Schülers. Das Platzbild wird geprägt durch schmale und hochgiebelige Bürgerhäuser, die mit jüngeren, traufenständigen wechseln. Die Erfordernisse des Durchgangsverkehrs und die Umwallung als Grenzstadt mußten immer wieder in einen städtebaulichen Zusammenklang gebracht werden. Für Höfe ist in diesem großen Dreieck, wo Stein an Stein gefügt ist, kein Raum.

Im Osten findet der weitgespannte Stadtplatz im Schönen Turm, der heute etwas prosaischer Schmalzturm heißt, Abschluß und Krönung.

Seit etwa 1700 steht an der Westfront der äußerst malerischen Platzanlage an der Stelle des früheren Salzfactoreigebäudes das damals neue, heute alte Rathaus im reichen Schmuck der Wessobrunner Stukkaturen. Eine geschmackvolle Hinweistafel neben der Eingangstüre verkündet in goldenen Buchstaben zurecht:

RATHAUS

Erbaut 1700

Stuckfassade von Dominikus Zimmermann
(1716—1718)

Unternehmen wir eine Wanderung durch die abwechslungsreiche Baugeschichte dieses schönen Landsberger Profanbaues, der zugleich die kostbarste Rathausfassade Oberbayerns aufweist!

Der Fund eines gotischen Torbogens im Zuge der Wiederherstellung des einstigen Bau- und Kunstbestandes läßt mit Fug und Recht vermuten, daß in mittelalterlicher Zeit die Salzwagen aus dem Berchtesgadener Land mit ihrer lebenswichtigen Ladung durch dieses „Salzhaus“ mit der Wohnung des hochdotierten Kurbayerischen Salzfactors führen und dabei die fällige Maut entrichteten. Landsberg war ja durch Jahrhunderte bedeutsame Grenzstadt, wo Gefälle aller Art kassiert wurden.

Nur spärlich fließen die Nachrichten in den Baurechnungen, um so wertvoller sind selbst unbedeutend scheinende.

Im Jahre 1676 erhält der Landsberger Maler Johann Ulrich Schöfflhueber 14 Gulden 30 Kreuzer „so an dem Rathaus 33 Creuzstöck, die 2 Seiten Thurn u. a. grien und rot angestrichen.“ Drei Jahre später wurden „etlich Stuck gemalen zu dem bewilligten Theatro auf dem Rathaus“ und unterschiedliche Kistlerarbeit bezahlt. In unseren mittelalterlichen Städten war es vielfach Brauch, die repräsentativen Räume in den Rathäusern gelegentlich zu Theatersälen „umzufunktionieren“.

Nur noch einige Streiflichter von den bedeutenden kunstgeschichtlichen Tatsachen: Im Jahre 1682 ließ man in der Stadtschreiberei das Haustor silberfarben und die Leisten grün anstreichen, das eiserne Gätter ober dem Tor aber mit gutem Gold vergolden. Der Registraturkasten von damals hatte 25 Schubladen. Der heimische Maler Josef Anton Selich hat 1699 zum Ofen in der Ratsstuben fünf gemachte Engel mit Oelfarben gefaßt, auch Flügel und Schilde vergoldet und das eiserne Gätter silberfarben angestrichen. Im gleichen Jahr liefert der Augsburgener Eisenhändler Peter Weller um 62 Gulden einen eisernen Ofen in die Ratsstuben, „wo 1197 Pfund gewogen“.

Auf dem Lech nach Landsberg

Kunstgeschichtlich aber von weit höherer Bedeutung ist ein Eintrag in die Baurechnung des Jahres 1699 unter der Ueberschrift: Gipsarbeit in der Ratsstuben: Den 5. Dezember 1699 hat man Georg Zöpf und Stephan Finsterwalder beeden Gipsern zu Wessesprun umb willen sye in Gem. Statt zu errichtent Rathshaus die Rhatsstuben, neben dem parthey Stible mit Stuckhator Arbeit ausgemacht ... per 72 Tag und 26 Tag zusammen aber bezahlt 46 Gulden 48 Kreuzer.

Es ist einwandfrei nachzuweisen, daß 1696 das alte Rathaus teilweise abgetragen u. 1699 ein neues Rathaus erbaut worden ist, daß die Stuckverzierung in der Ratsstube des ersten Stockes, des Sitzungssaales des Magistrates und im Parteienstübl durch die beiden genannten Wessobrunner Stukkatoren aus Gips hergestellt wurde, den der Füssener Rottfloßmeister Thomas Pögl auf dem Lech nach Landsberg flößte. Georg Hager, der erste amtliche Denkmalpflieger Bayerns, sagt darüber in seiner bekannten Arbeit über die Wessobrunner Stukkatoren:

Schon aus dem Stil ist zu erkennen, daß die Stuccaturen in den beiden Räumen von denselben Meistern herrühren, denn der Blattschnitt des Akanthus stimmt völlig überein. Wie im Pfarrhoftrakt zu Wessobrunn, in Friedrichshafen und in der Sakristei zu Obermarchtal (Arbeiten von Schmuzer!) sind die einzelnen Blätter eichenlaubartig gezackt, mit abgerundeten Lappen. Besonderes Interesse gewinnt die Verzierung der Ratsstube und des Parteienstübls durch den Vergleich mit der Stuckdekoration im Flötz des ersten Stockes, welche von Michael Petz und Genossen 1701 gefertigt wurde. Nach den Baugeldrechnungen waren insgesamt 12 Gipsergesellen im „oberen Flötz und in der neuen Rhatsstuben“ tätig, die den Gips verarbeiteten, den der Lechbrucker Floßmann Joseph Lang angeliefert hatte. Die Rechnung von 1719 erklärt: Herr Dominicus Zimmermann hat wegen Ausgipsung der oberen Ratsstuben 75 fl empfangen; für Ausgipsung des oberen Flötz 35 fl. Wohl der bedeutendste Eintrag in einer Landsberger Baugeldrechnung findet sich für das Jahr 1720: „Hr. Dominico Zümmermanen stuckhator hat man wegen vor dem rathaus gemachten ausseren vaçada sambt 2 mahligem verrichten anwurff ... bezahlt 275 fl.“

Ein köstliches Spiel

Lassen wir noch einmal Georg Hager urteilen: Im zweiten Stockwerk erstreckt sich die Stuckdekoration auf den Flötz und die Stube des äußern Rats, des jetzigen Gemeindegemeinschafts . . . Hier ist ein köstliches Spiel von Licht und Schatten erreicht. Die Stuccaturen im oberen Rathaussaal zu Landsberg zählen zu den allerbesten derartigen Arbeiten aus der Zeit um 1720; offenbar wollte Dominikus Zimmermann in ihnen ein hervorragendes Meisterstück liefern, um den Landsbergern ein Beispiel seiner hohen Kunstfertigkeit zu geben.

Obwohl der große Wessobrunner mit seiner Frau und vier Kindern schon 1716 als Bürger in Landsberg aufgenommen wurde, „so hat doch dessen Bürgerrecht darumben bis anhero nit verrechnet werden können, weil ihm das Rathhaus mit Stuckhotor arbeit auszumachen angedinget: dise arbeit aber erst vor einem Jahr gar verfertiget und ihm sein Verdienst vor Pau amt aus völlig bezallet worden . . .“ Die Gebühr wird auf 64 fl. beziffert, einschl. 5 fl für die „Kriegs Cassa“. Dies ist der 20. Eintrag in der Stadtkammerrechnung von 1722 (Seite 50). Nur vierzig Jahre sind ins Land gegangen, da mußten die kunstfreudigen Landsberger wieder wegen des Rathauses tief in den Stadtsäckel und damit in ihre eigenen Taschen greifen. Die Baugeldrechnung von 1762 erzählt in der liebenswerten Sprache ihrer Zeit:

Dem Franz Anton Anwander, Maler der orton ist umb selber die Statuen mit 8 schuech so zu oberst auf dem Rathhaus stehet, in das Wetter 3 mahl mit öehl bleiweis Thaurhaft an allen seithen gemacht, Item den chur hueth, dan den Comando Staab wie auch das Prust stuckh mit feinem Ducaten Goldt vergoldet und dessen Verdienst bezalt worden 23 Gulden 30 Kreuzer.

Eine weitere Neuentdeckung ist uns mit nachfolgender Handwerkerarbeit von 1762 gelungen: Carl Thailhammer Burger und Maller der orton als welcher das ganze Rathaus von aussen mit Öehlfarben angestrichen, und die Lisenen gelb, oben die Jahrzahl und Bayerische Wappen gemallen, solche mit Dugaten Goldt geblikht, wie auch zwei grosse Mayenkrieg Vasen auch mit Dugaten Goldt ausstaffiert, dan 2 große Niesl Trackhen samt 5 gross Eisernen Gätter mit Zwisch Goldt ausgemacht, ferners in der

Rathausstuben oben die Dekken gemahlen und selbe mit Zwischgoldt ausstaffiert, so anders renoviert, hat mit einschluß der hierzue hergegebenen Farben ... zu seinem Verdienst empfangen 110 Gulden 42 Kreuzer.

Das gleiche Jahr bringt uns noch eine weitere kunstgeschichtlich bedeutsame Nachricht: in 124 Tagen hat Niclas Schütz mit seinen Gesellen, Consorten genannt, um 81 Gulden 35 Kreuzer „an gemainer Statt Rathaus in und auswendig“ Stukkatorenarbeit verrichtet.

Wie sein Landsmann aus Wessobrunn, Dominikus Zimmermann, wird auch sein Paliere, der in dessen Abwesenheit wegen des Landsberger Auftrags die Stuckierungsarbeiten im Festsaal der Abtei Neresheim leitet, im Jahre 1719 Landsberger Bürger. Niclas Schütz baute auch, nach Thieme-Becker, 1762 die Pfarrkirche in Thaining und um 1764 das Ulrichskirchlein in Spötting. Am 13. Dezember 1785 ist er in Landsberg am Lech gestorben.

Für die Denkmalpflege nicht unwichtig ist auch eine Ausgabe von 56 fl 53 kr. im Jahre 1764 an den Landsberger Maler Carl Thahammer, der in 48 Tagen „in der Ratsstuben die Spalier (d. h. Tapeten an der Wand) gemahlen, wobei er 20 fl 53 kr für die verwendeten Farben berechnet. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts (1797) verfertigt der Landsberger Kupferschmied Xaver Erlacher um 159 fl 17 kr kupferne Dachrinnen auf das Rathaus. Halten wir fest: Gegen die schweren Akanthusmotive der Wessobrunner des späten 18. Jahrhunderts, die wir im Treppenhaus sehen, heben sich die frei und elegant, nach den Vorbildern des Lothringers Jean Bérain gestalteten Stuckverzierungen im Saal des zweiten Stockes (elegante Rahmen und Medaillons, zwischen denen sich einfache Ranken mit Blattmotiven ausbreiten) vorteilhaft ab.

Zahlung verweigert

Nach der Mitte des letzten Jahrhunderts wurde die schöne Rathausfassade unter Leitung des Königlichen Baubeamten Horn nach den vom kgl. Professor Gottgetreu gefertigten Plänen durch den Gipsformator Merk aus München renoviert. Dr. Josef Maria Ritz, der verstorbene Leiter des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege urteilt so: 1863 wurde nicht nur die große Blechbüste von Maximilian II. als Bekrönung

verwendet, man schlug damals auch das kurbayerische Wappen am Giebel herunter und brachte das königlich-bayerische mit voluminösen Romanzementlöwen an. Vor den Giebelaufsatz wurden auch zwei große Frauengestalten mit Palmen in den Händen, gleichfalls aus Romanzement gestellt, das ganze Erdgeschoß verändert und die in dem Zimmermannschen Entwurf so eleganten Portallösungen in einer unerträglichen Weise verändert. Große Teile der ornamentalen Stuckierung waren in Zement erneuert und der ganze Mauerkörper mit Zement überschlemmt und mit Mineralfarbe gestrichen worden.

Die Büste jenes Königs, der Landsberg wieder eine Garnison gegeben hat, trat an die Stelle einer kupfernen Blumenvase (früher Mayenkrieg genannt), wie solche jetzt wieder an den breiten flankierenden Säulen stehen. Erheiternd wirkt folgendes Begebnis: Als 1867 der Malermeister und Magistrat Schmid die Rathausfassade mit einem Ölfarbanstrich versehen hatte, da verweigerte der Magistrat die Zahlung mit dem Hinweis, er möge seine Rechnung im Herbst 1868 wieder vorlegen, da man erst die Haltbarkeit des Anstrichs über Winter und Sommer feststellen wolle.

Der Magistrat beauftragte im Jahr 1867 den Bildhauer und Stukkateur Ohlmann in München mit der Durchführung von Bildhauer- und Stuckarbeiten am Rathaus um 1970 Mark im Rahmen der Genehmigung vom 17. März 1862, betreffend die Restaurierung der Rathausfassade.

Wir stimmen F. Zwerger zu, der in seiner Geschichte Landsbergs (München 1889) meint: So schön nun dieser herrliche Bau in seinem Aeußern dem bewundernden Auge sich präsentierte, so wenig vermochte er in seinem Innern zu befriedigen, indem nur die erste und zweite Etage, in welchem sich die Sitzungssäle des Magistrates- und Gemeindegremiums befinden, ausgebaut war, die dritte Etage aber nur einen öden und leeren Bodenraum bildete.

Speicher wird Festsaal

Georg Wiedenmann stellte als Mitglied des Gemeindegremiums am 9. März 1874 (vor genau 100 Jahren!) den Antrag auf Genehmigung von 6000 fl zum „vollständigen Ausbau und Herstellung des architektonischen Teiles des großen Saales in dem obe-

ren Stockwerk des Rathauses". Bald schmückten vier Freskobilder den unter Leitung von Professor Georg Hauberisser 1876—1877 zu einem Festsaal ausgebauten ehemaligen Speicherraum. Hauberisser leitete auch die Uebertragung der schönen Kassettendecke aus dem Theatersaal des ehemaligen Jesuiten-Kollegs. Meister der vier Kossalgemälde waren Ferdinand Piloty d. J., geborener Münchner, und der aus Mähren stammende Eduard Schwoiser. Im Stil der Zeit werden dargestellt die Gründung des Spitals durch Herzog Ludwig den Brandenburger 1349, der Tanz Herzog Ernsts mit den Bürgerinnen Landsbergs, die Verleihung städtischer Freiheiten durch Kaiser Ludwig und die Erstürmung der Stadt Landsberg durch den Schweden Torstenson im Jahre 1633 und den Jungfernsprung. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang die Tatsache, daß der erste Festakt in diesem festlichen Raume am 4. April 1877 der erlangten Kreisfreiheit Landsbergs galt.

Weitere Marksteine in der reichen Geschichte des Rathauses sind die Jahre 1896 und 1905.

Hubert von Herkomer, der den ganzen Saal 1896 bei der Anbringung des ersten seiner großen Gruppenbilder, der „Magistratssitzung“, nach seinem künstlerischen Empfinden abändern durfte, hat die Stukaturen des frühen Rokoko belassen und sie lediglich durch eine Tönung in grünlicher Bronze dem dunklen Gesamtton des Raumes angepaßt. Dies ist für alle Zeiten, ungeachtet seiner graphischen und malerischen Qualitäten, der Nachweis seiner denkmalpflegerischen Begabung. Freilich mußten 1905 bei der Umgestaltung die beiden tragenden Säulen Dominikus Zimmermanns herausgebrochen werden, um die Stuckdecke bemalen zu können.

Neue Aspekte zur Geschichte dieses Hauses ergaben die Restaurierungsarbeiten 1953—54. Es wurde nachgewiesen, daß an Stelle des jetzigen Rathauses das Salzbeamtenhaus stand, das 1698 abgebrochen wurde, wobei aber die Mauern bis zum ersten Stock stehen geblieben sind — daher die noch vorhandenen gotischen Bögen. Die Stuckarbeiten im Erdgeschoß und im ersten Stock stammen aus der Erbauungszeit und zeigen den Einfluß des Wessobrunners Johann Georg Schmuzer (1642—1701).

Nach einer aufgefundenen Zeichnung der

alten Fassade, mit großer Wahrscheinlichkeit von der Hand des Wiesbaumeisters, wurde der Mauerkörper von den späteren Mineralfarbschichten befreit, wobei große Teile der einstigen Originaltönung unversehr aufgedeckt werden konnten, so das Gelb in den Pilastern und das scharfe Grün an den Medaillons. Es konnte auch mit ziemlicher Sicherheit festgestellt werden, daß der Stuck einst grau war. Der Farbauftrag selber erfolgte auf einer, auf der ganzen Fassade hauchdünn aufgetragenen Schlemmschicht in fresco-secco-Technik locker und malerisch.

Diskussion um Fassaden-Krönung

Die damals vieldiskutierte Frage der Bekrönung der Fassade mit der Königsbüste oder der klassizistischen Pyramide mit dem Auge Gottes fand ihren Höhe- und Schlußpunkt durch einen Brief aus Leutstetten vom 31. August 1954. Der Chef des Hauses Wittelsbach, Kronprinz Rupprecht von Bayern, schrieb an die Stadt: Der Stadt Landsberg meinen Glückwunsch zur Auffindung des Originalplanes ihres Rathauses, die es ermöglicht, dem Giebelgeschoß ohne besondere Aufwendungen wieder die rhythmische in die Höhe strebende elegante Gestalt zu verleihen und somit dem Werk des als Schöpfers der Wieskirche weltberühmt gewordenen Meisters Dominikus Zimmermann ein weiteres Werk in ungebrochener Schönheit zur Seite stellen zu können. Die Wiederherstellung des Giebels erfordert allerdings die Entfernung der später dort aufgesetzten Büste meines Großonkels, des Königs Max II., die aber von unten schlecht zu sehen ist und für die die Landsberger Bürger sicher einen geeigneten Platz finden werden.

Nur andeutungsweise können wir die gelstige Botschaft dieser einmaligen Stuckfassade aufzeigen. Die Tapferkeit wird symbolisiert durch die Judith mit dem Haupt des Holofernes, die Mutterliebe durch die Respha mit Schakalkopf und die Keuschheit durch die Susanna mit zwei Männerköpfen. Der Stuck zwischen dem zweiten und dritten Obergeschoß stellt Personengruppen dar, die um 1720 Einfluß hatten: Den Philosophen mit Toga und Lorbeer, den Krieger mit Helm, einen Feldherrn mit Schulterpanzerung und Lorbeer auf dem Haupt, eine Frau vermutlich die Kunst symbolisierend und einen jungen Mann mit Lorbeer, der die

Dichtung oder die Musik verkörpert. Glaube, Hoffnung und Liebe, darüber das kurbaierische Wappen, darunter die Jahreszahl 1719, krönen das Giebelgeschoß.

Noch ein zweites Mal nach dem zweiten Weltkrieg wurde die Rathausfassade unter Leitung des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege in Zusammenarbeit mit dem Landbauamt Weilheim und dem federführenden Stadtbauamt Landsberg am Lech sorgfältig und sachgemäß restauriert.

Seine volle Schönheit im Innern aber gewann dieser wahrhaft repräsentative Baukörper erst durch die nunmehr abgeschlossene glückliche Wiederherstellung.

Erinnerung an Herzog Ernst

Viel war in diesen Ausführungen die Rede von begabten Künstlern und tüchtigen Handwerkern. Lassen Sie mich zum Schluß darauf hinweisen, daß es der Wittelsbacher Herzog Ernst gewesen ist, der 1434 das hohe Lied der Landsberger Frauen gesungen hat, wenn er schreibt: „Von Gottes Gnaden, Wir Ernst etc. thun zu wissen, daß wir auf dem Rathaus zu Landsberg mit den schönen Frauen getanzt haben, daß wir etwas müde gewesen und in derselben Müdigkeit baten uns die von Landsberg, daß wir ihre Trinkstube schauen möchten, da die unter dem Ratsaal steht . . . In derselben Trinkstube fanden wir allerlei Wein und auch einen schönen Brunnen, der mitten in der Stuben ausgeht, viel liebliche frowen und mädlein darneben und brachten wir uns in solcher Stuben unsern ganzen Mut wieder.“ Zum Dank liefert der Herzog nunmehr alljährlich um Weihnachten durch seinen Hoffischer am Würmsee „etwelche gute Ferchen“: „Die sollen sie dann in Landsberg durch unsern Willen auf der Trinkstube essen und Unsers Tanzes dabei gedenken.“

Martin Greif hat diese Begebenheit in Verse gefaßt, von denen die erste Strophe so lautet:

*Die Schönen von Landsberg,
sie tanzten so gut,
Wie nimmer am Hofe das adlige Blut,
Drum, als sich der Herzog erhoben
vom Reihem,
Ergriff er das Glas, den Wertem
zu weihen,
Und das er gesprochen, das
fürstliche Wort,
Noch immer erklingt es in Landsberg
fort.*

Napoleon besuchte Landsberg

Die Kämpfe bei Landsberg im Jahre 1805

Von Ernst Vogt

Trotz mehrfacher, leider vergeblicher Friedensbemühungen mußte nun auch die dritte Koalition (England, Rußland Oesterreich und Schweden) Krieg gegen Frankreich führen. Ungeachtet der Unternehmungen der übrigen Mächte sollte in Süddeutschland unter dem Oberbefehl des Kaisers Franz von Oesterreich ein österreichisches Heer von 63 000 Mann operieren, das durch den Hauptteil der russischen Streitkräfte bis zu 135 000 Mann unterstützt werden sollte. Im Ganzen sollten jedoch 360 000 Mann aufgeboten werden. Erzherzog Ferdinand hatte den Oberbefehl in Süddeutschland in Vertretung des Kaisers. Der bisher angesehene Feldmarschall-Leutnant Mack war Ferdinand als Generalstabschef beigegeben worden. In der Ausführung erfuhren die Truppenzahlen eine Ermäßigung.

Voreilig und aus „Sparsamsgründen“ ohne genügend gerüstet zu sein, brachen am 8. September 1805 die Oesterreicher auf, um über den Inn in Bayern einzufallen und die Illerlinie Kempten - Memmingen - Ulm zu besetzen. Dies hatte zur Folge, daß das Gebiet zwischen Iller und Lech durch fortwährende österreichische Truppendurchzüge und Unterkunftsbereitstellungen „bedacht“ wurde. Unter den vielen Einquartierungsgemeinden sind in unserem und benachbarten Ldkr. Greifenberg (19. 9.) mit Truppen der mittleren Kolonne des Feldmarschall-Leutnants Riesch, Graf aus Oesterreich, und Landsberg (20. 9.), desgleichen Inning (10. 10.) mit dem Deutsch-Banater-Grenz-Regiment und eines Artillerietrains aus Kufstein, Inning (11. 10.) mit dem Wallachisch-Illyrischen Grenzregiment und Landsberg (11. 10.) mit dem Banater-Grenz-Regiment in den Geschichtsbüchern besonders genannt. Die verbündeten Russen waren noch weit zurück und mußten später auf Wagen an die Front transportiert werden.

Der Kurfürst von Bayern wußte die Bündnisverhandlungen mit Oesterreich solange hinzuhalten, bis sich der Hof nach Würzburg in Sicherheit gebracht hatte und sich die bayerischen Truppen unter General Deroy von München und Regensburg nach dem Main zurückziehen konnten. Die „Schwäbische Inspektion“,

befehligt von Generalleutnant von Wrede, marschierte ab 16. September über Ellwangen, Rothenburg ebenfalls nach Würzburg, um sich später mit dem französischen Heer zu vereinigen. Es war also mit Bayern, das durch die vorausgegangenen Kriege als Verbündeter Oesterreichs entmutigt und verärgert wurde, nichts mehr zu machen, da es — wie alle übrigen süddeutschen Staaten — offen mit den Franzosen sympathisierte.

Demzufolge machte sich die bayerische Garnison Landsbergs am frühen Morgen des 10. Septembers, nämlich das 4. leichte Bataillon von Stengel, unter dem Kommando des Generalleutnants von Wrede „sang- und klanglos“ rechtzeitig aus dem Staube und marschierte in der Brigade des General-Majors Franz Graf Minucci auf dem linken Lechufer gleichfalls nach Norden ab.

Zwischen Mack und dem Erzherzog Ferdinand gab es im Laufe der Kriegführung oft Meinungsverschiedenheiten, wie auch andere führende Offiziere mit Mack nicht zufrieden waren. Deshalb kamen am 21. 9. Kaiser Franz, Erzherzog Ferdinand und FMLt. Mack in Landsberg zusammen, wahrscheinlich um die Lage zu besprechen.

Während die Oesterreicher ihren Aufmarsch immer noch nicht beenden konnten, war Napoleon in der Zeit vom 24. September bis 1. Okto-

ber mit seiner prächtigen, gutgedrillten „Grande Armée“ in Stärke von 193 000 Mann und 3000 Badensern, 10 000 Mann Württembergern und endlich auch 26 000 Bayern von weiter aufmarschiert, so daß zum Schluß eine für damalige Verhältnisse gewaltige Streitmacht von 224 900 Mann zusammenkam. Von den sieben Armee-Korps, die Napoleon zur Einschließung Ulms antreten ließ, befand sich das IV. französische Korps Soult mit 39 300 Mann von Augsburg kommend, auf dem Vormarsch auf Landsberg. Mack, der sich von Ulm nicht trennen konnte und seine Truppen ermüdend im schwäbischen Raum hin- und hermarschieren ließ, mußte am 10. 10. früh einen nächtlichen Rückzug antreten. Seine Armee kam im zerrütteten Zustand in Ulm an, und hatte auf dem nördlichen Donauufer Aufstellung bezogen.

Landsberg, 11. Oktober 1805:

Aufgrund eines dieser Mack'schen Befehle marschierte das k. k. Kürassierregiment „Konprinz Ferdinand“ am 10. Oktober zur Hauptarmee nach Ulm aus der Gegend von München ab. Noch am 10. kam die Reiterei nach Landsberg, wo sich bedeutende „ärarische“ (dem Staat gehörende) Vorräte befanden, die der Oberst Bicking des Regiments zu retten beschloß, da sie ohne alle militärische Bedeckung zurückgelassen, in die Hände des Feindes fallen mußten, der — wie gesagt — von Augsburg her, sich in der Gegend bereits zu zeigen begann. Nachdem diese Vorräte zusammengebracht und auf Wagen geladen wurden, setzte sich das Regiment am 11. Oktober in Marsch und nur die Oberstleutnantsdivision sollte noch die Abfahrt des Convois (Geleitzuges) abwarten und dann als Arriere-Garde (Nachhut) den beiden anderen Divisionen folgen. Kaum war der Convoi abgefahren, so eilte die Division aus Landsberg heraus ins Freie, da dunkle Gerüchte sich bereits in der Stadt über das Herannahen einer bedeutenden feindlichen Macht verbreitet hatten. Sie war je-

doch nicht zu dem rechts von der Stadt gelegenen Gehölze gelangt und bevor sie noch den gegen Lechfeld auf Vorposten befindlichen Zug an sich ziehen konnte, brach der Feind schon aus dem Walde hervor und warf sich auf die Division. Es war dies die Avantgarde (Vortrab, Spitzel) des IV. französischen Armeekorps, in besonderem das 26. französische Jäger-Regiment, das unter Marschall Soult von Augsburg gegen Landsberg, Mindelheim und Memmingen vorrückte.

Durch dieses Armeekorps den Weg nach Ulm zu forcieren (erzwingen) war eine Unmöglichkeit. Man beschloß daher, sich gegen Schongau zurückzuziehen. Die Oberstleutnantsdivision hielt zwar den ersten feindlichen Anprall entschlossen aus, und schon war ihr das übrige in der Nähe aufgestellte Regiment zu Hilfe gekommen, aber immer größere feindliche Massen debouchierten (brachen hervor) aus dem Walde und drohten mit ihrer Uebermacht das kleine Häuflein zu erdrücken. Mit dem Mute wilder Verzweiflung warfen sich die braven Kürassiere auf den weit überlegenen Feind, der anfänglich nur auf die mühelose Vernichtung der schwachen Schar gerechnet hatte, und nun vor dieser kühnen Entschlossenheit zu weichen begann. Das Kürassierregiment formierte sich und drang in geschlossenen Reihen, inmitten des sich von allen Seiten häufenden Feindes gegen Hohenwarth durch; abwechselnd blieb immer eine Eskadron zurück um, die Verfolgenden abzuwehren, bis man endlich außer der Tragweite des Geschützes anlangte und der Feind vom Nachsetzen abließ.

Nebst dem gegen das Lechfeld aufgestellten Zuge unter Oberleutnant Holland, der gleich im ersten Augenblick abgeschnitten war, gerieten Oberstleutnant Oferal, Rittmeister Harnach und Leutnant Baron Bartolossy nebst 40 Mann (mit dem obigen Zuge im ganzen 75 Mann) in die Gefangenschaft, ein Korporal und vier Mann waren gefallen, mehrere wa-

ren verwundet. Unter diesen letzteren wurden die tapferen Kürassiere Adalbert Waltisch und Franz Lambert später ausgezeichnet, weil sie durch ihre Aufopferung dem mit seinem Pferde gestürzten Oberleutnant Baron Sekendorf aus den Händen der Franzosen retteten. Beide wurden mit der silbernen Tapferkeitsmedaille belohnt. Das Kürassierregiment setzte nun seinen Marsch von Hohenwart gegen Schongau fort, kam am 12. 10. dort an und erfuhr, daß auch Memmingen bereits von den Franzosen umzingelt sei. Der Gedanke, unter solchen Umständen nach Ulm zu kommen, mußte nun aufgegeben werden und Oberst Bicking beschloß, sich mit dem Regiment nach Tirol zu begeben. Auf der Straße von Kempten ging das Regiment nach Füssen und von da nach Reutte, wo es sich am 15. Oktober an die österreichischen Truppen anschloß, die den Paß besetzt hielten. (Soweit fast der genaue Wortlaut des Gefechtsberichts!). Nach einer anderen Geschichtsquelle soll das Treffen bei Landsberg für die Oesterreicher mit einem Verlust von 120 Mann und zwei Geschützen verbunden gewesen sein.

Noch am 12. 10. nachts 10.30 Uhr verließ Napoleon bei strömendem Regen Augsburg und fuhr nach Burgau. Er befahl ein bayerisches Kavallerieregiment, zwei Infanterieregimenter und sechs Kanonen nach Tölz zu übersetzen, um sich der Brücke bei Tölz zu bemächtigen.

Der geniale Feldherr Napoleon war umsichtig, klug und flink entscheidend; deshalb konnten auf verschiedenen Plätzen die fast immer erfolgreichen Kriegshandlungen weitergehen. Am 14. Oktober mußte sich Memmingen ergeben. In der Nacht vom 13. auf 14. war Soult dort angekommen und schloß die Stadt von allen Seiten ein. Am 14. abends streckte die österreichische Besatzung (11 Bataillone, eine halbe Eskadron Reiterei) die Waffen; Beute nicht ausgeschlossen.

Nach den zahlreichen Gefechten an

der Donau und der Beschießung Ulms sowie längeren Verhandlungen hin und her, mußte FMLt. Mack, der selbst zu Napoleon ging, die Festung Ulm am 20. Oktober 1805 übergeben. Ein ganzes Heer mit vielen hohen Offizieren (ca. 25 000 Mann mit 60 Kanonen und 40 Fahnen) ging in die Gefangenschaft. Die Gesamtverluste der Oesterreicher wurden auf 42 880 Mann berechnet, Mack hatte sich in Wien zu verantworten, wurde verurteilt, später begnadigt. Die österreichischen Truppen zogen sich zurück, soweit sie dem Feinde auskamen. Erzherzog Ferdinand, der verständige Armeeführer, kehrte mit den Resten seiner Truppen nach Böhmen zurück. Der Krieg ging weiter bis Napoleon die Hauptstadt Wien erreicht hatte (13. 12.).

Seine Umtriebe führten Napoleon in alle möglichen Gegenden Südbayerns. Am 14. Oktober befand er sich in Landsberg am Lech. Im Schloß Greifenberg nächtigte er, seine leiblichen Ansprüche und die seines Anhangs werden nicht gering gewesen sein. Dazu biwakierten 14 000 französische Soldaten aller Waffengattungen in der Umgebung.

Das Kriegsgeschehen bei Landsberg nannten die Franzosen „Combat de Landsberg“, wie ein Votivbild dort beweist.

Geschichtsquellen:

Horsetzky: „Feldzüge seit 1792“ Tafel 10. — Kraus Alfred: „1805 Der Feldzug von Ulm“ Wien 1912, S. 411, 412, 377, 438, 439, 444, 447, 454 und „Marschtableau“. — Müller-Hahl, Bernhard: „Heimatbuch für Stadt und Landkreis Landsberg am Lech“, Landsberg 1966, Seite 739. — Dr. Fr. Smith, von Alten: „Die Kriege im Altertum bis zur Gegenwart“, Berlin-Leipzig usw. 1911, S. 530. — Rüstow W. „Der Krieg von 1805 in Deutschland und Italien“, Zürich 1858, S. 144, 149, 405. — Schaeben Leopold Peter „Der Feldzug von Ulm 1805“ Bonn 1910. S. 26, 27, 82, 87, 20 und 122. Schirmer: „Kriegsgeschichte-Atlas“ 1805 Ulm Karten. — Schönhals Karl, Ritter von „Der Krieg 1805“ Wien 1873 S. 28, 46, 42, 43, 70, 74. — von Thürheim, Graf: „Die Reiterregimenter der österr. Armee“ Wien 1862 S. 113, 114, 125. —

Der Raum Landsberg in der vorindustriellen Zeit

*Eine Beschreibung des Landgerichts um 1800
nach zeitgenössischen Aufzeichnungen*

Von Pankraz Fried

In einem tiefgreifenden Wandel ist unser Land seit dem 19. Jahrhundert, unsere engere Heimat seit der Mitte unseres Jahrhunderts, durch Technisierung und Industrialisierung verändert worden wie nie zuvor in der Geschichte. (Ueber diesen Wandel siehe Landsberger Geschichtsblätter — Sammelblatt 1970/71 S. 58). Wir können uns heute den ursprünglichen Zustand kaum mehr vorstellen. Umso wertvoller sind uns deswegen Beschreibungen aus jener alten Zeit, die uns nicht nur über Gericht und Steuern, sondern vor allem über das Volksleben berichten. Im folgenden wird in Auszügen eine derartige Beschreibung aus der Feder des kurf. Ra's J. v. Hazzi mitgeteilt (Stat. Beschreibung des Herzogtums Bayern Bd. II 1862, S. 153). Hazzi war wie viele seiner zeitgenössischen Kollegen ein fanatischer Anhänger der Aufklärung. Fortschrittsgläubigkeit, gepaart mit einer Abneigung gegen die traditionellen Frömmigkeitsformen der Kirche, kennzeichnen seine Schriften. Auch in seiner Beschreibung des Landgerichts Landsberg kann man dieser seiner Haltung an mancher Stelle begegnen. Aus der Sicht des Aufklärers erscheinen Zustände in ungünstigerem Lichte als sie in Wirklichkeit waren. Dies gilt vor allem für seine Ausführungen über das religiöse Brauchtum.

Gericht Landsberg

Bis auf jene Seite, wo das Gericht Rauhenlechsberg an Schongau stößt, ist es von dem Gericht Landsberg umrungen. Im 12ten Jahrhundert hatte dieser Bezirk eigne Grafen, die Grafen von Landsberg und die Stadt existierte damals noch nicht. Nach Absterben der Grafen wurde er als Witwensitz der lothringischen und mailändischen Herzoginnen gewidmet. An einer Anhöhe ist noch das mit festen, nun meistens verfallenen Mauern versehene Schloß sichtbar, von wo aus man so ziemlich den Lech als einen Paß nach Schwaben beherrschen konnte.

Bestandtheile in topographischer und historischer Hinsicht

Der Raum dieses Gerichts läuft mit der Hofmarkt Rothenburg bis an die Gebirgskette der Halhammer hinaus, dehnt sich vom Lechflußbette bis zu dem der Ammer aus, und faßt also das zwischen diesen beiden Flüssen aufgeschwemmte Erdreich und Gehügel, das jenseitige Lechflußgebiet,

mit den zwei Flüssen Lech und Ammer, zum Theil auch den Ammersee und mehrere Bäche, als Windach etc. in sich in einem Flächeninhalt von 23, 12 also an 24 Quadratmeilen, mit einer Seelenzahl von 13668 männlichen, und 15380 weiblichen Geschlechts. Die Wohnungen fanden sich auf die Art, wie aus der Tabelle Nr. VIII zu ersehen ist.

Der Landrichter, Gerichtsschreiber, Kastner, Mauthner, Salzbeamte, wohnen zu Landsberg. Das ganze Gericht hat 6 Gerichtsdienergebiete, die Hofmarken besondere, und die Gemeinden Obmänner oder Führer. Um dieses so weitschweifige Gericht in mehr Uebersicht zu bringen, muß zuerst blos die äussere Seite des Gerichts, der Distrikt zwischen dem Lech und der Ammer abgeschnitten von der Münchnerstrasse, wo das Flößchen Windach in die Ammer fällt, und so der linke Theil fort bis Landsberg behandelt werden, das auch die 2 besonderen Gebiete und eine eigne verschiedene Gegend bildet. Zwischen diesen 2 Flüssen, der Ammer und

dem Lech enthält das aufgeschwemmte, in Gries und Thon bestehende Terrain, nebst der Windach mehrere Bäche, Filz und Moos und einiges Gehügel, und wird von 2 Straßen durchschnitten, deren eine von der Poststation Diesen, die andere von Wessobrunn nach Landsberg läuft; die übrigen Wege sind wie gewöhnlich, nicht zu passieren. Das Ganze hat ein wildes Aussehen. Die meistens großen, von Holz erbauten Dörfer sind von Waldungen umrungen, und die Kirchen ragen, wie aus Holzstösen hervor. Ziegelstädel giebt es einen zu Pürgen, zu Diesen und zu Landsberg. So wie die Häuser und der Boden keinen Wohlstand verrathen, so geht es auch mit den Bewohnern, die denen des Gerichts Rauhenlechsberg gleichen. Diebstähle sind hier noch häufiger, und das Betteln wird als ein Gewerbe betrieben. Die Einwohner werden alt, und zeugen viele Kinder,

Landwirthschaft und Kultur

Die Landwirthschaft ist hier schlecht bestellt, und nimmt höchstens den dritten Theil ein; das Uebrige ist Wald, Weide oder Filz. Auf die nicht viel besorgten Felder baut man Wintergetreid, Fesen, Rocken, Haber und gewinnt den 5ten bis 6ten Saamen; die Brache ist auch noch beibehalten. Die wenigen Wiesen sehen ebenso unkultiviert aus. Nach und nach erhebt sich der Klee- und Erdäpfelbau. In Ansehung der Landkultur herrscht zwischen der Ammer und Windach der fatale Umstand, daß alles forstig ist, alles — sogar das Holz auf den Wiesen und Feldern der Unterthanen — die blos in den an 2 Quadrathellen angeschlagenen Uttingerforst eingeforstet sind, das ihnen sehr theuer zu stehen kommt — gehört unter das zu Diesen etablierte kurfürstliche Forstgericht. Die übrigen großen Waldungen besitzen theils Wessobrunn, Diesen, der Spital und die Maltheser zu Landsberg, und bestehen aus Fichten, Tannen, Buchen und Eichen, welche letztere meistens auf den Wiesen und Feldern zer-

streut sich finden. Weidenschaft in den Waldungen und Weidplätzen ist allgemein. Der obige fatale Knoten mit dem Uttinger Forst wurde durch den nämlichen Kommissär, der in den übrigen Gegenden gleiche Unternehmungen ausführte, mittels eines Vergleichs zerschnitten. Alle Wiesen, Felder und Weiden wurden von der Forstigkeit befreit, und der freien Benutzung und Kultur zurückgegeben; jeder Forstrechtler erhielt für jenes Klafter vorigen Holzbezugs 2 Tagwerk Grund, wodurch sich jede Gemeinde mit ihrem Distrikt abschied, und der noch übrig gebliebene Kameralwald von allen Servituten befreit wurde; und dieses eröffneten Wohlstandes für die Unterthanen ungeachtet ist doch noch gegen die vorigen Verhältnisse auffallender Gewinn für die Staatskasse. Ich rücke hier die Beschreibung des Dorfes Entraching dieser Gegend von einem sehr geschickten Mann dieser Gegend ein, weil sie volles Licht über diesen ganzen Distrikt verbreitet, und manches Interessantes liefert.

Viehbestand

Die Pferde sind schlecht und klein; es giebt nur etwas Ochsen, Kühe und Schaaf, wenig Schweine. Der Verkauf von Vieh ist unbedeutend.

Gewerbe

Die Weiber verfertigen fast alle die rupfenen Bänder, mit denen, so wie auch mit Hafnergeschirr, die Männer das ganze Land durchstreifen und betteln. Zu Utting, welches Dorf meistens aus Bettlern und Fischern besteht, werden die irdenen Herrgotte und die heiligen Geiste von Lumpen verfertigt, die kistenweise fort, besonders nach Salzburg, kommen. In der Gegend des Ammersees ist Fischen eine allgemeine Beschäftigung; so wie das Krachsentragen für Papp und Schorn, zwei Handlungshäuser zu Diesen, das aber abgenommen hatte.

Der oben erwähnte von Oberndorf wird in der Gegend als ein allgemeiner Ratgeber behandelt, zu dem alles

laufft, und ihm mit kindlicher Achtung begegnet; er macht aber auch einen wahren Friedensrichter und Vater in dieser Gegend. — Im Holzland sucht man bei dem sogenannten Graf Rath Zuflucht. Rasso, Sohn des Grafen Ratholdi von Andex und Diesen, stiftete im Anfang des 10ten Jahrhunderts im Moos an der Amber, ein Kloster, begab sich selbst darein, und starb allda 954. Das Kloster wurde von den Ungarn zerstört, die Kirche wieder erbaut, und des Stifters Körper von ungemeiner Größe, am Altar gesetzt; hierher nun strömt als heiliger Leib, in Gold gefaßt, und seit langer Zeit viel Volk, und Klostergeistliche von Diesen verrichten immer die Andachten, und verschaffen sich dadurch ein reichliches Einkommen. Rasso soll bisher außerordentliche Wunder gewirkt haben, nur jetzt scheint er deren müde zu seyn; vorzüglich soll die Andacht, und eine Wallfahrt zu ihm, ein Universalmittel für Sand und Gries seyn; das beste Wunderwerk aber wäre, wenn er den Gries und die übeln Verhältnisse dieser Gegend verbannen könnte.

Vom Markt Dießen, der den Grafen von Andechs gehörte, behauptet man, daß zu den Zeiten der Römer die pontes Tessenii, wovon der Ort den Namen bekam, in dieser Gegend sehr wahrscheinlich zwischen Dießen und Herrsching, gestanden seien. Dieser Ort wurde anfangs dem auf der Anhöhe befindlichen Kloster geschenkt; Kaiser Ludwig aber brachte den Platz im Jahre 1326 an sich und gab ihm viele Privilegien. Dem zum Andenken sieht man noch auf dem Rathaus die Aufschrift: LVDOVICI Dono CIVES HI LIBERI sVnt. Seit dieser Zeit ist Dießen ein Bannmarkt, also ständisch.

Vermög der Privilegien hatte Dießen alle Diensttage eine Schranne und Wochenmarkt, welches aber sich mit der Zeit von selbst verlor. Die zwei Jahrmärkte an Georgi und Bartholomäi sind auch unbedeutend. Der Markt selbst ist noch meistens von Holz gebaut und hat ein armes Aus-

sehen. Ein Bach durchstreift ihn, der aber noch mehr Unrat abführen sollte. Die Professionisten, so wie alle Einwohner, sind arm, nährten sich ehedessen vom Krachsentragen, und jetzt vom Bilderkleiden. Selbst die 9 Brauer haben fast kein Vermögen. Das Fischen bietet noch einigen Erwerb dar. Dem Markt mangelt es sogar an Feldebau, weil alles zum Kloster gehört. Die Bürger haben nun einen Moostheil am See zu kultivieren angefangen, wollen noch mehrere Vorschritte machen und sogar die Stallfütterung einführen. Auf das Kloster sind die Dießener nicht gut zu sprechen, theils weil es eine harte Grundherrschaft ist, theils weil es alle Grundstücke besitzt, sie dazu große Scharwerke zu verrichten haben und das Kloster wegen des ausschließenden Rechtes des Tuftgrabens die wenigen Felder der Dießener ruiniert.

Das Handelshaus Papp und Schorn macht hier große Handlungs- und Wechselgeschäfte. Es verdankt sein Entstehen dem verstorbenen Papp, und man erzählt sich davon folgende Geschichte: Papp arbeitete beim Festungsbau zu Rothenburg als Maurer und machte unter den Arbeitern Knödel auf Spekulation; dies verschaffte ihm einigen Erwerb, womit er, anfangs mit 30 fl., zu Nürnberg sich kurze Waren anschaffte und den Winter durch mit der Krachsen auf den Handel ausging. Das öftere Kommen und genaue Richtigkeit erwarb dem unermüdeten Papp Kredit zu Nürnberg, er ließ sich an seinem Vaterort Dießen nieder, und trieb in kurzem die Sache so hoch, daß er selbst die ganze Gegend beschäftigte, besonders als damals gerade die Wallfahrt zu Grafrath und auf der Wiese (wohl Wies bei Steingaden?) ausbrach, wo allerlei Bilder und kleine bleierne Figuren gemacht und auf allen Seiten verschickt wurden.

Mineralien

Tuft und Kalk ausgenommen, ist sonst nichts bekannt.

Politische Verhältnisse

Die Bewohner haben ein hartes Los. Ihre Besitzungen sind nicht nur unbeträchtlich, sondern sie sind auch in ihrem wenigen Eigenthum durch die auch von den Klöstern ausgeübten Forstigkeiten sowohl als durch das Tuftgraben sehr gekränkt und haben überdies durch starke Abgaben, grundherrliche Dienste, Scharwerke etc. jährliche Schauer, Reife, Viehseuchen und Feuersbrünste, wogegen keine Anstalten sind, so wie die noch nicht ganz beseitigte Jagd, treten dazu und — sieben Achtel Unterthanen können sicher unter die Bettler gezählt werden. — Unter den Pfarrern zeichnet sich der durch seine Schriften berühmte Pfarrer Geiger zu Entraching aus, dessen Fleiß für die Obstbaumzucht, Kultur, Schule, kurz für alles der Gegend Wohltätige außerordentlich ist. Kirchen, Wallfahrten, als: zu Wessobrunn, Dießen, Pilgersheim (Vilgertshofen?) etc., Andächteleien, Kreuzgänge und Bruderschaften gibt es zwar die Menge, allein Gesundheitsanstalten und Schulen sind nicht vorhanden.

Das Kloster Dießen, gestiftet von den Grafen von Andechs, die auch zu Dießen ein Schloß hatten, thront prächtig an der Anhöhe oberhalb dem See und Markt. Diese erste Stiftung geschah 840 (?), von Rachard oder Rathard, dessen Bruder Hanto Graf von Andechs Bischof zu Augsburg war. Wie gewöhnlich, war mit diesem Kloster der regulierten Chorherren auch ein Frauenkloster verbunden, das aber nach der Hand einging. Das Kloster ist groß und massiv gebaut, mit Gewölben, einem schönen Saal und einer artigen Kirche versehen; im Inneren desselben bemerkt man, daß Eichenholz nicht gespart wurde. Die Stiftung ist gut und groß, aber die Bibliothek unbedeutend. So gut also hier für den Körper gesorgt ist, so schlecht ist es für den Geist. Die Apotheke des Klosters verfestigt den sogenannten Dießener Balsam (Anm.: Hazzi, der Verfasser dieser Zeilen, war Auf-

klärer und deswegen klosterfeindlich eingestellt.).

Das Kloster Wessobrunn, ungefähr zwei Stunden von Dießen entfernt, wurde 753 vom Herzog Tassilo gestiftet. Als Veranlassung erzählt man, daß Tassilo auf einer Schweinsjagd im Walde sich verirrt und als ihn die Nacht überfallen, sich verlobt hätte, ein Kloster zu bauen, wozu ihm sein Jäger Wesso am folgenden Tag einen Brunnen als Platz gezeigt haben soll. Anfänglich war auch ein Frauenkloster damit verbunden, das aber in der Folge einging. Das Kloster, das wohl hoch, aber in einer wahren Wildnis von Holz und Filz, unfern einem kleinen See, liegt, ist ein massives Gebäude, von innen, besonders die Kirche, mit schöner Stukaturarbeit geziert. Obwohl hier noch ganz die Benediktinerregel und gewöhnlichen Kirchenzeremonien herrschen, so wird doch jetzt mit der Anschaffung physischer Instrumente, eines Observatoriums und ordentlicher Bücher, so wie auch mit Kultur des Gartens, der wie das Ganze einer Wildnis gleicht, der Anfang gemacht. Das von einem Benediktinerbruder von Peifening (Prüfening?) gemalte und hierher seit langer Zeit verehrte Marienbild hat durch allerlei ausgeschriene Wunder eine zahlreiche Wallfahrt verursacht. Eine gleiche wunderwirkende, schmerzhaftes Mutter Gottes unterhält ein Hospizium zu Vilgertshofen bei Pflugdorf von vier Geistlichen aus diesem Kloster. Auch an anderen Reliquien und dergleichen Siebensachen fehlt es nicht.

Das Dorf Wessobrunn gewährt dem Beobachter mehr Zufriedenheit. Er findet hier ganz artige Häuser und obwohl die Bewohner keine Gründe haben (einen kleinen Platz für Aepfelbäume ausgenommen), und einer höchstens 1 oder 2 Kühe hält, die in der Wildnis herumlaufen, so sind doch alle geschickte Stukaturer, Maurer und Zimmerleute, die die weite Welt durchreisen und mit vielem Gewinnst wieder nach Haus kommen; nur schade, daß die

Gelegenheit der zu vielen Andachten und des zu nahen Klosterbräuhauses den Erwerb meistens wieder hinschwinden macht. Statt des Gipses machen einige ein sehr schönes und dauerhaftes Laubwerk von Pappendeckel. In der Gegend werden viele Tuftsteine gebrochen und nebst Holz auf dem Lech verhandelt.

An der äußeren Ecke, dem Gebirge und der Halbammer zu, trifft man auf die Hofmark und das Kloster Rottenbuch, eine der schönsten und reichsten Abteien, das schon das ungeheure, mit einer Menge Blitzableiter versehene Gebäude verrät. Der Name kommt von Wald ausreuten — daher in älteren Urkunden Raitenbuch — und die Stiftung von Welf IV. Herzog in Baiern und seiner Gemahlin Juditha 1075 her. Von jeher zeichnete sich dies Kloster durch eine gute Oekonomie aus und in ihm herrscht als Kontrast gegen andere Klöster, ein offener, gastfreier und gesellschaftlicher Ton, besonders unter dem gegenwärtig so geschickten als biedern Abt Herkulan Schwaiger, dem langen und genauen Observator am Peißenberg, der als ein so langer Beobachter der Mutter Natur die Menschen mehr als die Ordensregel lieben lernte und dadurch eine glückliche Wendung der Dinge bewirkte, daß er bloß jungen Männern die Aemter gab, die sonst die Alten bekleideten, wodurch die alten Gebräuche aufrecht erhalten wurden. Die Schule hat einen eigenen braven Schullehrer und einen Direktor im Kloster und ist in voller Aufnahme; die Kinder laufen deswegen schon mit Freude her, weil sie zu essen bekommen. Im Kloster zeigt man eine sehr beträchtliche und vollständige Bibliothek, ein Naturalienkabinett, physische Instrumente und es gilt von ihm fast das, was bereits vom Kloster Polling geäußert wurde. So gut unterdessen diese Anstalten sind, so bleibt das ganze doch ein Kloster und diese würdigen Männer würden ohne Klosterhabit weit mehr Nutzen stiften können.

Die Untertanen dieser Hofmark unterscheiden sich in der Gegend von den übrigen durch größere Sparsamkeit und etwas mehreren Wohlstand, der jedoch hier überhaupt nicht groß sein kann. Sie haben nur einen Pferdzügel und das Uebrige mit den Untertanen von Steingaden und Schongau gemein. Das Kloster siedet allein Bier und unterhält eine Apotheke und Chirurgus.

Verschiedene andere Auffallenheiten

Eine wahrhaft romantische Naturscene bietet der an vier Stunden lange und zwei Stunden breite Ammersee dar. Der Markt Dießen, die zwei Klöster Dießen und Berg Andechs, Seefeld im Hintergrund und die mannigfaltigen Dörfer umher machen das Ganze wahrhaft theatralisch. Nach neuerer Untersuchung ist die größte Tiefe des Wassers 269 Schuh. Der See wird vom Ammerfluß in sichtlicher Abscheidung durchströmt und enthält 36 Gattungen Fische, darunter die Rutten, Huchen, Waller, Renken und besonders das Nagmaul die vorzüglichsten sind. Schon seit 1517 existieren See- und Fischordnungen, über die ein eigenes kurfürstliches Seegericht zu wachen hat. Die Fische kommen in die Hofküche nach München; es haben aber auch andere Fischdistrikte. In älteren Zeiten waren über 300 Fischer vorhanden, jetzt aber nur noch 139 Fischmeister, 71 Knechte und 22 Fischverkäufer. Der See wird nur mit kleinen Barken (Ziehlen genannt) oder ausgehöhlten Bäumen — eichene Blöcke, Einbäume genannt —, befahren.

Landsberger Gerichtsteil jenseits (nördlich) der Münchner Chaussee (heute B 12)

Hier muß man wieder einen dreifachen Unterschied machen. Es besteht nämlich dieser Gerichtsteil in dem Terrain zwischen dem Lech und der Ammer, vom Lech her in drei Teile geteilt und guten Zustandes — im vierten Teil der Ammer zu, dem sogenannten Holzland — und im

Distrikt jenseits des Lechs. Der erste Raum vom Lech her zu drei Teilen Flächeninhalts gegen die Ammer zu, zeichnet sich als die Gegend von Landsberg vor den übrigen vorzüglich aus. In einer unübersehbaren Fläche, gebildet vom aufgeschwemmten Lechufer, prangen blos gold'ne Fluren, aus deren Mitte auf allen Seiten stolze Dörfer, Kirchen, Türme und einzelne Schlösser sich erheben. Jedes Dorf zählt viele Häuser, eine eigene Kirche und Pfarrer, die meistens aus den Klöstern sind, wohin die Zehende und Giltgetreide geschleppt werden. Die Wohnungen der Landleute tragen noch nicht das Gepräg der hier tronenden Ceres; sie sind meistens noch von Holz mit Stroh bedeckt, und nur einzelne, besonders zu Scheuring, gemauert.

Keine Kriminalfälle

„Was soll ich ein schönes Haus bauen“, erwiderte auf meine Frage ein Landmann. „Gewiß, daß meine Grundherrschaft sich dabei wieder den Beutel spicken, und von meinen Kindern höhere Laudemien (Abgaben bei Gutswechsel) nehmen kann?“. — Lebhaftige Bäche durchspielen meistens die zerstreuten Dörfer; vorzüglich schön gelegen und gebaut ist das freundliche Eglingen an dem nicht weit davon entspringenden Flüßchen Paar, das ein artiges Tal bildet. Es ist schade, daß der schlechten Wege halber man nur schwer von einem Dorf zum anderen gelangen kann. So wie man sich der Ammer nähert, sieht man nichts als Wälder zur Seite, schlechte hölzerne Hütten, und im Ganzen üblere Umstände. Jenseits des Lechs aber begegnet man in der weiten Fläche groß und gebauten Dörfern und Schlössern. Die Leute vom Getreidland — so wollen wir die drei Viertel des Flächeninhalts vom Lech her der Ammer nennen —, haben ein gesundes, großes, starkes, etwas verschlossenes Aussehen; Stolz und Eigennutz ist ein Hauptzug ihres Charakters; von Diebstählen und Kriminalfällen weiß man hier gar nichts. So

still und verschlossen die Leute sind, so wird doch manchmal bei einer Kanne Bier oder Wein ihre Zunge gelöst, und dann raisonieren sie über alles mit viel Witz. Gegen die sogenannten Herren Beamte, Doktoren, Pfarrer, Schergen und Jäger sind sie sehr mißtrauisch; auch prahlen sie gern, lieben große Spiele, lassen sich häufig Zeitungen lesen; einer kaufte sich sogar die bairischen Gesetzbücher, codices, die aber vom Gericht weggenommen wurden. Das Weibergeschlecht, das mehr Gesundheit als Schönheit zeigt, wird sehr geliebt, selbst mit vieler Freiheit, und trotz der fühlbaren Hindernisse fehlt es nicht an ehelichen und unehelichen Kindern. Die Leute erreichen ein hohes Alter von 60, 70 und 80 Jahren, und Fieber sind fast die einzigen Krankheiten. Die Bewohner des Dorfes Brilchen (?) haben fast alle Kröpfe, woran wahrscheinlich das Wasser schuld ist. Die Weiber sind großen Theils mit Leibschäden behaftet, die ihren Grund im Mangel einer Hebamme und einem zu frühen Herausgehen aus dem Kindbett haben mögen.

Die Lechrain-Tracht

Die Bauern kleiden sich in blaue oder braune Röcke von holländischem Tuch, die jungen in rot scharlachne mit einem gleichen Unterrock und Leibstückel; die Beine bedecken schwarz- oder gelblederne Hosen, die Füße blau oder grau baumwollene, zu Zeiten auch seidene Strümpfe; die sehr ausgeschnittenen Schuhe zieren silberne Schnallen, und jeder führt eine Sackuhr; an den runden Hüten sind breite Goldborten mit einer silbernen Schnalle angebracht. Jeder Bauer hält sich sein eigenes Reitpferd, und bei einem Ritt hüllt er sich in einen weißen Mantel. Jüngst kaufte einer in Landsberg Tuch zu einem Kleid; er fragte nach einem solchen, das noch niemand getragen hatte, und man gab ihm ein sehr feines Gelbes.

Die Weiber zeichnen sich mit ihrer Pelzhaube, die nur während einer Trauer in eine Bärenmütze verän-

dert wird, Sommer und Winter durch aus. Den schwarzen Flor um den Hals hält eine silberne Schnalle fest, und das Leibchen, woran der Rock geheftet ist, besteht aus einem seidenen Zeuge — bei Mädchen von gemischter Farbe, auch aus Samt. Der Rücken hat eine perpendikulärförmige Garnitur von Samtborden, an Mädchen schmal goldene, und den steifen Vorsteck vor die Brust ziert eine drei- bis vierfache Reihe horizontal laufender Gold- oder Silberborden. Den Busen bedeckt bei Kirchgängen ein blau- oder schwarz-tuchener, ringsum mit breiten, blauen Seidenbändern besetzter sogenannter Schalk, nachmittags aber bei Tänzen, Hochzeiten oder Kirchgängen ein weißer muslinener, oft wie die weißen Hauben, mit Brabanter Spitzen garnierter Halskittel, um den sich eine silberne Kette schlingt, die an einer silbernen Schleife festgemacht ist. Der Oberrock von schwarzer Farbe hängt mit einem grünen oder weißen, fein wollenen Unterrock zusammen, des letzteren Ausschnitte sind bei dem Hals und Aermeln mit feinem roten Tuch, und unten Handbreit auch mit rotem, inwendig aber mit gelbem besetzt, damit bei jeder Bewegung die Farben spielen. Die Haft und Ausschnitt beider Röcke ist vorne, worüber ein in Falten gelegtes 10 bis 12 Ellen breites blaues Fürtuch oder Schürze hängt; bei Tänzen ist es von feiner Leinwand mit Spitzen. Bei Hochzeiten haben die Jungfrauen schuhhohe, von Seide überzogene, mit Sträußen, Steinen und Flittergold gezierte Binden, worüber sich die in rosenfarbene Bänder geflochtene Haupthaare winden, und an einem solchen Fest gibt es Preise für das schnellere Laufen (Hinlaufen genannt) und andere Spiele mehr. Weiber in Trauer tragen auch einen weißen Fleck um den Mund. Die Dienstboten ahmen diesen Luxus nach Kräften nach.

Fünfmal täglich Essen

Die Kost ist durchgehends gut, das Brot bloß Roggenbrot, alle Mehl-

speisen von Kernmehl. Die Dienstboten essen des Tags fünfmal, am frühen Morgen Mus, um 9 Uhr Brot, bei starker Arbeit auch Bier. Mittags meist Mehlspeisen vom feinsten Mehl, um 3 Uhr wieder Brot, und zum Nachtessen gebackene Nudeln. Das Schmalz wird bei den Speisen so wenig gespart, daß Bauern mit 10, ja 20 Stück Vieh doch noch Schmalz kaufen müssen. Der Knecht nimmt noch 10 bis 12 Kücheln, die Magd 10, und so verhältnismäßig bis zur Drittelmagd und Buben herab, mit sich, welche sie unter sich verschenken oder den Eltern und Verwandten nach Haus tragen. Bei jedesmaligen Brotbacken erhält die Oberdirne einen sogenannten Knetlaib für sich. An Kirchweih und Festtagen gibt es auch Fleischspeisen, die aber der Bauer täglich ißt. Der letzte Knecht hat nebst 3 Paar Schuhen, 1 Paar Stiefeln, 2 Hemden, des Jahres noch 30 bis 40 fl. Lohn; die Mägde nebst 3 Paar Schuhen, 15—20 Ellen $\frac{1}{2}$ Elle breites Leinentuch, 2 bis 3 Pfund Schafwolle, eine Haubenspitze und 15 bis 20 fl. Lohn; die Tagelöhner nebst fünfmaliger Kost des Tages, 10 bis 12 kr. samt Brot, Küchlein, Nudeln zum Nachhaustragen, ohne die Einladungen zum Nachhaustragen, ohne die Einladung zum Erntegang, Trischlgängen und Kirchweih. Braunes Bier wird durchgängig sehr geliebt und Trunkenheit ist nicht selten.

Ganz verschieden ist es unten im Holzland, wo alles der Dießener Gegend gleich und arm und elend aussieht. Die ehemals stark gehegten Wilde haben viele Wildpretschützen, faule liederliche Menschen erschaffen, aus denen sich ganze Banden von Dieben und Räubern bildeten. Hier war der Aufenthaltsort des bairischen Hiesels, des Neusinger Franzl und schwarzen Buben, und noch immer ist die Gegend nicht ganz rein, wozu schon die Wildnis vieles beiträgt. Die Räubereien sind meistens mit unglaublichen Grausamkeiten verbunden, und der Ingrimms schon lang erlittenen Elends wird den un-

glücklichen Schlachtopfern einge-
drückt.

Jenseits des Lechs erscheint ganz
der geschwätzige schlanke Schwab.
Die Häuser sehen besser aus, aber
sein Wohlstand ist es nicht; der Bo-
den ist hier noch ganz stiefmütter-
lich.

Landwirtschaft und Kultur

Der Boden an diesem erhöhten
Lechufer, wo die meisten Dörfer wie
in der Linie stehen, und das Ufer
eine einzige Oeffnung bei Winkel
hat, gleicht einem hier ausgebreiten
wohltätigen Schlamm, der tief,
von dunkelbrauner fetter mit Leim
und Mergel gemischter Erdart ist, in
der kein Stein sich vorfindet. Am
hohen Ufer ist der Boden der beste,
aber tiefer ins Land, und gegen die
Ammer zu nimmt er ab. $\frac{5}{10}$ des Flä-
cheninhaltes sind gewiß als kultu-
viert, und nur $\frac{1}{10}$ als Moos, Weide
und Holz anzunehmen. Alles wird
beinahe zu Feldern benutzt, die
mit allem Fleiß behandelt werden.
Früh 3 Uhr ist schon alles bis spät
am Abend auf dem Acker, auf dem
vorzüglich viel Dung kömmt: von
allen Seiten werden Raine, Wiesen
abgestochen, und mit diesem ausge-
schlagenen Koth der Acker über-
führt, welches sie mergeln oder
schmalzen nennen. Der Pflug greift
in den Boden, und dies geschieht 3,
4 bis 5 mal bis zum Anbau. Kleine
schmale Striche oder Bifänge wer-
den geformt, und meistens bloß Fe-
sen angebaut, von dem man auf ein
Juchart 6 bis 8 Metzen Aussaat, und
10, 12, 15, ja oft 20 Scheffel Ernte
rechnet; vom Roggen auf ein Juchart
4 bis 5 Metzen, und 6, 8, 10 Schäffel
Ernte; vom Haber 8, 9 Metzen, und
5, 6 Scheffel Ernte.

Fesen ist also die Hauptsache,
nach welchem Korn und Sommerge-
treide kommt. Noch bestehen 3 Fel-
der, also die Brache, die gehalten
wird, teils weil jeder Bauer zu viel
Feldgründe hat, deren Anbau er
nicht erschwingen könnte, teils weil
er zum Teil keinen anderen Bau
kennt oder dafür nicht eingenom-

men ist. Wiesen mangeln fast ganz,
wenigstens oben; nur von der An-
höhe herab dem Lech zu, sind schöne
zwei- und dreimähdige Wiesplätze,
die wohl alle sehr genau gewässert
werden, allein zu klein sind, und
unter dem Lech zu am sogenannten
Lechfeld und oben noch Weidplätze
haben. Kleinere Distrikte werden mit
Klee, auch zu Krautbeeten benützt,
und in die Felder kommen noch
Flachs und Rüben. Einige Gemein-
den haben auch Waldungen, die aus
Laubholz aller Art, Buchen, Eschen,
Linden, Eichen — die meistens ver-
einzelt auf den Weidplätzen stehen
— auch aus Fichten- und Tannen-
holz bestehen, aber nicht beträchtlich
und durch Weide und Unordnung
übel zugerichtet sind. Ein Klaffer
Fichtenholz kostet deswegen hier
schon 5 fl., ein hartes 10 fl.

Jedes Haus umringt ein kleiner
Garten, doch ohne Pflege, ohne Kul-
tur. Da jetzt mit der Abteilung der
Weide sowohl als der Holzplätze an-
gefangen ist, das Dorf Scheuring
auch die Hänge, die am ganzen Lech-
rain — so heißt auch das ganze Land
— bis Friedberg öde lag, erst jüngst
verteilt, und zur Kultur vorbereitet
hat, so werden diese Hänge oder
Raine, wenn man die Mühe sich nicht
reuen läßt, bald die schönsten Gär-
ten und Baumpflanzungen darbieten,
und die Gegenden neu beleben. In
der Kultur, Obstbauzucht und Abtei-
lungen der Gemeinden zeichnet sich
vorzüglich der Kastner Taxen zu
Weil, das Dorf Kaufering, und als
vorzüglicher Oekonom der Bauer von
Haltenberg aus. Unten im Holzland
kann man den dritten Teil als kultu-
viert annehmen. Der Boden gegen
die Ammer zu ist steinig und sump-
fig, und ein großes Moos zieht sich
vom Ammersee herab. Die Wiesen
sind immer einmähig, und Weiden-
schaft die einzige Zuflucht. Alles
gleicht — wiewohl noch schlechter —
der Gegend von Dießen. Besser ste-
hen die Verhältnisse jenseits des
Lechs, aber nicht viel, weil der flache
Boden auch das sehr griesig, und
mitunter sumpfig ist.

Viehstand

Die Pferde sind stark, aber nicht zu groß, und werden meistens aus anderen Gegenden gekauft. Nur selten wird ein Ochs zum Feldebau eingespannt, weil man sich dies zur Schande anrechnet. Das Hornvieh sieht gut aus, ist aber an der Zahl nicht stark. Mit Schweinen, vorzüglich mit Gänsen, wird viel nach dem nahen Augsburg gehandelt. Unten in der Holzgegend gleicht alles den schon beschriebnen Menschen. Zur Streu wird oben Stroh mit Laub gemischt, und unten Waldstreu genommen.

Das Gewerbe Nachts Getreideschmuggel

Der Handel besteht im Getraidschwärzen (Anmerkung: Getreideschmuggeln) über den Lech, in ganzen Gesellschaften zur Nachtzeit, weil wider alle gesunde Begriffe die Getreideausfuhr meistens verboten, oder mit hohen Extragebühren belegt ist. Schweine und Gänse kommen auch häufig über den Lech. Die Leute müssen dabei Leib und Leben, Pferde und Ladung wagen, und mancher hat dieses Wagstück schon teuer bezahlen müssen. Doch haben die Bestechungen des Mautpersonals so manche Nachsicht zur Wohltat der Gegend erzeugt. Den Winter durch wird in den Dörfern häufig Wolle gesponnen, wovon einer des Tages 3, 4, 5 Schneller spinnt, und für den Schneller 4, 5 kr. bezahlt erhält. — In den übrigen Gegenden kann beinahe nichts verkauft werden, als hin und wieder ein Stück Vieh und Holz.

Landsberg: 700 Bürger

Die Stadt Landsberg erscheint erst 1315 als Stadt (Anmerkung: bereits 1270/80). Der obere Teil derselben bestand früher und gehörte den Pfettern, weswegen er noch jetzt pfetternisches Lehen ist. Sowohl die Anwesenheit der verwitweten Herzoginnen, als auch der Salzhandel vermehrte die Ansiedlung, und es entstand das Sprichwort: „Wer vom Himmel auf die Erde fiel, der hätte

kein größeres Glück, als wenn er entweder auf Landsberg oder Rosenheim fallen würde, denn fällt er auf Rosenheim, so fällt er in eine Schmalzgrube, fällt er aber auf Landsberg, so fällt er in eine Silbergrube“. — Dieser Salzhandel ist aber nun dahin, und damit ein großer Teil der alten Glückseligkeit. Die Stadt ist an der Hänge des Ufers des Lechs, über den hier zwei Brücken, und weiter unten zu Kaufering noch eine führt, und auf deutsche Art gut von Außen, schlecht von Innen gebaut. Kommt man über den steilen Berg vom obern Teil der Stadt herab, so befindet man sich unten in einem schönen breiten mit zwei steinernen Brücken und geistlichen Bildsäulen gezierten Platz. Nur über 700 Bürger leben noch hier, denn der verlorene Salzhandel, der auch alle Schwaben hier versammelte, und die Reformation hat eine Menge Bürger vertrieben. So gab es hier viele Leineweber, die sich der Religion wegen nach Augsburg begaben; mehrere Fabrikanten, selbst Schühle von Augsburg hätten sich hier schon ansässig gemacht, wenn es die Religion nicht gehindert hätte. Weil die Straße jenseits des Lechs nach Füssen läuft, so ist die Hauptpassage des italienischen Handels weg. Die bairischen Mauten bewirken, daß sich jenseits in den schwäbischen Dörfern eine Menge Professionisten (Händler) ansiedelten, so daß also die Landleute in Landsberg nichts mehr brauchen, und sich so das Gewerbe verminderte.

In Landsberg ist nunmehr die Passage von München her, an Sonnabenden eine Schranne, und die Ausfuhr des Getreides, der Schweine, des Salzes und der böhmischen Waren nach Schwaben und der Schweiz, und der Passage am Lech, worauf hauptsächlich aus dem Rothenbuchischen Arbeiten von Sandstein kommen, und hier verhandelt werden. — Die Bürger sind bloß gewöhnliche Professionisten, haben fast alle keine Gesellen, und stehen schlecht; etwas besser befinden sich die 16 Brauer,

die Krämer und die Papiermühle. Die Geistlichkeit besteht aus einem Pfarrer und zehn Benefiziaten, wozu sich noch die nahen Franziskaner von Lechfeld mit Besuchen gesellen, und die Leute sind stolz, innerhalb ihrer Mauern auch ein Gymnasium zu besitzen, obschon die Studenten fast alle betteln, nicht viel lernen, und die mehreren Nutzen stiftende deutsche Schule ganz vernachlässigt ist.

Die Jesuiten, die hier in einem geräumigen Kloster auf der Anhöhe thronen, ließen noch bis auf diese Stunde den Landsbergern viel Bigotismus zurück. Dies Jesuitenkloster, das die Mönche für einen Probirstein ihrer Novizen hielten, weil die rauhe Luft so ziemlich die Gesundheitsumstände abwägt, wurde 1576 von einem Grafen von Helfenstein reichlich gestiftet; seine großen Besitzungen aber genießt nun ein Malteserritter, so wie ein anderer die Kommende Kaltenberg, welche beide sich in München aufhalten. Ein Frauenkloster von 10 bis 12 Ursulinerinnen hat den Landsbergern eine ungeheure Schuldenlast an Hals geworden, welches die Nonnen nun dadurch wieder gutzumachen suchen, daß sie sich mit dem Unterricht der Mädchen abgeben. Die Glocken ertönen in Landsberg noch häufig, und auf den ersten Klang verlassen die Landsberger die Werkstätten, und versammeln sich zu allerlei Andachten. Sie begraben noch mitten in die Stadt um die Kirche herum ihre Toten. Der Feldbau ist so, wie in der anderen Gegend, sehr im Betriebe, und viel Hopfen wird gezogen. Der schon bei Rauhenlechsberg erwähnte Herr von Oberndorf hat auf sein Kosten an der Stadt einen sehr artigen englischen Garten angelegt, der zum gesellschaftlichen Ton und zur Verschönerung der Stadt vielen Vorschub leistet. Durch einen großen Damm wird ein Teil des Lechs gut für die Stadt zu Mühlen etc. benutzt. Gewöhnlich hält sich in der hiesigen Kaserne ein Regiment auf.

Ein gewisser Ignaz Kogler von Landsberg kam als Jesuit nach Peking und schwang sich durch seine Geschicklichkeit zum Vorsteher des mathematischen Kollegiums hinauf, in welcher Würde er 1746 in Peking starb.

Mineralien
Davon ist in diesem Distrikt
nichts bekannt
Politische Verhältnisse

In den drei Wintermonaten wird zwar im ganzen Gericht Schule gehalten, allein die Schullehrer sind schlecht, und werden auch nicht bezahlt. Ein Kind gibt die Woche 2 kr. und fällt ein Feiertag ein, so ziehen die Eltern 2 Pfennig ab. Niemand nimmt sich der Schulen an, obgleich die Pfarreien mehrere 1000 Gulden tragen, und die Hofmarken noch mehr Einkünfte ziehen, wovon freilich das meiste in die Klöster gehört. Unterdessen alle Geistlichen in der Augsburger Diözese haben für nichts anders Sinn, als für ihre Kirchenzeremonien und Habsucht; sie sind wahre Jesuitenstudenten, wie sich denn noch die Jesuiten in Augsburg fortpflanzen. Andachten, Bruderschaften, unter denen die Rosenkranzbruderschaft obenan steht, sind ziemlich in Schwung; neben den gewöhnlichen Feiertagen halten sie auch Dorffeiertage, und wenn viele Feiertage aufeinander kommen, allezeit einen Nachfeiertag. Um die übrigen öffentlichen Anstalten steht es ebenso schlecht. Es gibt einzelne Bader, unter denen der zu Scheuring allein ein geschickter Mann ist, und einen Doktor zu Landsberg. Die Toten bestattet man fast überall noch mitten im Dorf zur Erde. Feueranstalten kennt man gar nicht. Die Hofmarksherren tun auch nichts für öffentliche Anstalten; der einzige Besitzer von Hurlach verwendet viel auf die Schule. Die Untertanen haben schwere Abgaben, besonders grundherrliche; 17, 20, 30, 40, 48 Scheffel Fesen muß einer des Jahrs bloß Gilt geben, ungerechnet die landesherrlichen Abgaben (Anm.: die

meist am größten waren), die Zehenden etc., so daß bei manchem die jährliche Ausgabe an grundherrlichen und Staatsabgaben auf 5, 6, 700 fl. steigt. dabei haben die kurfürstlichen Kastenamtsuntertanen hier weit stärkere grundherrliche Dienste als die hofmarkischen.

Nimmt man dazu noch die Sammlungen der Schinder, Schergen, Jäger, Meßner und Schullehrer, der Karmeliten, Franziskaner, Augustiner, Kapuziner, barmherzigen Brüder und Schwestern, die zweimal im Jahr Butter, Getreid, Eier, Brot und Geld holen, so ist sich nicht zu verwundern, daß den Bauern nicht viel übrig bleibt, und die Leute nicht unter die Vermöglichen zu rechnen sind. Ein anderes mißliches Verhältnis bringt der ungleiche Hoffuß hervor. Die besten geben nur 1000 bis 1500 fl. Heiratsgut, und ein Juchart Acker gilt 180—190 fl. wenn er eigen ist 300 fl. Unter die bessern Dörfer rechnet man Schmiechen, Weil, Winkel, Petzenhausen, die alle hofmärkisch sind. Wiesgründe sind um keinen Preis zu kaufen, man hält sie für mehrere 1000 fl. Die Leute klagen sehr über Wildschäden, weil im Lichtenberg viel Wild gehegt wird. Reife haben schon manchmal Schaden auf den Feldern angerichtet, doch hört man von Schauern nichts. Den Mangel und Kostbarkeit der Dienstboten, da sich selbst die Tagelöhner lieber

an den Spinnrocken setzen, und ihn der beschwerlichen Feldarbeit vorziehen, nennen die Leute ihren Schauer. Die Bauern haben oft mehr Feldgründe, als sie bearbeiten und übersehen können, und die Gebundenheit der Güter läßt ihnen keinen andern Ausweg.

Unten im Holzland kommen die nämlichen mißlichen Verhältnisse vor, wie in der Dießner Gegend. In der Hofmark Igling und Hofhegenberg sind herrschaftliche Bräuhäuser, und beinahe in jeder Hofmark ein Schloß.

Verschiedene andere Auffallenheiten

Den schönsten Prospekt bieten die zwei kurfürstlichen Schlösser Lichten- und Haltenberg dar. Ersteres ist schön und massiv gebaut, und der Hof von München kam gewöhnlich auf die Jagden und Reiherbeizen hieher. Es kostete mehrere 1000 Gulden, bis sich die Reiher da ansiedelten, die jetzt in Menge vorhanden sind, und es wird noch alles dazu unterhalten; die ganze Schloßeinrichtung stellt lauter Jagdhunde vor. Die Aussicht, die man hier genießt, ist entzückend, nur drängt sich einem dabei der Wunsch auf, daß den Verheerungen des Lechs doch einiger Damm gesetzt werden möchte, so wie man in dieser schönen Gegend zugleich das Bedürfnis einer Straße über Moorenweis her fühlt.

Die Riedlbande, eine Räuberbande am mittleren Lechrain

Von Georg Stechele, Thaining

Der hier abgedruckte Aufsatz über die Riedlbande ist ein Auszug aus der in zwölf handgeschriebenen Bänden niedergelegten Thaininger Ortschronik von Georg Stechele. Georg Stecheles Hauptinteresse gilt seit seiner Jugend der Vergangenheit seines Heimatdorfes. So kam im Laufe vieler Jahre diese sicher nicht nur im Landkreis Landsberg einmalige Ortschronik zustande, die er in seiner knappen Freizeit — er ist von Beruf Landwirt — zusammengetragen hat. Das Ziel seiner oft mühevollen Arbeit war und ist, für die Zukunft eine möglichst umfassende Darstellung der Leistungen, der Ereignisse und der Lebensumstände vergangener Zeiten in Thaining zu erstellen. Deshalb hat er nicht nur die Chronik geschrieben, sondern auch bäuerliche Geräte gesammelt, die er auf dem Dachboden seines Hofes aufgestellt hat. Sie geben den Besuchern dieses privaten Museums einen anschaulichen Eindruck von der Bauernarbeit aus der Zeit vor der Mechanisierung. Der Hof, den Georg Stechele bewirtschaftet, trägt den Hausnamen

„beim Bona“. Der „Bonadami“, Damian Egwolf, das gefährlichste Mitglied der Riedlbande, stammte aus dem gleichen Haus. Das war wohl auch der Grund dafür, daß der Vater von Georg Stechele viel über die Riedlbande zu erzählen wußte. Das Beispiel zeigt, wie das Interesse an der Heimatgeschichte nicht selten durch solche direkten Verbindungen geweckt wird. Die Erzählungen des Vaters wurden später durch eigene Nachforschungen ergänzt — bei Leoprechting fand sich einiges, die Lebensdaten der Beteiligten wurden aus den Kirchenbüchern herausgesucht, ein Manuskript des früheren Bürgermeisters Walser von Apfeldorf konnte verwendet werden, Kreisheimatpfleger Neu half mit archivalischen Belegen, alte Thaininger wußten noch manchen Einzelheiten — so entstand schließlich der vorliegende Bericht über die Riedlbande. Er wurde stilistisch bewußt nicht überarbeitet; nicht nur der Inhalt, auch die Originalität der Erzählweise verdient Beachtung.

Lichtenstern

Sitzt man abends nach getaner Arbeit so beisammen und hört und sieht das Tagesgeschehen am Radio oder im Fernsehen oder man verfolgt das Neueste aus der Zeitung, auch manchmal ist man bei einer gemütlichen Runde am Biertisch bei-

sammen und unterhält sich über dies und jenes. Man spricht über die heutige Wirtschaftslage und deren Preisentwicklung, stellt die früheren Verhältnisse gegenüber, kommt ins Gespräch von der vergangenen guten alten Zeit, als es noch ruhiger

herging und nicht wie heute, Einbruch, Diebstahl, Mord und Totschlag, Bankraub und sonstiges noch viel mehr, auf der Tagesordnung stand. Wohl gäbe die heutige Zeit keinen Anlaß zu all diesen Verbrechen, da doch fast jeder im Wohlstand. Wohl gäbe die heutige Zeit weiter hinter uns liegt, schlecht, kein Verdienst, Arbeitslosigkeit und zudem hatte noch so mancher Familienvater eine Vielzahl von Kindern zu ernähren. Fragt mancher, gab es immer schon solche Verbrechen, so muß dies mit ja beantwortet werden, aber nicht in dieser Vielzahl und mit solcher Brutalität, wie sie heute vorkommen. Schon bei dem geringsten Vergehen drohten dem Verbrecher hohe Strafen. So wurde 1740 Johann Brantmeyr von Thaining wegen Diebstahl hingerichtet und als der Markt Dießen noch die niedere Gerichtsbarkeit hatte, mußten vom 16. bis 18. Jahrhundert elf Personen wegen ähnlicher Straftaten den Henkertod sterben.

Wenn zwar im vorigen Jahrhundert im Gegensatz zu heute die Straftaten nicht so arg waren, so tauchten doch in gewissen Zeitabständen Räuberbanden auf, die in ihrer Gegend ihr Unwesen trieben und die Leute in Furcht und Angst hielten.

Meist aus freier Lustbarkeit am ungebundenen Leben, auch aus Freude am Wildbretschießen, taten sich mehrere gleichgesinnte Burschen aus der Umgebung zusammen und bildeten unter einem Anführer eine Räuberbande. Meist nahm die Sache durch das Wildern ihren Anfang, aber da dies zu ihrem aufwendigen Lebenswandel nicht mehr ausreichte, raubten sie Bauern, Müller, Kramer und Pfarrhöfe aus und überfielen Reisende auf offener Straße. Zur Sicherheit hatten sie überall zerstreut ihre Verstecke und ihre Helfer und Helfer und so mancher, der über ihren Aufenthalt wußte, getraute sich nichts zu sagen, da er fürchtete, sie könnten ihm ein Leid antun. Bis die Polizei von ihrem Versteck erfuhr,

waren sie schon wieder verschwunden, denn zur damaligen Zeit machte der Gendarm noch zu Fuß mit Helm, langem Säbel und Gewehr seinen Patrouillengang. So war es auch mit der schon längst vergessenen sogenannten Riedlbande, welche um das Jahr 1832 in unserer Gegend ihr Unwesen trieb.

Aehnlich hauste auch zuvor die Bande des berühmten „Bayerischen Hiasl“ Mathias Klostermaier, als Tagelöhnerssohn am 3. September 1736 in Kissing geboren, wildernd mit seinen 40 Anhängern durch das schwäbische Land, bis ihn seine Häscher am 14. Januar 1771 in Osterzell nach 2stündigem Kampf mit Toten und Verwundeten faßten. In eine Ochsenhaut genäht, gehängt und gerädert, fand am 6. September 1771 in Dillingen die Hinrichtung statt. Zwei ganz gerissene und gefürchtete Räuber waren die um 1843 bei Schrobenhausen geborenen Ferdinand Gumppe und Eduard Gänswürger. Ob auf offener Straße oder in Bauernhäusern, überall raubten und stahlen sie, wehe wer sich zur Wehr setzte, dem war sein Leben abgeschrieben. Das größte Husarenstück leistete sich wohl Gumppe, wie ihm am 21. März der Gendarm Anton Bauer, als er bei seiner rothaarigen Kellnerin war, festnehmen wollte, erschoss er ihn mit einem Brustschuß. Bei seiner Beerdigung am Ostermontag steht auch er als Soldat verkleidet unter den vielen Soldaten und Gendarmen, die das letzte Geleit gaben, unerkannt am Grabe des Erschossenen.

Nicht viel besser betrieb das Räuberhandwerk der auf der Schachermühle von Unterweikertshofen bei Dachau geborene Mathias Kneißl. Geldraub, Straßenraub, Totschlag und Mord stehen auf seinem Konto. Sein Treiben verlängert er noch durch die Flucht, nachdem er in der Andreasnacht im Weiler Irchenbrunn in der Küche des Fleckerlbauern den Gendarmen Brantmeyr und Scheidler erschossen hat. Am 4. März 1901 wurde er in dem Tagelöh-

nerhäuschen Merkel in Geißenhofen aufgestöbert und verwundet gefangen genommen, zuvor hatten 1200 Gewehrkerne das Holzhaus durchlöchert. Beim Abbruch des Hauses wollten alle Kneißls Schießlöcher haben und das brachte mehr Geld ein, als ein neues Haus kostete.

Wohl ist noch manchem der älteren Generationen das Treiben von Köstler und Wiedemann (von Hofstetten) anfang 1830 in unserer Gegend bekannt; als ihnen der Fluchtweg versperrt war, haben sie den Stationskommandanten von Hauptshofen erschossen.

Wenn auch fast niemand mehr über die sogenannte Riedlbande was zu erzählen weiß, so soll sie doch nicht vergessen werden, die Räuberbande, die am oberen Lechrain von Apfeldorf bis Utting wilderte, raubte und plünderte und so manchen in Schreck hielt, ob nicht die nächste Tat ihm gilt. Zudem hatten sie überall ihre Helfer und Helfer und gar mancher gab ihnen Unterschlupf, was ihnen ihre Taten begünstigte. Seinen Anfang nahm die Sache bei der Familie Spickert genannt beim „Riedl“ Haus Nr. 35 in Apfeldorf. Die Familie, bestehend aus dem Vater Lorenz, der Mutter Viktoria, den Söhnen Hans und Kajetan und den Töchtern Anna und Maria führten eine schuldenfreie Sölde mit zwei Ochsen und einigen Kühen. Schon mehrere Jahre wurde in der Umgebung viel gestohlen, wobei schon immer der Verdacht auf die Riedlbuben fiel. Aus Freude an einem ungebundenen Leben und der Wilddieberei fanden sich Hans und Kajetan mit mehreren Gleichgesinnten der Umgebung zusammen und bildeten eine Räuberbande. Als Versteck bot ihnen der Filz bei Rott reichlich Gelegenheit und zudem bauten sie noch beim Engelsrieder See eine Höhle mit 8 Schuh tief, 11 Schuh lang und 7 Schuh breit, machten sie mit Holz aus, überdeckten sie mit Holzriegeln, Graswasen und Daxkoppen und nur eine kleine verdeckte Oeffnung diente als Eingang. Die Sache bekam erst

das richtige Gesicht, als Damian Egwolf, genannt der „Bonadami“, von Thaining, zur Bande kam. Er war Anderknecht beim Wirt in Thaining und ein überaus geschickter Kerl. Alles was er sah, konnte er nachmachen, ein ausgezeichneter Schütze, die Vögel schoß er beim Flug aus der Luft.

Als sie erfuhren, daß Pfarrer Josef Merk von Kinsau über ihre Schandtaten predigte, schworen sie ihm Rache, überfielen ihn nachts, als er von Hohenfurch nach Hause ging, heraußen bei dem sogenannten „Stierränger“, zogen ihn bis auf das Hemd aus und wollten ihm die Zunge heraus schneiden, doch Hans, der bessere, sagte: „Kajetan it“ (nicht). So wurde der erst 18jährige Gauner verraten, da es in der Umgebung diesen Namen selten gab. Der Pfarrer ging voll Schrecken zurück zum Wirt nach Hohenfurch und bat um Kleidung und um Heimfahrt mit dessen Gespann. Kajetan kam nach Schongau in Untersuchungshaft und von da aus am 28. April 1830 auf fünf Jahre in das Zwangsarbeitshaus nach München, wo er bald nach seiner Entlassung an Wassersucht starb.

Als eine ihrer gemeinsten Taten galt, als die Bande am 23. Juli 1832 den Gast- und Tafernwirt Josef Wegele von Thaining erschloß. Damian Egwolf hatte als Anderknecht Kenntnisse, daß von einer Schlachtung her im Schlachtraum des Wirtes eine Kuhhaut liegt. Wie dies die Bande erfuhr, war die Haut auch schon gestohlen. Erbost über diesen Diebstahl brachte der Wirt den Vorfall zur Anzeige, was aber nicht ohne Folgen blieb. An dem gleichen Tag abends war beim Wirt in Issing Tanzmusik. Während dieser Zeit entfernten sich unbemerkt einige der Bande, liefen schnell nach Thaining und lauerten Wegele ab, wie er mit aufgekremelten Hemdärmeln und verschränkten Armen am Krugkasten stand und sich mit den Gästen unterhielt, schossen sie durch das Fenster, und der erst 46jährige Wirt

sank von der Kugel getroffen tot zu Boden.

Wenn sie zwar zwischenzeitlich keine besonderen Einbrüche und Ueberfälle verübten, so machten sie am Heiligen Abend des Jahres 1832 in der bei Rott gelegenen Mahlmühle des H. Pröbstl (Grubmühle) einen Einbruch. Kaum hatte er die Beutelmühle, um 11 Uhr, etwas früher als sonst, abgestellt und sich ein wenig Ruhe auf dem Kanapee gegönnt, seine Frau war zur Mette gegangen, hörte er ein Schlittengespann vorfahren. Im nächsten Moment hörte er auch schon ein Krachen und die Türe zur Mühle war aufgebrochen. Nachdem er das Leinlicht ausgemacht hatte und versteckt vom Söller aus zusah, was los ist, sah er, wie zwei Männer und eine Frau Säcke mit Getreide und Mehl aufluden. An eine Gegenwehr dachte er nicht, da er glaubte, sie würden ihm ein Leid antun oder das Haus anzünden. In kurzer Zeit waren sie auch wieder verschwunden wie sie gekommen waren. Am anderen Tag erfuhr er, daß an der Straße nach Birkland ein verummter Posten stand, der den Zugang zur Mühle bewachte. Der Weber vom Engelsrieder See, der sich infolge des schlechten Wetters verspätet hatte, als er noch zur Christmette wollte, wurde samt seiner Familie wieder zurückgetrieben. Das Pferd hatten die Räuber vom Riedhof nächtlings entlehnt und am Morgen stand es wieder, jedoch abgejagt und voller Schweiß, im Stall.

Einen schweren Raubüberfall machte die Bande am Ostersonntag, den 6. April 1833 in Obermühlhausen. Als die Gesamtgemeinde zur Osterfeier in der Kirche versammelt war, brachen sie vormittags 10 Uhr von hinten her kommend beim „Trautemann“ Haus Nr. 26 ein und raubten die ganze Krämerei aus. Da sich die 78jährige Maria Anna Müller, die allein zu Hause war, zur Wehr setzen wollte, machten sie kurzen Prozeß, mißhandelten sie und nagelten sie mit Stemmeisen am Stubenboden fest. An den Folgen starb die Frau,

die in ihrem Ruf als sehr brav und menschenfreundlich galt. Bei dem Ueberfall waren auch der Baldes Egwolf und der Zimmermann Josef Rester von Thaining dabei, weshalb letzterer später den Spitznamen „der Stemmeisensepp“ bekam.

Zum Verhängnis wurde ihr letzter Raub, als die Bande in der Nacht vom Gründonnerstag auf Karfreitag am 4. April 1833 zur Rehpoint in Birkland einbrach, die Hausleute mißhandelte und der armen Witwe alles raubten und den Erlös von einer verkauften Kuh stahlen. Wenn sich zwar der Verdacht auf einige Bandenmitglieder richtete, brachte doch die am Karsamstag vorgenommene Hausdurchsuchung kein Ergebnis. Jedoch ein Bauer aus Rott hatte gesehen, wie die Riedleute trotz schlechten Wetters am Karsamstag draußen auf ihrer Wiese taten, als sie arbeiten würden, so suchte der Ortsvorsteher nach den Ostertagen das umliegende Gelände ab und fand unter einem Laubhaufen versteckt all die gestohlenen Sachen der Rehpoint. Auf Grund der Funde kamen mehrere Verdächtige durch die Gendarmerie und Gerichtsdienner zur Verhaftung und zur Untersuchung nach Schongau, aber wieder kein Geständnis. Nun ließ man sie bei Nacht zusammensperren und der Gerichtsdienner, der heimlich horchte, erfuhr die meisten Namen der Bande, der Räubereien, die Verstecke in Starenhöhlen, Brunnenkübeln und hohlen Bäumen. Die gestohlenen Zinnteller von Aich bei Birkland waren unter einem Erdhaufen, jedoch lagen die meisten gestohlenen Sachen in einem Haus in Haid. Mit der von ihnen angefertigten Geldpresse machten sie aus den geschmolzenen Zinn- und Silbersachen Geld. Gegen 30 Personen wurden dann nach und nach aus der ganzen Gegend verhaftet und dem Richter zugeführt. Die Mutter, Viktoria, ist bald im Arrest gestorben, auch die meisten anderen Verhafteten starben während des achtjährigen Untersuchungsprozesses. Einige wurden zu lebenslänglich

verurteilt, andere auf mehrere Jahre. Dem Egwolf Dami hat seine eigene Frau Theresia in einem Kornfeld verraten, nach seiner Verurteilung kam er ins Strafarbeitshaus nach München und starb an Kettenstrafe. Am 18. April 1841 schrieb er einen Brief an seinen Vater, Xaver Egwolf worin er sein Elend schildert, an Ketten gehängt liege er in seiner Zelle, frierend und hungernd, reumütig bekennt er seine Fehler usw. Leider ist dieser Brief verlorengegangen, der sich längere Zeit im Be-

setz des früheren Heimatforschers Architekt Hans Greißl von Thaining, befand.

Heute ist alles still geworden um sie und keiner weiß mehr über ihre Räubertaten. Bis um die Jahrhundertwende wußte mancher noch mehr oder weniger selbst Miterlebtes zu erzählen. Nur so manche Kinder wurden in Furcht gesetzt, wenn ihre Eltern drohten: „Wenn ihr nicht brav seid, kommt die Riedlbande und nimmt euch mit!“

Vor 100 Jahren sank das Spital an der Schlossergasse in Schutt und Asche

Von Eduard Pflanz

Nachdem im Jahre 1347 eine furchtbare Feuersbrunst die ganze Stadt Landsberg niederlegte, gründete die Landsberger Bürgerschaft das Heilig-Geist-Spital, welches der Bayernherzog Ludwig der Brandenburger (Sohn von Kaiser Ludwig dem Bayer) im Jahre 1349 bestätigte.¹⁾ Man schritt sofort zur Ausführung des Planes. Das Spital wurde, wie oft anderwärts auch, außerhalb der Stadtmauer errichtet. Denn um diese Zeit bestand nur der erste Stadtmauerring. Die Stadtmauer lief hier vom Schmalzturm (Schöner Turm) hinter den Häusern der Schlossergasse entlang. Erst etwa 80 Jahre später wurde der zweite, größtenteils noch erhaltene, große Stadtmauerring errichtet, der dann das Spital, den Berg, Burg und Dorf Phetine miteinbezog.

Das Spital wurde als dreistöckiger Längsbau entlang der heutigen Schlossergasse erbaut. Sein Grundriß deckt sich, außer an der Nordseite, mit der heutigen Volksschule. Im unteren Stockwerk waren Küche, Speise-, Lager- und Betriebsräume untergebracht. Darüber befanden sich ein großer Speisesaal, sowohl eine Anzahl Pfründnerzimmer und Räume für die Bediensteten. Im obersten Stock lagen ein großes Krankenzimmer und Einzelzimmer für die Pfründner.

Im Norden des Hauptbaues (heute ein Teil des Stadttheaters) und von hier aus der Bergleite zu wurden landwirtschaftliche Gebäude erstellt, in denen sich unten die Viehstallungen befanden. Das „Storchenbaderhaus“ nördlich durch einen kleinen Hof getrennt, gehörte ebenfalls zum Spital und wurde später zur Wagenremise umgebaut. Es bekam die Bezeichnung „Kobererstadt“, der beim großen Brande verschont blieb und später zum Stadttheater umgebaut wurde.

Wohl schon mit der Pfründeanstalt wurde an der Südseite eine Kirche angebaut, da schon im Jahre 1353 die Stiftung eines ewigen Jahrtags beurkundet ist. 1418 wurde ein eigenes Benefizium errichtet. Bald darauf wurde die Kirche nach Westen vergrößert, indem man einen Bogen

über die Schlossergasse wölbte. Der Verkehr von der Bergstraße herunter über die Schlossergasse ging also unter der vergrößerten Spitalkirche hindurch, in deren Durchgang die Feuerkübel lagerten. Das gotische Dachreitertürmchen befand sich an der Westseite der Kirche an der anderen Seite der Schlossergasse. In der Mitte floß der mit Bohlen abgedeckte Ledererbach vom Hexenviertel die Schlossergasse und den Hinteren Anger hinunter. Alte Leute erinnern sich noch, daß vor diesem Torbogen neben dem Schmalzturm beim Wittmann-Haus auch ein Zugang zu dem noch vorhandenen schmalen Weg führte, der auch vom Hauptplatz aus zwischen Goldarbeiter Wittmann und Appel nach Norden führte und im schmalen Höfchen vor dem Kammereck-Haus am Kirchplatz endete. Der Durchbruch vom Hauptplatz zur Kirche mit der Anlage der „Neugasse“, später Herzog-Ernst-Straße, und der Errichtung des „Löwenturms“ erfolgte erst anfangs des 15. Jahrhunderts.²⁾

Zur Spitalkirche führte eine Freitreppe, darunter befand sich ein Verkaufsladen. Vier Spitzbogenfenster an der Südseite ließen Licht ins Innere der Kirche dringen. Dieses reizende gotische Kirchlein hatte vier Altäre, später nur noch drei. An der Spitalseite befanden sich Chörlein,

von wo aus kranke Pfründner der heiligen Messe beiwohnen konnten.

Eine eingemauerte Tafel mit der Jahrzahl 1438 besagt, daß mit der Erweiterung der Spitalkirche auch um diese Zeit der noch erhaltene sogenannte Spitalneubau, später „Lehrerhaus“ genannt, erbaut wurde, in dem sich die Wohnungen für die Spitalmeister, Oekonomieverwalter und Gesinde befanden. Neben diesem Verwaltungsgebäude gehörte auch der Pfarrhof (heute Bekleidungs- und Mesnerhaus nebenan³⁾) zum Spital.

Der Kirche vorgelagert legte man einen kleinen Friedhof an, 22 Fuß lang und 72 Fuß breit⁴⁾, auf welche jene im Spital Verstorbenen beerdigt wurden, die keine eigene Grabstätte besaßen. Die Umfassungsmauern liefen parallel mit der Berg- und Schlossergasse. Der Friedhof lag also am Spitalplatz links vom Weg, der von der Schlossergasse zur Alten Bergstraße führte. Als 1603 der Friedhof um einige Schuh abgegraben wurde, um eine bessere Einfahrt zum Spitalhof zu erreichen, waren schon keine Gräber und keine Grabsteine mehr vorhanden. Im Laufe der Zeit wurde er ganz eingeebnet.

Als letzter Neubau wurde 1603 der sogenannte „Neue Getreidestadt“ errichtet, der an der Bergseite die Verbindung zwischen Verwaltungsgebäude und den alten Oekonomiegebäuden herstellte. Im Erdgeschoß waren Kuh- und Pferdeställe untergebracht. Der Zugang erfolgte vom Spitalplatz aus.

Das Spital erfüllte wertvolle soziale Aufgaben. Es hatte armen oder verarmten Bürgern Aufnahme und Unterkunft zu gewähren; aber auch die Insassen des Blattern-, Leprosen- und Bruderhauses, die Waisenkinder, arme Schüler, Hausarme, Pilger und Durchreisende zu verpflegen. Außer den bedürftigen Menschen gab es aber auch wohlhabende, die sich aus verschiedenen Gründen in das Spital einkauften, um ihren Lebensabend sorgenfrei und in Ruhe

genießen zu können. Durch die unmittelbare Nähe der alten Wohnstätten in der Stadt war es den Spitalpfründnern weiterhin möglich, am Geschehen der Familie und des Gemeindelebens teilzunehmen.

Die Bürger der damaligen Zeit, die es durch eigenen Fleiß und Tüchtigkeit zu Wohlstand brachten, wußten, daß hierzu auch der Segen Gottes gehörte und sie waren sich der hohen Verantwortung bewußt, den Armen und Hilfsbedürftigen, den Kranken und den in Not geratenen zu helfen. So ist kaum einer von ihnen gegangen, ohne des Spitals zu gedenken. Durch ständige Stiftungen und mehrere größere Schenkungen der Bürger, insbesondere der reichen Patriziergeschlechter, aber auch des Herzogs, der Pfaffen auf dem Schloßberg und anderer Adelige, an Geld, Grundstücken, Bauernhöfen, Getreidegülden und Zinseinkünften kam das Heilig-Geist-Spital schon nach wenigen Jahrzehnten zu ansehnlichem Besitz. Er war weit in der Umgebung von Landsberg zerstreut. Neben großem Grundbesitz besaß das Spital auch Bauernhöfe in Landsberg, Pössing, Kaufering, Weil, Wabern, Untermühlhausen, Machelberg, Reisch, Westerschondorf, Ummendorf, Pürgen, Memming, Hungermühle, Entraching, Hofstetten, Thaining, Prittriching, Hausen, Pflugdorf, Dettenschwang, Wallehausen, Seyfriedstetten, Spötting, Stoffersberg, Unterigling, Waalhaupten, Leeder, Ellighofen, Hattenhofen; außerdem den Stillerhof und die beiden Riedhöfe. Diese Höfe wurden den Bauern freistiftsweise (für beliebige, dem Grundherrn genehme Dauer) verliehen.

Das Stift war eine Wohltat für die Stadt und ein Segen für die Bevölkerung. Es hatte sich über ein halbes Jahrtausend prächtig entwickelt und durch die außerordentlich kluge Leitung seinen Besitzstand ständig vermehren können. Da brach eine Katastrophe von größtem Ausmaß über das Spital herein. Es war am 15. Juni 1874 und gerade Veitsmarkt, als

morgens um 5.45 Uhr Flammen aus dem Heuboden über dem Viehstall des alten Oekonomiegebäudes, das nördlich des Pfründehauses stand, hervorbrachen und rasch, da ein leichter Nordwestwind herrschte, auch auf den oberen Stadl an der Bergleite, in welchem der Pferdestall war, übergriffen. Ungeheure schwarze Rauchschwaden schwebten unheilverkündend über der Stadt und es wurde klar, daß ein Brand von größerem Ausmaß im Entstehen war. Obwohl sofort Hilfe zur Stelle war, konnte dem furchtbaren Element kein Einhalt mehr geboten werden. Es grenzte an ein Wunder, daß die gesamte aufgeregte Viehherde unbeschädigt aus den Brandobjekten gebracht werden konnte. Das Ausräumen mußte rasch von sich gehen, da an ein Eindämmen des Feuers nicht mehr zu denken war. Die Hitze und die Rauchentwicklung waren so stark, daß sich die herbeigeeilte Feuerwehr nur mehr auf die Rettung der Nachbargebäude beschränken konnte, zumal ihr nur zwei Druck- und Saugspritzen zur Verfügung standen. Die übrigen kleinen Druckspritzen konnten nur als Wasserzubringer verwendet werden. Das Wasser der Leitungsrohre ging kaum ein Stockwerk hoch. Nach kaum 1½ Stunden war das große Pfründehaus vom Feuer erfaßt. In kurzer Zeit stand das ganze Haus in Flammen. So hieß das Gebot der Stunde die Rettung der alten und teilweise gebrechlichen Menschen. Trotz Schwierigkeiten konnten alle ohne Unfall geborgen werden. Der an das Pfründehaus anstoßende Haupteinlagerungsstadl mit Geschirrkammer, Schweinestall und Holzlege wurden fast zu gleicher Zeit vom Feuer erfaßt. Nachdem die Dachböden von Pfründnergebäude und Kirche in gleicher Höhe lagen, obwohl sie durch eine starke Feuermauer, die von einer Eisentür durchbrochen, getrennt waren, begünstigte der Nordwestwind das Ueberspringen des Feuers. Es war nach 8 Uhr, als die Flammen aus dem Dach der

Kirche schlugen. Gegen 9 Uhr war ihr Schicksal besiegelt. In diesem alten Kirchlein hatten die Stadtbewohner und die Pfründner oft schnell Einkehr gehalten. Während der Erntemonate wurde hier um 4 Uhr nachmittags der alteingeführte Spitalseggen gehalten, der sich eines starken Besuches erfreute.^{6a)}

Die ganze Nachbarschaft (Goldarbeiter Wittmann, Villgradter usw.) und alle Häuser an der Schlossergasse standen in höchster Gefahr ⁶⁾. Der gewaltige Funkenflug überschüttete die Häuser und bedrohte auch zeitweise die Stadtpfarrkirche. Der Schmalzturm hat standgehalten. Von diesem aus gingen die wirksamsten Wassergüsse; ohne diesen wäre auch die andere Seite (Verza, Schmalzwaaghaus, der Waaghuckler usw.) abgebrannt.

Als auch die Kirche zu brennen anfang, hat das Militär das Brandobjekt in weitem Umfang abgesperrt. Schon vom Pflerschbräu aus durfte niemand mehr in die Stadt herunter.

Innerhalb von sechs Stunden wurde das ganze Spital von den Flammen aufgezehrt. Die junge freiwillige Feuerwehr leistete, was sie konnte⁶⁾. Ebenso die Pflichtfeuerwehr. Der Feuerwehr und nicht zuletzt dem Brandkommando des 7. Jägerbataillons war es zu danken, daß die schwer gefährdeten Häuser an der Schlossergasse vor dem Uebergreifen des Feuers bewahrt werden konnten. Hervorragend hat sich der junge Oberjäger Meier (der spätere Gärtnermeister Maier an der Sandauer Brücke) betätigt ⁷⁾.

Eine einstürzende Giebelmauer hat noch zwei Tage darauf 2 Menschenleben gefordert. Nach Einträgen in den Kirchenbüchern verunglückten am 17. Juni tödlich der 62 Jahre alte Privatier Peter Schmid durch Zersplitterung der Hirnschale und die 33 Jahre alte Dienstmagd Johanna Mutzel durch Quetschungen ⁸⁾. Bei den Löscharbeiten zog sich Seilermeister Georg Geisenhof eine schwere Lungenentzündung zu und starb an deren Folgen im Alter von 42

Jahren. Als Brandursache stand Brandstiftung außer Zweifel. Der Verdacht richtete sich auf einen Unzurechnungsfähigen. Dieser sollte schon öfters Drohungen ausgesprochen haben, weil er vom Verwalter zu wenig Geld erhielt. Der Verdacht bestätigte sich aber nicht. Der Brandstifter wurde niemals ermittelt. Dieser Verbrecher hat seine schwere Schuld mit ins Grab genommen.

Ausgebrannt lag die Stätte, in der durch mildtätigen Bürgersinn viele Jahrhunderte lang unendlich viel Gutes bewirkt wurde und 60 Pfründner, 20 Waisenkinder, das Pflegepersonal und der gesamte Viehbestand waren obdachlos. Der großen Not, in die die Spitalstiftung durch das Brandunglück geraten war, kam aber nun zugute, daß der zweite Stock des Malteser-Neubaues zum Zwecke der Unterbringung der landwirtschaftlichen Winterschule baulich instandgesetzt und mit 100 Betten und Kästen versehen war. Den Sommer über wurden die Pfründner und das Pflegepersonal vorübergehend in diesen Räumen untergebracht. Der Viehbestand kam in die ausgedehnten leerstehenden Nebenräume. Für die Unterbringung der in Kürze einzubringenden Getreideernte wurde an der östlichen Mauer des Maltesergartens ein Notschuppen erbaut. Ende Oktober mußten jedoch die von den Pfründnern bezogenen Räume wieder freigemacht werden für die Winterschule. Da die Kreuzgewölbe in den Parterreräumen der Pfründeanstalt dem Feuer standgehalten hatten, wurde diese baulich soweit wieder instandgesetzt, daß sie als Notbehelf benützt werden konnten. Die Pfründner wurden im sog. Spitalneubau, jetzt Lehrerhaus, untergebracht, während die Kranken im Krankenhaus verblieben.

Da die Räumlichkeiten des Spitals bereits schon vor dem Brande dringend nach Erweiterung drängten, beschlossen nach unzähligen vorhergegangenen Sitzungen am 22. April 1875 in einer gemeinsamen Sitzung beide städtischen Kollegien, das Spi-

taloeconomiegebäude an die Epfenhauser Straße zu verlegen, den westlichen, an die Malteserkirche anstoßenden Trakt des ehemaligen Jesuitenkollegs und der späteren Malteser-Ritterordenskommende in eine Pfründeanstalt umzuwandeln und an Stelle der abgebrannten Gebäude eine Knabenschule für 500 Kinder zu erbauen. Zur Realisierung dieses Beschlusses wurden die stadteigenen Maltesergebäulichkeiten im Tauschwege und gegen Tauschabgabe von M 300 000,- (175 000 fl) der Spitalstiftung übereignet. Am 19. 3. 1877 wurde die neue Pfründeanstalt für 100 Pfründner und die männliche Waisenanstalt für 25 Knaben bezogen. Die Pflege der Pfründner und die Erziehung der Waisenkinder wurde dem Orden der Barmherzigen Schwestern übertragen.

Der Neubau der umfangreichen landwirtschaftlichen Gebäude wurde im Jahre 1876 in Angriff genommen und noch im Jahre 1877 vollendet⁹⁾. Das Spitalgut entwickelte sich rasch zu einem weit bekannten Mustergut und diente zugleich der Ackerbauschule und den landwirtschaftlichen Lehranstalten als Lehrhof. Am 8. September 1937 brannte das Oekonomiegebäude des Hauptgutes ab.

Gegenwärtig sind Umbauten zwecks Modernisierung des Wirtschaftsbetriebes im Hl.-Geist-Spital geplant. Das Spitalhauptgut an der Epfenhausener Straße wurde im Jahre 1971 in das spitaleigene Nebengut Pössing verlegt, wozu der alte Gutsbetrieb grundlegend modernisiert und nach dem neuesten Stand der Technik ausgebaut wurde. Das Spitalgut besitzt gegenwärtig 550,56 Tagwerk landwirtschaftlich genutzte Grundstücke (bester Ackerboden), die durch Spitaloberverwalter Tobisch bewirtschaftet werden und 4971 Tagwerk Wald, der vom Forstamt betreut wird.

Den Grundmauern und den Kreuzgewölben des Erdgeschosses hat der große Brand nichts anhaben können. Diese sind in ausgezeichnetem Zustand erhalten. Im Frühjahr 1974

wurden etwa 18 Meter südlich vom Schmalzturmeck der Volksschule an der Schlossergasse zwei zugemauerte Eingänge aufgebrochen, um hier eine Trafostation einzubauen. Dabei konnte ich folgende Wahrnehmungen machen: Das heutige Schulhaus ist auf den Grundmauern des alten Spitals an den Berghang hingebaut. Der Innenraum des Erdgeschosses an der südlichen Schlossergasse besteht östlich aus mannshohem, steinhartem, grünem Flins, der sich schief der Schlossergasse zu senkt. Dort ist das Grundmaterial lehmiger Sand. Die Hauptmauer an der Seite der Schlossergasse reicht hier 1,75 Meter in den Boden und noch 30 cm in den Bürgersteig hinaus. Es kamen noch Löcher von vermorschten Pfählen zutage, auf die die Mauer anscheinend gesetzt war. Die Mauern bestehen aus besten und tadellos erhaltenen Ziegelsteinen, unten nur ganz wenig durchsetzt mit Tuffsteinen. Da der Flins sich schief der Schlossergasse zu senkt, wurde die westliche Innenseite aufgefüllt. Die inneren Seitenwände laufen im Grund schief ansteigend nach Osten. Die Kellerdecke war deshalb weit oberhalb der Hauptmauer an der Schlossergasse. Der Eingang befand sich von der oberen Hofseite her. Es scheint, daß die Zwischenmauern erst später errichtet worden sind. Auch die unterschiedlichen Gewölbe der Decke weisen darauf hin.

Durch Aufmerksamkeit der Mitarbeiter der Fa. Maurer mit dem tüchtigen Vorarbeiter Schmid konnten beim Ausgraben eine ganze Anzahl Scherben von Tongefäßen gesammelt werden, die bis zu 2 Meter Tiefe im Boden lagen. Von diesen konnte ich 5 Gefäße teilweise wieder zusammensetzen. Nach dem Urteil von Herrn Dr. Dannheimer von der Präh. Staatssammlung München stammt ein Tongefäß vom Ende des 13. Jahrhunderts; ein anderes ist dem Anfang des 14. Jahrhunderts zuzuweisen, also aus der Zeit der ältesten Spitalinsassen. Durch das Entgegenkommen der Präh. Staatssammlung

werden dort die Gefäße ergänzt und dann im Landsberger Museum ausgestellt. So können diese 600-700 Jahre alten Tongefäße als letzte Zeugen künden vom alten Spital an der Schlossergasse.

Anmerkungen:

¹⁾ Meinem Bericht liegen u. a. folgende Aufsätze zugrunde: Landsberger Geschichtsblätter 1949/50 (Adelbert Maier); Landsberger Geschichtsblätter 1929 (Johann Schmidt).

²⁾ Man nannte diesen alten Weg die „Enge Reihe“, auch „Reihe“ und „Schmale Gasse“, die nach der Ueberlieferung dazu gedient haben soll, der Bevölkerung in Notzeiten Deckung zur Flucht zu geben. In Wirklichkeit ist dies sicherlich die älteste Stadtmauer, die vom Schmalzturm weg zum Löwenbergerl bei der Stadtpfarrkirche führte. Diese östliche Stadtmauer besteht in ihrem Grundaufbau aus Nagelfluhquadern, die im nördlichen Teil bis zu 1,40 Meter Höhe sichtbar ist. Auf diese Grundmauer sind tadellos erhaltene Ziegelsteine gesetzt. Der Innenraum dieser 1,50 Meter starken Mauer ist mit Kieselsteinen ausgefüllt (wie damals allgemein üblich) die, in heißen Kalk gelegt, gute Haltbarkeit gaben. Die „Enge Reihe“ war der Wehrgang dieser ältesten Stadtmauer, der durch einen gut erhaltenen Turm mit Pultdach führte. Auch der überaus hohe schmale Durchgang durch den Turm spricht dafür, daß hier der Wehrgang durchführte. Schießscharten an der Mauer und im Turm und Balkenlöcher, teilweise mit noch erhaltenen Balkenresten, beweisen, daß hier Stadtmauer und Wehrgang verliefen. Mauer und Turm müßten Ende des 13. Jahrhunderts erbaut worden sein. Die Schlos-

sergasse war in früherer Zeit der Stadtgraben. Erst mit dessen Zufüllen (wohl anfangs des 15. Jahrhundert) können die sieben Häuser der Schlos-sergasse (Haus-Nr. 183—185b) an die Stadtmauer angebaut worden sein. Nach dem Häu-sereck gegenüber dem Eingang zum Stadttheater kommt die alte Stadtmauer mit der dicken Ostmauer wieder zur Straße heraus (Haus-Nr. 384—383b—383a) an deren Ende später (1404) der Löwenturm erbaut wurde. Da schon im Jahre 1349 das hohe und lange Gebäude des Spitals vor die Nase der Stadtmauer gestellt wurde, mußte an dieser Stelle die Stadtmauer um diese Zeit an einer nicht mehr feststellbaren Stelle nach Osten verlegt worden sein.

³⁾ Dieses Haus unterliegt gegenwärtig einem Umbau.

⁴⁾ Ein bayer. Schuh=29,2 cm: ein Fuß=29 cm.

⁵⁾ Das alte Wittmann-Haus neben dem Schmalzturm reichte in Verlängerung der Mauer der „Engen Reihe“ vor dem Spitalbrand gut zwei Meter in den Hauptplatz hinein, wohl weil die hervortretende Stelle früher Wehrgang war. Dieses Haus hatte beim Spitalbrand sehr gelitten. Verkohlte Balken ragten in den Dachstuhl hinein. Die Stadt kaufte das Haus und brach es ab. Wittman erhielt dafür Haus-Nr. 3. Das wiederaufgebaute Haus verlief nun in einer Linie mit dem Schmalzturm. Dabei wurde ein Fußgängerdurchgang eingebaut, der bis zum Bau der Neuen Bergstraße (1936) bestand. Um diese Zeit kam Familie Wittmann wieder in den Besitz der alten Heimstätte.

⁶⁾ Die Freiwillige Feuerwehr, damals Turner-Feuerwehr genannt, wurde gegründet am 14. August 1861.

⁷⁾ Der „Wimmer-Naz“, früher Trompeter im 7. Jägerbataillon, ritt im gestreckten Galopp nach Kaufering und holte die dortige Feuerwehr zur Hilfe. Dafür schenkte ihm der Spitalpfleger ein Gemälde vom heiligen Peter Canisius, der siebenmal in Landsberg im Gymnasium der Jesuiten am Vorderen Anger weilte. Dieses Gemälde, das aus dem brennenden Spital gerettet wurde, befindet sich im Nachlaß der jüngst verstorbenen „Wimmer-Marie“ und ist jetzt wieder im Besitz des Spitals.

⁸⁾ Beide wohnten Bergstr. 18.

^{8a)} Das Innere der Spitalkirche war zwar durch die Löscharbeiten sehr beschädigt, aber nicht ausgebrannt. Sie wurde noch im selben Jahre abgerissen. Geblieben sind die Toten des alten Friedhöflein am Spitalplatz. Eine gotische, sitzende Madonnenfigur kam in die Sakristei der Pfarrkirche. Die schöne marmorne Brun-nenschale des Giglbrunnens an der Alten Bergstraße diente der Spitalkirche als Weihwas-serkessel. Zwei große Altar-bilder der Seitenaltäre, dar-unter das Wandgemälde der Stadt Landsberg vom Jahre 1600, das nun im Gang des jetzigen Heilig-Geist-Spitals hängt, rettete der letzte Mes-ner, Hofer, der dann auch der erste Hausmeister der neuer-bauten Knabenschule wurde. Dafür bekam er einige Schnit-zereien von der Spitalverwal-tung geschenkt. Diese Familie Hofer soll von einer Neben-linie des Tiroler Freiheitshel-den Andreas Hofer abstammen.

⁹⁾ Um diese Zeit wurden an dieser Stelle die Gräben und Schanzen vor der Stadtmauer eingeebnet.

(Siehe Abbildungen 19—23 im Bildanhang).

Schwedische Schüssel

Wenige Wochen vor dem Ableben erzählte mir das 91-jährige, geistig noch sehr rüstige Fräulein Fanny Polly, Klösterl 71 a, daß sie eine sogenannte „schwedische Schüssel“ besitze, die seit Großmutterns Zeiten wie ein Heiligtum in der Familie verehrt wurde und die Kinder nicht einmal berühren durften. Nach alter Familienüberlieferung haben die Schweden im 30jährigen Kriege, die in einem Stadl im Klösterl kampierten, bei ei-

nem eiligen Aufbruch die Schüssel liegen lassen. Die große Schüssel ist an der Oberfläche grünlich lasiert und abgenützt und hat an der Unterseite irdenen Ton. Auf mein Ersuchen hat das Kloster St. Ottilien als Erbin des Nachlasses von Fräulein Polly freundlicherweise diese Schüssel mit einigen anderen Gegenständen dem Landsberger Museum als Leihgabe zur Verfügung gestellt.

Eduard Pflanz

Burgkapelle Haltenberg

Die einstige Burgkapelle Haltenberg ist ein einziges Schuttfeld, seitdem das Gewölbe und die westliche Giebelmauer vor einigen Jahren eingestürzt sind. An eine Wiederherstellung ist wohl nicht mehr zu denken, doch wäre eine Sicherung der noch stehenden Außenmauern im Zusammenhang mit der Konservierung der Burgruine Haltenberg ohne allzu großen Aufwand durchzuführen.

Wie die Burgkapelle St. Erasmus ehemals ausgesehen hat, ist uns durch ihre Inventarisierung in den „Kunstdenkmäler des Königreiches Bayern“ Band I (1895) überliefert (Seite 529): „Kapelle S. Erasmus. Das Lang-

haus gotisch aus dem 15. Jahrhundert, der Chor aus dem 17. Jahrhundert. Das Langhaus hat zwei Joche mit einfachen Kreuzrippengewölben, deren Rippen auf Kragsteinen ruhen. Der Chor umfaßt fünf Seiten des Achtecks; Gewölbe auf Gesimskonsolen. Gute Stuckdekoration. Dachreiter auf dem Westgiebel. In der Kapelle bemalte Holzfigur eines hl. Bischofs, Höhe 78 cm, um 1500.“

Durch die Verwitterung der freiliegenden Innenwände kommen unter einer Putzschicht Reste gotischer Fresken zutage. Sie sind jedoch so gut wie zerstört.

Dr. Fried

(s. Abb. 32).

Vor 100 Jahren

VON
Erich Tomsche

Alarm, verbunden mit einer nervösen Spannung in den Amtsstuben der Landsberger Stadtverwaltung, Alarm aber auch beim überstürzt gebildeten örtlichen Gesundheitsrat. Es war genau vor einhundert Jahren, im August 1873, daß sich aus Wien, Dresden und anderen deutschen Städten kommend die Cholera auch in Bayern ausdehnte. Würzburg war in diesem August des Jahres 1873 schon hart betroffen, in der Landeshauptstadt München registrierte man bereits fünfzehn Cholera-Fälle, darunter acht mit tödlichem Ausgang. In der Stadt Landsberg werden von der Verwaltung und dem schnell gebildeten Gesundheitsrat Aufrufe erlassen, Hinweise und Verhaltensmaßregeln veröffentlicht. Zugleich allerdings wird strengstens gewarnt vor dem Gebrauch sogenannter Geheimmittel gegen Cholera „und aller Pfuschiereien“. Sprunghaft stieg der Verbrauch von Desinfektionsmitteln. Angewendet wurden damals Eisenvitriol, Carbolsäure und Desinfektionspulver.

Nach den uns zugänglichen Materialien aus Archiven der Landsberger Verlagsanstalt („Landsberger Wochenblatt für den Bezirksamtssprengel Landsberg“) scheint die Stadt und ihre Bevölkerung in diesen Monaten August und September 1873 von der Cholera-Epidemie nicht hart getroffen worden zu sein. Die Lage wurde später bedeutend ernster.

Die Stadt Landsberg — es amtierte damals Bürgermeister Arnold — hatte „zum Andenken an die im Kriege gegen Frankreich in den Jahren 1870/71 gefallenen Angehörigen der Stadt Landsberg und des königlichen VII. Jäger-Bataillons“ ein Denkmal gestiftet. Die feierliche Enthüllung dieses Kriegerdenkmals am Paradeplatz (heute Georg-Hellmair-Platz) erfolgte genau am 12. Oktober 1873, also vor einhundert Jahren. Natürlich war der Paradeplatz aus Anlaß dieser Enthüllungsfeier der Bedeutung dieser Zeremonie entsprechend geschmückt, als morgens um 6 Uhr bereits zehn Kanonensalven abgefeuert wurden. Um 9.30 Uhr formierte sich zwischen Marienapotheke und Rathaus der offizielle Festzug mit den ebenso offiziellen Gästen dieser Feier, darunter natürlich die Garnison, sämtliche Vereine und Organisationen, Festjungfrauen sowie die Mitglieder des amtierenden Magistrats mit Bürgermeister Arnold.

Glockengeläut und Kanonensalven

„Der Zug bewegte sich vom Rathaus ab unter Glockengeläut und Kanonensalven“ in die Stadtpfarrkirche Maria Himmelfahrt, wo der Militärgottesdienst stattfand. Darnach konnte die Enthüllung des Landsberger Kriegerdenkmals am Paradeplatz stattfinden. Der Tag klang aus mit einem Empfang für Offiziere, königliche Beamte, Geistliche, Honoratioren und Mitglieder der beiden städtischen Collegien in den Gastlokalitäten des Herrn Weber. Es sei also an dieser Stelle nochmals vorsorglich darauf hingewiesen: Am 12. Oktober dieses Jahres 1973 sind es einhundert Jahre, daß in der Stadt Landsberg das erste Kriegerdenkmal enthüllt wurde und zwar auf dem heutigen Georg-Hellmair-Platz vor der Stadtpfarrkirche Maria Himmelfahrt.

Streit um Reichstags-Wählerlisten

Vor einhundert Jahren, im Herbst des Jahres 1873, erfolgten die Vorbereitungen für die Wahlen zum Reichstag. Durch kaiserliche Verordnung ist als Termin dieser Reichstagswahl dann der 10. Januar 1874 festgesetzt worden. Aus gegebener Veranlassung mußte mit allem Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß jeder Deutsche, welcher das 25. Lebensjahr überschritten hat, „gleichviel ob er selbständig ist, Steuer bezahlt, in der Gemeinde beheimatet ist oder nicht, wahlberechtigt und daher in die Wählerliste aufzunehmen ist“. Was war passiert? In einigen Gemeinden hatte man bei kritischer Durchsicht der Wählerlisten — offenbar kannte man seine Pappenheimer — festgestellt, daß man einfach ledige Dienstboten — so die damalige Bezeichnung — aber auch manche andere, die längst das 25. Lebensjahr überschritten hatten, bewußt übersah und nicht in diese Wählerliste aufnahm. Natürlich mit Absicht. Um nun eine zusätzliche Kontrolle zu schaffen, mußten die Wählerlisten — wie übrigens heute auch — öffentlich ausgelegt werden. Innerhalb dieser Auslegungszeit hatte jeder das Recht, in diese Liste Einblick zu nehmen beziehungsweise Ergänzungen zu verlangen. Obendrein klopfte man den Gemeinden auf die Finger.

Vornehmer gehts nicht mehr

Vielleicht im Ueberschwange der Gefühle, nun auch die rein persönliche Stimme zur Wahl des deutschen Reichstages abgeben zu können, machte sich nachts permanent ein Landsberger auf dem Landsberger Hauptplatz mit unerbetenen gesanglichen Darbietungen bemerkbar, die schließlich sogar in einen handfesten nächtlichen Krach ausarteten. Damals griff man allerdings nicht zum Telefon, um die Beamten der Polizei zu verständigen. Der sich besonders nachhaltig belästigt fühlende Hauptplatzbewohner gab vielmehr im „Landsberger Wochenblatt“ eine Anzeige folgenden Inhalts auf: „Frage: Scheint es der menschlichen Humanität in Anbetracht der nächtlichen Ruhestörung nicht geboten, jenem schönen Gesang ein Ende zu machen. Ein Platz-Bewohner.“ Also Hut ab, vornehmer geht's wirklich nicht mehr! Einhundert Jahre später werden in derartigen Situationen ganz andere und zu-

dem äußerst kräftige Ausdrücke verwendet, die keinen Zweifel mehr daran lassen, wie sie gemeint sind. Jetzt erhebt sich freilich die Frage, ob das nun ein Fortschritt ist nach einhundert Jahren oder aber nicht? Das Urteil überlassen wir unseren Lesern.

Zwanziger und Zehner aus purem Gold

Ebenfalls im August vor einhundert Jahren wurde das Reichsmünzgesetz neu publiziert. Danach gab es innerhalb des Deutschen Reiches elf verschiedene Hartgeldsorten: Aus purem Gold 20-Mark- und 10-Mark-Stücke; aus Silber 5 Mark, 2 Mark, 1 Mark, $\frac{1}{2}$ Mark und $\frac{1}{6}$ Mark; außerdem zwei Nickel- und zwei Kupferwerte. Nach heutigen bankmäßigen Usancen unglaublich, daß damals vor einhundert Jahren ein Landsberger Geldinstitut Hartgeld praktisch „meistbietend verscheuerte“. In dem Angebot, das vor einhundert Jahren durch ein Landsberger Bankhaus herausgegeben worden ist, heißt es: Einige tausend Gulden, Sechser und Groschen (rolliert) haben wir auf Lager. Wir geben solche bei Abnahme von größeren Posten unter Pari ab, soweit der Vorrat reicht.“ Also ein heißer Tip für die Banken, sich mit besonders preisgünstigen Bargeld-Sonderangeboten zu ebenso günstigen Rabattpreisen jeweils am Sommer- und Winterschlußverkauf zu beteiligen. Warum war das nur in der sogenannten „guten alten Zeit“ möglich?

Vom Ministerium des Krieges

Aber gleich eine kalte Dusche: Beim königlichen Staatsministerium des Krieges (heute sagt man „Verteidigungsministerium“) häuften sich direkte Eingaben von seiten der Reservisten und Landwehrmänner mit der „untertänigsten Bitte“ um Zurückstellung von Uebungen oder um Unterstützung der Familien während der Uebungen zu erreichen. Das Ministerium des Krieges wies darauf hin, daß solche „direkte“ Eingaben an höchste Instanzen nicht statthaft sind und die Umgehung des vorgeschriebenen Dienstweges den Gesuchstellern Strafe statt Berücksichtigung einbringen könnten. Uebri-gens: Einen staatlichen Fond zur Unterstützung von Reservisten während der Ableistung von Uebungen gab es damals nicht.

Weil vergibt 1460 Gulden

Aber kehren wir noch einmal zurück zum Geld. Die Gemeinde Weil zum Beispiel wußte damals nicht wohin mit ihrem Geld und gab öffentlich bekannt: „Weil vergibt Geld und zwar 1000 Gulden zu fünf Prozent aus der Wohltätigkeitsstiftung Weil und 460 Gulden zu fünf Prozent aus der Unterrichtsstiftung auf sichere Hypotheken.“ Die andere Seite der Medaille: Da wird vor einhundert Jahren im „Landsberger Wochenblatt“ inseriert: „Ein Messer wurde verloren. Dem Finder bei Rückgabe gute Belohnung“ und gleich daneben: „Eine Meer-schaum-Zigarrenspitze gefunden. Bitte um Abholung...“

Revolution - Räte - Freikorps Landsberg 1918/19

Von Anton Lichtenstern

- I. Vorbemerkung*
- II. Kriegswirtschaft und Friedenshoffnung*
- III. Die Novemberrevolution*
- IV. Die Ereignisse bis zur Ausrufung der Räterepublik*
- V. Die Arbeit der Räte*
- VI. Die Ortswehr und das Freikorps Landsberg*
- VII. Die Zeit der Räterepublik*
- VIII. Schlußbemerkung*

I. Vorbemerkung

Das Ende des ersten Weltkrieges führte überall im Deutschen Reich zu revolutionären Ereignissen. Die alten Dynastien stürzten, die Regierungen mußten zurücktreten, das Volk hoffte auf einen Neuanfang aus eigener Kraft oder befürchtete, nach dem Krieg nun auch noch den gewohnten Staat und die von ihm garantierte Ordnung zu verlieren. Die geschichtlich bedeutsamen Entscheidungen fielen in den großen Städten, in Berlin oder in München. In den letzten Jahren sind zu diesem Thema eine Reihe von Büchern und Aufsätzen erschienen.

Die Bevölkerung der Provinzstädte und der Landgemeinden stand den unerwartet hereinbrechenden Veränderungen zunächst wohl eher ablehnend, aber auch passiv gegenüber. Trotzdem, oder vielleicht gerade deswegen, ist es sicherlich von Interesse, sich auch einmal mit den Ereignissen der Revolutionszeit in diesen Gebieten zu befassen, um die Hintergründe und Motive des Verhaltens dieses zahlenmäßig sehr erheblichen Bevölkerungsteiles zu verstehen. Um zu dieser Frage einen kleinen Beitrag zu leisten, sollen in der vorliegenden Arbeit die Ereignisse der Revolu-

tionszeit im Landsberger Bereich nachgezeichnet werden. Der Darstellung liegen als Quellen Zeitungsartikel des Oberbayerischen Generalanzeigers — Landsberger Tageszeitung, des Landsberger Tagblattes, des Landsberger Volksblattes und die Akten des Stadtarchivs zugrunde (Sitzungsprotokolle der Räte — nur November/Dezember 1918 —, Schriftverkehr der Räte und der Stadt, Plakate u. a.). Die Beschränkung auf diese sicher nicht vollständigen Unterlagen führt dazu, daß nicht alle Aspekte in einem ausgewogenen Verhältnis berücksichtigt werden können. Der Aufsatz will deshalb nicht mehr sein als der Versuch, einen Ueberblick darüber zu geben, was sich in und um Landsberg vom November 1918 bis Mai 1919 abgespielt hat. Die teilweise chronologische, teilweise thematische Darstellung bringt einige Ueberschneidungen mit sich, die aber, wie ich hoffe, durch eine größere Uebersichtlichkeit und Anschaulichkeit ausgeglichen werden.

II. Kriegswirtschaft und Friedenshoffnung

Von der Begeisterung für den Krieg, die 1914 fast das ganze deutsche Volk mitgerissen hatte, war im Herbst 1918 nichts mehr übriggeblieben. Die Lebensmittelknappheit brachte den Bewohnern der Städte Rationierung und Hunger, den Bauern immer neue Bedrückungen durch Ablieferungsbestimmungen. Am 28. September 1918 veröffentlicht der Magistrat der Stadt Landsberg die Bekanntmachung einer Bundesratsverordnung vom 18. Juli 1918, in der es unter anderem heißt, daß alle Kartoffeln abgeliefert werden müssen außer dem Eigenbedarf, der auf 1½ Pfund pro Person und Tag festgelegt ist. Am 1. Oktober werden zwei fleischlose Wo-

chen angekündigt. Am 2. Oktober berichtet die Landsberger Tageszeitung über die Festnahme eines Schleichhändlers am Bahnhof in Buchloe, der ein Kalb versteckt hatte, wobei Reisende und Soldaten gegen den Polizisten tätlich vorgingen. Ein solches Ereignis zeigt deutlich die jahrelang aufgestaute Mißstimmung im Volk, die der Polizist als Vertreter des Staates zu spüren bekam; des Staates, der für Krieg und Not verantwortlich gemacht wurde. Man half sich gegen die Bürokratie, so gut es ging; der Schwarzhandel blühte.

In der gleichen Nummer, in der über den Buchloer Vorfall berichtet wird, findet man Meldungen über einen Fall in Simbach, wo im Bauch eines geschlachteten Schafes „ein Schinken und 6 kg Geselchtes“ entdeckt wurden, und über einen Mann in Mörsch (Pfalz), der mit einem Leichenwagen Kartoffeln hausierte. In einer Bauernversammlung in Hagenheim wird darüber Klage geführt, daß die Fleischration zu gering sei und daß die Landbewohner ihr Fleisch aus der Stadt beziehen müßten (OG 10. 10. 1918). Am 11. Oktober heißt es im „LT“: „Da in Landsberg die Ernährungsverhältnisse immer schwieriger werden, hat der Magistrat beschlossen, in Zukunft jeden Aufenthalt von Fremden über eine Woche hinaus zu untersagen.“ Und weiter: „Das Einmieten fremder Personen bei Selbstversorgern ist nicht gestattet.“ Am 14. Oktober wird die Milchausgabe wegen der langen Wartezeiten geregelt: Vormittags erhalten die Familien mit den Anfangsbuchstaben A—K ihre Ration, abends die mit L—Z. Die Volksküche Landsberg, seit Dezember 1916 in Betrieb, gab 1917 über 45 000 und 1918 fast 70 000 Mittagessen aus (OG vom 21. 2. 1919).

Zu diesen zunehmenden täglichen Schwierigkeiten kam bei vielen Menschen das Bewußtsein der aussichtslosen Lage an der Front, das sich trotz der offiziellen Propaganda immer mehr verbreitete, und in nicht wenigen Familien die bittere Erfah-

rung des Todes eines Angehörigen. Jeden Tag veröffentlichten die Zeitungen lange Listen mit den Namen gefallener Soldaten.

So wird bei vielen Menschen die Ablehnung des Krieges und die Hoffnung auf Frieden immer stärker geworden sein. Als Hinweis darauf könnte die Meldung vom 15. Oktober (OG) verstanden werden, daß seit einigen Tagen in Landsberg Gerüchte über einen bevorstehenden Waffenstillstand kursierten. Ein „Aufruf hiesiger Männer und Frauen aus allen Ständen“ zur Besonnenheit (OG vom 1. 11.) läßt noch deutlicher die Unruhe und die Mißstimmung vieler Menschen spürbar werden. Der Aufruf ist wohl ein Versuch, die durch die Meuterei der Hochseeflotte in Wilhelmshaven (29. 10.) zugespitzte Situation unter Kontrolle zu behalten. Es gibt allerdings keinen Hinweis darauf, daß die sich in dem Aufruf zeigende Furcht vor revolutionären Akten im Landsberger Raum begründet gewesen ist.

III. Die Novemberrevolution

Bayern war der erste Bundesstaat des Deutschen Reiches, in dem die Revolution zum Durchbruch gelangte. Kurt Eisner, der Führer der USP, die sich 1917 von der SPD abgespalten hatte, überrumpelte in der Nacht vom 7. und 8. November 1918 im Anschluß an eine große Friedenskundgebung auf der Theresienwiese mit kaum 1000 Anhängern in einem genau geplanten Schlag die Organe des längst verunsicherten Staates: Bayern war über Nacht Republik geworden, der König entband Offiziere und Beamte von ihrem Treueeid und floh nach Tirol, die Beamten unterstellten sich der neuen Führung.

Die Landsberger lasen die sensationelle Meldung als „Letzte Nachricht“ am 8. November in der Zeitung (OG), in der gleichen Nummer warnte der Leitartikel noch vor der drohenden Revolution, die in allen Bundesstaaten von der USP vorbereitet werde: „Deutsches Volk, sei auf deiner Huth!“, denn den Bauern und Bür-

gern drohe Enteignung, dem Arbeiter bringe die Zerstörung der Industrie Verelendung. Die Zeitung des nächsten Tages wiederholt diese Warnungen nicht, sie bringt nur ausführliche Berichte über die Revolution in München und über den Waffenstillstand an der Westfront.

Am 9. November wurden in Landsberg, wie in vielen Provinzstädten in Bayern (zum Beispiel Ingolstadt, Rosenheim, Augsburg, Kempten), nach dem Vorbild der Großstädte Arbeiter- und Soldatenräte gebildet. Die Zeitung berichtet, daß die „Umwälzungen in aller Ruhe“ vor sich gegangen seien (OG vom 12. 11.). Die Uebernahme der Garnison leitete Kanonier Franz Cronauer, Mitglied des Soldatenrates in München. (Cronauer war noch in den letzten Tagen der Räterepublik Ende April 1919 Mitglied des Zentralrates in München). Major Muschi behielt nach dem Willen der Soldaten das Kommando über die Ersatzabteilung des 9. Feld-Art.-Regimentes. Abends um 7 Uhr durchfuhr ein Wagen die Stadt, von dem aus nach „vorhergehendem Trompetensignal“ bekanntgegeben wurde, daß die Gerüchte von einer bevorstehenden nächtlichen Demonstration unwahr seien“ (OG v. 12. 11.).

In der Nacht kontrollierten Militärstreifen die Straßen der Stadt. Die Aufregung dieses 9. November wird aus den im Stadtarchiv erhaltenen Notizen über die Anordnungen des Soldatenrates Cronauer spürbar: „Herr Cronauer, Mitglied des Soldatenrates, erklärt: Ich höre haarsträubende Geschichten über die für heute gefaßten Pläne . . . Ordnung muß sein. Deshalb ordne ich an, daß alle Wirtschaften um 9 Uhr geschlossen werden müssen und daß alle Zivilpersonen von 9 Uhr ab zu Hause sein müssen . . . Das Militär wird in den Kasernen zurückgehalten . . . Mit der Jugend sehr scharf verfahren und sofort in Polizeiarrest . . .“ Cronauer verfügte weiter, daß die Schutzleute sofort den bayerischen Löwen von ihren Mützen entfernen mußten, alle Telegramme der Zensur des Solda-

tenrates unterstanden und Bahnreisen beschränkt und scharf kontrolliert wurden. Für alle Fremden wurde eine Anmeldepflicht eingeführt.

Am nächsten Tag, einem Sonntag, fand nachmittags um 4 Uhr eine Volksversammlung auf dem Hauptplatz statt. Schon um 3 Uhr „belagerten Tausende von Menschen den Hauptplatz“ (OG vom 12. 11.). Bürgermeister Dr. Strasser eröffnete die Versammlung. Er forderte die Bevölkerung auf, sich der neuen Regierung zu beugen, alle sollten zusammenarbeiten, um Ordnung und Lebensmittelversorgung zu gewährleisten. Er kündigte die Gründung eines Bürgerrates und eines Bauernrates nach der Versammlung an.

Der Soldatenrat Cronauer erläuterte die Ziele der Revolution: „Wir wollten die preußische Militärmacht niederreißen, wir sagten uns, es muß ein Ende nehmen mit dem Bürokratismus, mit der Schreibung, mit der Kanzlerwechslerei; es muß der Friede kommen.“ Er griff den „Großkapitalismus“ und die „Kriegswucherer“ an. Dann sprachen zwei Vertreter der Arbeiter, der Arbeiterrat Adrian setzte sich für die vertrauensvolle Zusammenarbeit mit den Bürgern ein. Major Muschi erhielt lebhaften Beifall, als er versicherte, daß die Soldaten die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung garantierten. Nach der Versammlung wurden im Zederbräu die Räte der Bürger und der Bauern gebildet.

Die Konstituierung des Bürgerrates ist insofern von Bedeutung, weil dadurch die Schicht, gegen die sich die Revolution nach Meinung ihrer Anführer richtete, auf diese Weise eine Mitsprachemöglichkeit sicherte. Die Gründung des Bürgerrates in Landsberg ist ein Beispiel dafür, daß es in der Provinz den Gegnern der Revolution nicht selten zunächst gelang, sich der Werkzeuge der Revolution, der Räte, zu bedienen. (Siehe auch V — Bürgerrat). Dies zeigt deutlich das Protokoll der ersten gemeinsamen Sitzung der vier Räte, die am Abend des gleichen Tages stattfand.

Die Leitung hatte als Vertreter des Bürgerrates Bürgermeister Dr. Strasser, der auch maßgeblich den Verlauf der Sitzung beeinflusste. Auf seine Anregung hin wurde ein geschäftsführender Ausschuss gegründet, dem je zwei Mitglieder der vier Räte angehörten. Ebenfalls auf Dr. Straßer geht die Abgrenzung der Kompetenzen der vier Räte zurück. Der Arbeiterrat war zuständig für soziale Fragen, der Bauernrat für die Ablieferung von Lebensmitteln „und alles, was die Bauern sonst angeht“, der Bürgerrat für die Lebensmittelversorgung und das Polizeiwesen, der Soldatenrat für das Militär und für Post und Eisenbahn.

Ein von Dr. Strasser verfaßter Aufruf an die Bevölkerung wurde mit kleinen Änderungen angenommen. Er wurde noch in der gleichen Nacht von den Räten in die Druckerei gebracht und schon am frühen Morgen plakatiert. Sein Hauptanliegen ist die Sicherung von „Ruhe und Ordnung“ in Landsberg.

„Eine neue Zeit ist hereingebrochen . . . Auch in der Stadt Landsberg ist die neue Bewegung mächtig zum Durchbruch gekommen. Ein Rat der Soldaten, ein Rat der Arbeiter wurde gegründet; die Mitglieder wurden von den Standesgenossen frei gewählt. Auch die Bürgerschaft und die Bauernschaft der Stadt hat sich zusammengeschlossen . . .“ (OG vom 11. 11. 18). Als „Grundgesetze“ werden verkündet: Die Sicherheit der Personen und des Eigentums. Die Störung der „öffentlichen Ruhe“ wird „aufs schwerste“ mit Strafe bedroht; die Krieganleihen werden anerkannt; die kirchliche Betätigung bleibt frei; die Behörden sollen weiterarbeiten; freie Meinungsäußerung wird garantiert; die endgültige Bestimmung der Staatsform wird Aufgabe der „in kürzester Frist“ zu wählenden Nationalversammlung sein.

Den Aufruf haben unterzeichnet: für den Arbeiterrat Adrian Ludwig, Schlosser, für den Bauernrat Strobl Franz, Gutsbesitzer, für den Bürgerrat Dr. Strasser, Bürgermeister, und

für den Soldatenrat Leutnant Wiewels.

Der Aufruf zeigt deutlich, in welche Richtungen die Befürchtungen eines Großteils der Bevölkerung gingen. Die Situation war verworren, die weitere Entwicklung unsicher. Die Landsberger Räte sahen ihre Aufgabe nicht darin, die Revolution voranzutreiben, sondern sie versuchten, die Sicherheit der Bevölkerung zu garantieren und die Verhältnisse zu stabilisieren. Daß sie dabei Garantien abgaben, die weit über ihre Möglichkeiten hinausgingen, ist ein weiteres Beispiel für die allgemeine Konfusion.

Einen großen Raum in der Sitzung vom 10. November nahmen die Diskussionen über Wucher bei Lebensmittelpreisen und besonders bei den Tabakpreisen ein. Zu einem letzten Höhepunkt kam es, als der Soldatenrat Cronauer die Bedingungen des Waffenstillstandes mitteilte und in diesem Zusammenhang berichtete, daß ein bayerischer Sonderfrieden mit günstigeren Bedingungen zu erwarten sei. Dies bezieht sich offensichtlich auf den am selben Tag (10. 11.) in München veröffentlichten Appell der Regierung Eisner „An die Regierungen und Völker Amerikas, Frankreichs, Englands und Italiens! An das Proletariat aller Länder!“ (siehe Mitchell, S. 110 ff). Dieser Appell ist der Beginn des im ganzen mißlungenen Versuches Eisners zu einer eigenen bayerischen Außenpolitik, von der er sich Vorteile für Bayern und damit eine breitere Basis für seine Regierung erhoffte. In der Landsberger Räteversammlung wurde dieser Absicht der Eisnerrede „von allen Seiten“ scharf widersprochen, die Vertreter aller vier Räte unterzeichneten das Protesttelegramm an das Aeußere Ministerium München, das noch in derselben Nacht um 2.35 Uhr abgeschickt wurde:

„Aeußeres Ministerium Landtag München

Die vereinigten Räte der Arbeiter, Bauern, Bürger, Soldaten der Stadt Landsberg haben Waffenstillstands-

bedingungen vernommen. Sie übernehmen lieber schwerste Lasten als daß sie sich von den deutschen Brüdern trennen. Lieber Not als die Ehre verlieren. Wir erheben gegen Sonderfrieden schärfsten Einspruch. Ersuchen Rückantwort.

Adrian, Strobl, Straßer, Wiewels“.

Dieses Telegramm, das nicht beantwortet wurde, und durch das die Landsberger Räte nach der ereignisreichen Nachtsitzung Einfluß auf die große Politik zu nehmen suchten, führte später zu einem fast komödienthaften Nachspiel. In der Nacht war versäumt worden, die 4 Mark 25 Pfennige Telegrammgebühren zu bezahlen. Diese Schuld war im Jahre 1919 der Anlaß zu einem ausgedehnten Schriftwechsel zwischen der Post, dem Magistrat, dem Soldatenrat Landsberg und verschiedenen Ministerien. Ein „Gutachten zum Gutachten“ wurde erstellt, das Ministerium für militärische Angelegenheiten lehnte die Bezahlung ab, weil das Telegramm nicht im „militärdienstlichen Interesse notwendig“ gewesen sei. Schließlich übernahm der Magistrat die Kosten (30. 9. 1919).

Die allgemeine Stimmung in Landsberg während der ersten Tage der Revolution war wohl vor allem durch Angst und Unsicherheit gekennzeichnet, von revolutionären Antrieben ist wenig zu spüren. Dies beweisen fast alle erhaltenen Äußerungen, in deren Mittelpunkt immer wieder die „Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung“ steht. Auch der Münchener Soldatenrat Cronauer macht hier keine Ausnahme, wie seine Anordnungen vom 9. November zeigen. Allerdings gibt er als einziger dem sicher weitverbreiteten Unwillen über die vielfältigen, durch den Krieg bedingten Mißstände deutlich Ausdruck.

Die Revolution wird hingenommen, man stellt sich auf die neuen Verhältnisse ein, aber man tut auch nichts gegen die Revolution: Die alte Regierung hat nach vier Jahren Krieg keine spontane Parteinahme zu erwarten. Sicher gab es auch in Lands-

berg eine Vielfalt von Meinungen, von Begeisterung für die Revolution bis hin zu entschiedener Ablehnung. Wichtiger scheint aber das fast allen gemeinsame Gefühl, einer unsicheren Zukunft entgegenzugehen, gewesen zu sein, denn dieses Gefühl bestimmt weitgehend alle Maßnahmen.

Als Beispiel für die Beurteilung der Revolution durch das Bürgertum einige Sätze aus einem Leitartikel des OG vom 12. November: „Die Revolution ist glücklicherweise nicht die Revolution geworden, die wir ordnungsliebende Bürger alle gefürchtet haben, nicht die Revolution des Bolschewismus . . . Nicht daß wir, die wir zeitlebens Monarchisten und Legitimisten waren, uns mit fliegenden Fahnen auf den Boden der revolutionären Umwälzung stellen könnten . . . nein, aber gerne erkennen wir den im allgemeinen unblutigen und geordneten Charakter der Umwälzung an . . . Der Versuch, die revolutionären Umwälzungen dieser Tage wieder ungeschehen zu machen, erscheint uns, die wir ihnen ferngestanden, einfach ausgeschlossen . . .“ (wegen des sonst drohenden Bürgerkrieges).

IV. Die Ereignisse bis zur Ausrufung der Räterepublik

Aus den Zeitungsmeldungen der Wochen nach der Revolution zeigt sich deutlich, daß die politische Hochspannung auch in Landsberg weiter anhielt. Gründe dafür sind neben der Unsicherheit über die politische Zukunft die verbreitete Ablehnung der Regierung Eisner auf der einen Seite und der Wille zur Behauptung und Fortführung der revolutionären Politik auf der Seite von Eisners Anhängern. Dazu kam der bald einsetzende Wahlkampf zur Landtagswahl am 12. Januar 1919 und zur Wahl der Deutschen Nationalversammlung am 19. Januar.

Am 24. November 1918 zog ein Demonstrationzug der SPD mit ca. 150 Teilnehmern, vor allem Soldaten, durch die Stadt, an den sich eine Rede Cronauers anschloß. In einer Zu-

schrift an den OG (27. 11.) wird diese Demonstration heftig kritisiert: Das Absingen der Marseillaise durch die Soldaten zeige, daß sogar das Militär jeden Nationalstolz verloren habe; daß es bei der Revolution nicht zum Blutvergießen gekommen sei, wäre nicht, wie Cronauer behauptet habe, das Verdienst der Revolutionäre, der Grund sei vielmehr, daß „der bayerische Löwe die Schlafmütze“ auf gehabt habe.

Fast täglich enthält der OG scharfe Angriffe auf Eisner und seine Politik, wobei immer wieder die antisemitische und antipreußische Tendenz eine wichtige Rolle spielt. Ein Beispiel: „Solange die Leitung unseres Staates in preußisch-jüdischen Händen ist, kommt das bayerische Volk nicht zur Ruhe. Haben wir denn in Bayern nicht Männer genug, — Blut von unserem Blute — Männer von bayerischer Art und Gesinnung — die geeignet sind, die Geschicke des Landes zu lenken? Warum macht man nicht Herrn Auer zum Ministerpräsidenten, dessen politische Gegner wir zwar sind, der aber einer der unseren ist? Bayern bedankt sich dafür, das Versuchskaninchen für die Regierungskunststücke eines Dilettanten abzugeben.“ (OG vom 30. 11. 1918).

Der Wahlkampf brachte in Landsberg und im Landkreis viele Parteiversammlungen, die meist überfüllt waren und in denen es häufig zu erregten Diskussionen kam. In der Landsberger Gründungsversammlung der in Abtrennung vom Zentrum neugegründeten Bayerischen Volkspartei (BVP) am 1. Dezember 1918 im Süßbräusaal (über 300 spontane Beitritte!) wurde sogar die Lichtleitung durchgeschnitten (LT vom 3. 12.).

Mehrere Versammlungen hielten die SPD und die BVP ab, die BVP zum Beispiel sogar eine eigene Frauenversammlung im Zederbräusaal, von der Männer ausgeschlossen waren (OG vom 7. 1. 1919). Von eigenen Frauenversammlungen wird mehrfach berichtet, sie sind von dem neugeführten Frauenwahlrecht her

zu verstehen. Versammlungen hielten ab auch der Bayerische Bauernbund (BBB), der als einzige Partei außer der USP teilweise mit Eisner zusammenarbeitete, und die liberale DDP. Die BVP hatte eine starke Stütze in der örtlichen Presse, der OG führte sogar vorübergehend den Untertitel „Organ der BVP“ (vom 3. 12. 1918 bis zum 23. 1. 1919). Das „Landsberger Volksblatt“ des BBB, die einzige weitere selbständige Zeitung, hatte dagegen einen schweren Stand und konnte sich nur vorübergehend behaupten.

Das Ergebnis der Wahl vom 12. Januar zeigt, wie überall im Land, die Ablehnung der Partei Eisners, der USP, durch fast die gesamte Bevölkerung (Stadt 0,5 Prozent, Kreis 0,9 Prozent, Bayern 2,5 Prozent). Die BVP ist stärker als im Landesdurchschnitt (Stadt 41,4 Prozent, Kreis 40,4 Prozent, Bayern 35,0 Prozent), die SPD schwächer (Stadt 28,0 Prozent, Kreis 11,7 Prozent, Bayern 33,0 Prozent). Die DDP ist in der Stadt relativ erfolgreich (16,7 Prozent gegen 14,0 Prozent im Landesdurchschnitt). Die größte Abweichung gegenüber dem Landesdurchschnitt ist aber beim BBB zu verzeichnen, der vor allem im südlichen Landkreis eine sehr starke Stellung hatte (Stadt 13,4 Prozent, Kreis 42,6 Prozent, Bayern 9,1 Prozent). Es kann jedoch keine Rede davon sein, daß die Wähler des Bauernbundes damit insgesamt den radikalen, eisnerfreundlichen Kurs der Gruppe um Karl Gandorfer bestätigen. Das wird bewiesen durch viele Berichte über die Forderungen der Bauernräte, die zu einem guten Teil meist auch Vertreter des BBB waren. (siehe unter V — Bauernräte). Das BVP-Organ OG bringt allerdings am 31. Dezember 1918 einen Bericht über eine angebliche Äußerung des BBB-Kandidaten Rauschmeyer aus Pürgen, daß er nicht hinter Auer (SPD), sondern hinter Eisner stehe (ähnlich OG vom 11. 3. 1919). Wie stark die eisnerfreundliche Richtung im BBB in unserer Gegend war, war aus den ver-

wendeten Unterlagen nicht feststellbar.

Die Niederlage der USP machte die Stellung Eisners als Ministerpräsident auf die Dauer unhaltbar. Mit der Frage nach der Bildung einer parlamentarisch abgesicherten Regierung verband sich nun aber in zunehmendem Maß die Frage nach der zukünftigen Rolle der Räte. Eisners Haltung dazu blieb unklar. Mit der Ermordung Eisners am 21. Februar durch den Grafen Arco¹⁾ begann ein neuer Abschnitt in der Reihe der revolutionären Ereignisse; im Rätekongreß in München wurde die Errichtung der Räterepublik gefordert, die von der SPD geführte Regierung Hoffmann (ab 19. März) versuchte sich gegen den Zentralrat durchzusetzen. Unsicherheit verbreitete sich von neuem überall im Land.

Die Ermordung Eisners wurde vom OG (22. Februar 1919) als „fürchterliches Verbrechen“ scharf verurteilt, er selbst wurde als Vertreter einer gewaltlosen Politik gewürdigt. Zu Demonstrationen kam es in Landsberg in diesen Tagen nicht. Vom 24. 2. bis zum 14. 3. erschien der OG als „Nachrichtenblatt des Arbeiter-, Bauern- und Soldatenrates Landsberg, ausgegeben unter Zensur des Arbeiterrates Dr. Eggert, Landsberg“. Die Zensur aller „nichtsozialistischen und nichtbauernbündlerischen Organe“ war vom Zentralrat angeordnet worden. In einer stark besuchten Versammlung, einberufen von den Räten, sprach Dr. Eggert gegen „die Spartakisten“ (LT vom 10. 3.). In diesen Wochen, als in München ständig politische Hochspannung herrschte, war es also in Landsberg ruhig. Die politische Diskussion fand vor allem innerhalb der einzelnen Räte und zwischen diesen statt (siehe V).

¹⁾ Graf Arco wurde 1920 zunächst zum Tod verurteilt, dann wurde die Strafe in „lebenslänglich“ umgewandelt; nach vier Jahren Festungshaft, die er zum Teil in Landsberg verbüßte, wurde er begnadigt. In Landsberg wurde er zeitweilig zur Arbeit im Kloostergut eingesetzt.

V. Die Arbeit der Räte

Die Stellung und damit die Arbeit der Räte war von Anfang an in vieler Hinsicht problematisch. Von den Initiatoren der Revolution gedacht als Instrumente revolutionärer, vom Volk ausgehender Veränderungen, wurden sie nicht selten verstanden als Einrichtungen zur Wahrung berufsständischer Interessen.

Ein Beispiel für eine „revolutionäre“ Einstellung des Arbeiterrates Landsberg ist die strikte Weigerung des Arbeiterrates Dr. Eggert, die Bewaffnung von Bürgern im Rahmen einer Ortswehr zuzulassen. Er forderte, daß nur „freie, organisierte Arbeiter in die Wehr aufgenommen werden“. (22. 2. 1919) — siehe auch unten bei „Arbeiterrat“. Ein Antrag der Landsberger Handwerker, einen besonderen Sitz im Bürgerrat zu erhalten, zeigt die Einschätzung der Räte als einer reinen Interessenvertretung (19. 11. 1918).

Zu diesen unterschiedlichen Einstellungen zu den Aufgaben der Räte kam das Problem der Kompetenzen, für Landsberger Verhältnisse also das Problem des Verhältnisses zum Magistrat als der (anderen) gewählten Vertretung der Bevölkerung. Auf Staatsebene war dies das Problem des Verhältnisses des Zentralrates zum Parlament, das vom November 1918 bis zur Niederschlagung der Räterepublik der Hauptpunkt der politischen Auseinandersetzungen war.

Diese grundsätzlichen Schwierigkeiten wurden in Landsberg nur selten deutlich. Das lag nicht zuletzt an der weithin dominierenden Stellung des Bürgermeisters, aber auch daran, daß wirklich revolutionäre Ansichten hier nur selten vertreten wurden.

Die Räte befaßten sich in ihren Sitzungen, wie die erhaltenen Protokolle zeigen, vor allem mit den konkreten Problemen der Bevölkerung. Zwei Kaufleute mußten sich rechtfertigen, weil sie angeblich Waren zurückgehalten hatten, Anregungen zur Wohnraumbeschaffung wurden erarbeitet und immer wieder ging es

um die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln und um die Arbeitsbeschaffung.

Ein Buchdrucker weigerte sich, einen Artikel zu setzen, der gegen seine politische Ueberzeugung war. Die Argumentation Dr. Strassers hinderte den Arbeiterrat daran, sich auf die Seite des Druckers zu stellen: „Es geht nicht an, daß der Buchdrucker die Pressefreiheit dadurch praktisch aufhebt, daß er die Drucksetzung eines Artikels verweigert.“ (14. 11.).

Ein Forstarbeiter aus Windach beschwerte sich über seinen zu niedrigen Lohn; die Räte erklärten sich als nicht zuständig (14. 11.).

Gelegentlich werden auch allgemeinere Themen behandelt, so wird zum Beispiel am 18. November in der gemeinsamen Sitzung der Räte die Forderung erhoben, ab 1. Dezember in Landsberg den 8-Stunden-Tag einzuführen. Es kommt jedoch in der von Dr. Strasser geleiteten Diskussion zu keiner Einigung und zu keinem Beschluß.

Im folgenden soll nun ein Ueberblick über die einzelnen Räte gegeben werden, wobei gelegentliche Ueberschneidungen unvermeidlich sind.

Der Arbeiterrat

Am 9. November 1918 war in Landsberg der Arbeiter- und Soldatenrat gebildet worden (siehe oben). In einer Volksversammlung am 27. Dezember wurde nach den Richtlinien der Regierung vom 17. Dezember ein neuer Arbeiterrat gewählt. Die von Karl Spanner vorgeschlagene Liste wurde mit großer Mehrheit angenommen. In der Versammlung muß es recht turbulent zugegangen sein. Die Gegner der Liste warfen Spanner vor, das Lokal wäre zu klein und deshalb hätten viele keinen Platz gefunden, auf der Liste stünden nur Sozialdemokraten, Frauen fehlten vollständig, kurz, es wäre keine demokratische Wahl. Eine weitere Verwirrung entstand, als sich zeigte, daß der Arbeiterrat vom 9. November weiterbestand. Bürgermeister Dr. Strasser schrieb am 2. 1. an Karl

Spanner: „Wir empfehlen dringend, daß dieser jeder Ordnung widerstrebende Zustand alsbald beendet wird.“ Die Situation klärte sich, als der Vollzugsrat der Arbeiterräte Bayerns in einem Schreiben vom 10. 1. die Wahl vom 27. 12. anerkannte.

Arbeiterräte entstanden auch in einigen Gemeinden des Landkreises. Der Buchdrucker Hans Müller, Schriftführer des Arbeiterrates Dießen, berichtet in einem handschriftlichen Schreiben an die Räte Landsbergs über die Gründung des Arbeiterrates Dießen am 17. November 1918. Aus dem Schreiben zeigt sich einerseits die Spontanität dieser Gründung — es war keine Aufforderung von „oben“ dazu nötig gewesen — andererseits aber auch die völlige Unsicherheit über den Gebrauch der leichtgewonnenen Macht und das Streben nach ihrer Absicherung durch eine übergeordnete Autorität: „Wir ersuchen um Anregungen und nähere Aufschlüsse . . . Wir ersuchen um . . . Anerkennung des Arbeiterrates“, heißt es in dem Brief. Auch die Antwort aus Landsberg ist bezeichnend (19. 11.): „Irgendwelche näheren Aufschlüsse können wir Ihnen nicht geben, da die Aufgaben . . . von den örtlichen Verhältnissen abhängen. Es wird sich vor allem darum handeln, daß Sie zu den neuen Verhältnissen Stellung nehmen und auf Abhilfe etwa bei Ihnen vorhandener Mängel drängen . . . Wegen Ihrer Anerkennung wollen Sie sich an das Kriegsministerium wenden, da wir glauben, daß dieses zuständig ist.“ Unterzeichnet ist dieses Antwortschreiben von Bürgermeister Dr. Strasser.

Auch in einzelnen Dörfern werden, wenigstens vorübergehend, Arbeiterräte gebildet worden sein. Außer einer Klage auf der Bezirksbauernrattagung am 29. März 1919 in Landsberg über „Uebergriffe des Arbeiterrates Oberfinning“ war darüber nichts zu finden.

Eher eine Kuriosität ist der von München ausgehende Versuch, überall neben den Arbeiterräten eigene

„geistige Arbeiterräte“ zu gründen. Eine Versammlung in Landsberg am 22. Januar hält eine Ortsgruppe für überflüssig, da „geistige Arbeiter“ im Arbeiterrat vertreten seien, der Zentralrat besteht aber in einem Schreiben vom 24. Januar auf der „Wahl der geistigen Arbeiterräte“. Am 3. Februar verspricht Dr. Strasser in München, „bei Gelegenheit eine neuerliche Versammlung zwecks Gründung einer Ortsgruppe“ einzuberufen, wobei es dann bleibt; wieder ein Beispiel, wie es Bürgermeister Dr. Strasser verstand, mit den gegebenen Verhältnissen fertig zu werden.

Der Arbeiterrat Landsberg hielt Sitzungen ab, die sich mit aktuellen Problemen in der Stadt und mit der politischen Entwicklung in Bayern befaßten. Auf wiederholte Forderungen hin erreichte es der Arbeiterrat, daß ein Mitglied zu allen Magistrats-sitzungen eingeladen wurde (Schreiben vom 15. 1.), was aber kein Mitspracherecht bedeutete.

Am 8. Februar faßte der Soldaten-, Arbeiter- und Bauernrat der Stadt eine „EntschlieÙung zur verfassungsmäßigen Eingliederung der Räte“ mit folgendem Inhalt (OG vom 11. 2.):

1. Die Räte waren für die Uebergangszeit notwendig, mit dem Zusammentritt der Nationalversammlung sollen sie als politische Machtorgane beseitigt werden.
2. Sie werden überführt in
 - a) Standesvertretungen (Kammern)
 - b) in örtliche Volksräte in den Verwaltungseinheiten als Bindeglied zwischen Volk und Regierung. Sie sollen Anregungen, Wünsche, Beschwerden vertreten bei Abgeordneten und bei der Verwaltung. Der Volksrat erzieht die Massen sittlich und wirtschaftlich, er sorgt für die Volksaufklärung durch Vorträge.

Diese EntschlieÙung wurde an sämtliche Minister, alle größeren Zeitungen und an die Münchener Räte übersandt. Dr. Eggert wurde

beauftragt, sie bei der Landesarbeiterratstagung in München zu vertreten, wobei erwartet wurde, daß er eine „heftige Befehdung seitens der radikalen Elemente“ erfahren würde (OG v. 11. 2.). Diese EntschlieÙung ist ein sehr interessantes Beispiel für den Versuch, von Landsberg aus einen Beitrag zur Lösung des damals wichtigsten politischen Problems zu leisten. Sie enthält auf der einen Seite eine klare Absage an das politische Mandat der Räte, sie steht hier ganz klar auf dem Boden des parlamentarischen Systems, auf der anderen Seite bringt sie aber Vorschläge, in denen die Räte Aufgaben im „vorparlamentarischen Raum“ zugewiesen erhalten. Die gemäßigte Sprache dieser gemeinsamen EntschlieÙung kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß auch in Landsberg damit die Auseinandersetzungen über die Räte noch längst nicht am Ende waren.

Die gleiche Nummer des OG (11. 2.), in der die EntschlieÙung abgedruckt ist, bringt auch einen Bericht über die Vorwürfe Dr. Eggerts an die „hiesige Presse“, die mit „Hetzartikeln über die Räte . . . die erregten Massen beunruhige“. Der Redakteur erwiderte darauf, daß zwar der Landsberger Arbeiterrat vorbildlich gearbeitet habe, „aber die Landsberger Herren machen nicht die Politik des Landes und des Reiches . . . Wir bekämpfen die Rätewirtschaft, weil sie . . . in das bolschewistische Fahrwasser hinübersegelt . . . Wir wollen ein demokratisches Deutschland.“

Die Fronten verschärfen sich weiter, wie der Bericht über eine stark besuchte Versammlung des Arbeiterrates im Kristeiner zeigt (OG v. 19. 2.). Diese Verschärfung muß allerdings vor dem Hintergrund der Verhältnisse in München nach der Niederlage Eisners in der Landtagswahl gesehen werden. Dr. Eggert vertrat in dieser Versammlung Ansichten, die mit der EntschlieÙung vom 8. 2. wenig mehr zu tun hatten. Er stellte sich eindeutig auf die Seite Eisners und der Räte gegen den Landtag. Er

trat zum Beispiel für die Verantwortlichkeit der Landtagsabgeordneten gegenüber den Räten ein. Er forderte die Aufhebung der Volkswehr, die im Auftrag des SPD-Ministers Rosshaupter von Militärs des alten Regimes eingerichtet worden sei, und die Aufstellung einer „republikanischen Schutzwehr“ aus „sozialdemokratischen Arbeitern und bauernbündlerisch organisierten Bauern“, da der Bürgerkrieg vor der Türe stehe²⁾. Scharfe Angriffe richtete Dr. Eggert gegen die Gemeindepolitik: „Im Gemeindegremium muß mit eisernem Besen ausgekehrt werden!“ und gegen die Kirche: „An die Stelle der Kirche für die sittliche Erziehung der Massen muß der Arbeiterrat treten.“ Die Trennung von Kirche und Staat sei eine beschlossene Sache. Es sei besser, in einer öffentlichen Versammlung über das sechste Gebot zu diskutieren, als von der Kanzel darüber zu predigen. Dr. Eggert schloß seine Rede mit einem Bekenntnis zur SPD und mit einer scharfen Abgrenzung gegenüber den „Spartakisten und Bolschewisten“; er forderte die Arbeiter auf, im kommenden Bürgerkrieg Ruhe zu bewahren.

Diese Rede, für deren radikale Forderungen es bisher in Landsberg kein vergleichbares Beispiel gegeben hatte, führte zu einer sehr erregten Diskussion, vor allem zwischen Dr. Eggert und Rektor Wagner auf der einen Seite und Dr. Strasser und Redakteur Neumeyer auf der anderen.

Die Ermordung Eisners am 21. 2. verschärfte die Auseinandersetzung weiter; am 22. 2. fand die Besprechung zwischen Bürgermeister Dr. Strasser und Dr. Eggert über die Aufstellung der Ortswehr statt (s. o.). Am 3. März veröffentlichte Dr. Eggert für den Arbeiterrat eine Bekanntmachung, in der von Unruhe in der Bevölkerung die Rede ist. „Der Soldatenrat Landsberg wird bei Aus-

bruch von Unruhen sofort einschreiten. Wer Gewalt gegen Organe der derzeitigen Regierung anwendet, raubt, plündert und stiehlt, wird erschossen. Die Todesstrafe wird unnachsichtlich vollzogen werden.“ Grundlage der Bekanntmachung war eine Verordnung vom 22. 2..

Dieser Aufruf beweist, daß die unklaren Machtverhältnisse zu einer zunehmenden Unruhe und Unsicherheit geführt hatten, die, ausgehend von München, auch das „flache Land“ erfaßt hatte und die schließlich in der Ausrufung der Räterepublik am 7. April ihren Höhepunkt erreichte.

Der Soldatenrat

Ueber den Soldatenrat in Landsberg findet sich in dem verwendeten Material nichts, er muß aber nach der Gründung am 19. 11. 1918 weiterbestanden haben, was zum Beispiel der Aufruf des Arbeiterrates vom 3. März 1919 beweist.

Die Bauernräte

Bauernräte wurden in der Stadt und in vielen Dörfern gebildet. Am 19. 12. 1918 wurde der Bezirksbauernrat Landsberg gegründet, zum Vorsitzenden wurde der Arzt Dr. Arnold aus Schwabhausen gewählt, die Mitglieder kamen vom Bauernbund und von der BVP. Die Bauernräte befaßten sich in ihren Sitzungen unter anderem mit aktuellen Problemen der Landwirtschaft, mit den Ablieferungsforderungen, den Viehpreisen usw. Daneben kamen aber auch grundsätzliche Probleme zur Sprache, zum Beispiel faßte der Bezirksbauernrat am 15. 2. eine Resolution, in der (ähnlich wie in der Landsberger Entschließung vom 8. 2., s. o.) festgestellt wird, daß mit dem Zusammentritt des Landtags die revolutionären Aufgaben der Räte erledigt seien. Ueber die zukünftigen Aufgaben des Bezirksbauernrates wird gesagt, daß diese nur rein wirtschaftliche sein würden. Als Gründe für das Weiterbestehen der Bauernräte werden genannt:

²⁾ Zu den Auseinandersetzungen zwischen Rosshaupter und den Räten um die Volkswehr siehe Mitchell S. 171 ff, 225 ff, 244 ff.

1. Sie sollen ein Gegengewicht gegen die Arbeiter- und Soldatenräte bilden.
2. Wegen der Gefahr drohender Plünderungen ergibt sich die Aufgabe der Sicherung durch Bauern- und Bürgerwehren.
3. Bei einem drohenden neuen Ablieferungszwang sollen die Bauern mitreden. (OG v. 18. 2.)

In den Berichten erscheint als besonders aktiv immer wieder der Bauernrat Rauschmeyer aus Pürgen, der auch als Delegierter beim parlamentarischen Bauernrat den einstimmigen Beschluß des Bezirksbauernrates zu übermitteln hat, daß die Bauern keine dritte Revolution wollten (OG v. 20. 3.). Rauschmeyer war später Reichstagsabgeordneter des Bauernbundes.

Der Bürgerrat

Die nach dem 10. November zunächst rege Aktivität des Bürgerrates geht vor allem auf Bürgermeister Dr. Strasser zurück. Am 14. 11. richtet er zum Beispiel ein Schreiben an den Städteverband, in dem er über die Gründung des Bauernrates und des Bürgerrates berichtet: „Wir haben hier . . . gegenüber den Leitern der Bewegung die Forderung aufgestellt, daß auch die maßgebenden Schichten der Bauern und Bürger unter der neuen Ordnung vertreten sein müssen. Diese Forderung wurde anerkannt . . . Diese vier Räte in ihrer Gesamtheit haben die politische Gewalt übernommen.“

Der Bürgerrat München nahm wegen der „Organisation der Bürgervertretung im Nebenparlament und im provisorischen Nationalrat“ Verbindung mit dem Bürgerrat Landsberg auf (11. 12. 1918); das Ziel war die Gründung eines Landesbürgerrates. Der Bürgerrat Landsberg sagte seinen Anschluß zu (12. 12.). Über die gemeinsamen Sitzungen der Räte hinaus trat der Bürgerrat offensichtlich nicht in Erscheinung, ein überörtlicher Zusammenschluß kam nicht zustande. Ueber das Verhältnis zu

den anderen Räten berichtet ein Schreiben der Stadt an den Magistrat von Neu-Ulm vom 2. 5. 1919, daß die Zusammenarbeit bis Mitte Dezember gut gewesen sei. „Nachträglich hat jedoch die Arbeiterschaft den Bürgerrat überhaupt nicht mehr anerkannt. Weiter hat der neugebildete Arbeiterrat (v. 27. 12. 1918) mit dem Bürgerrat jedes Zusammenarbeiten abgelehnt. Aus diesen Gründen ist der Bürgerrat seit Mitte Dezember überhaupt nicht mehr tätig geworden.“

In der Regierungsentschließung vom 17. 12. waren Bürgerräte überhaupt nicht vorgesehen, das ist wohl der wesentliche Grund dafür, daß der Landsberger Bürgerrat nicht mehr in Erscheinung trat.

Die zunehmende Verschärfung des Verhältnisses zwischen den Räten und dem Magistrat (s. o.) hängt wohl auch mit dieser Entwicklung zusammen.

VI. Die Ortswehr und das Freikorps Landsberg

Ein umfangreicher Akt im Stadtarchiv berichtet über die Bemühungen zur Errichtung einer Ortswehr. Die Versuche zur Aufstellung von Orts- oder Bürgerwehren sind von zwei Seiten her zu sehen: Zunächst vom vitalen Interesse der Bürger her, in einer Zeit großer Unsicherheit etwas für die eigene Sicherheit zu tun, dann aber auch von den Bemühungen der Regierung her, derartige Einheiten aufstellen zu lassen.

Am 28. 11. 1918 beschloß das Magistratskollegium, eine Bürgerwehr einzurichten, weil gerade „Landsberg als Sitz der Gefangenenanstalt mit Ausschreitungen rechnen muß.“ Dieser Beschluß, offensichtlich in der ersten Aufregung gefaßt, hatte aber keine konkrete Auswirkung, was möglicherweise auch mit der „Bürgerwehrkrise“ in der Regierung Eisner zusammenhängt (s. Mitchell S. 172 ff). Erst am 19. Februar ist wieder von der Gründung einer „Volkswehr“ die Rede, Grund dafür ist der Aufruf Roßhaupters vom 14. 2. zur

Bildung einer Volkswehr in Bayern (s. Mitchell S. 225 ff). In einer Besprechung zwischen Dr. Strasser und den Räten am 20. 2., an der aber die Vorsitzenden des Arbeiterrates Dr. Eggert und Spanner nicht teilnahmen, wurde Geheimhaltung und unverzügliches Handeln beschlossen. Besonders gefährdet seien die Bayerstadt und die Bergstraße; Gewehre und Maschinengewehre seien notwendig. Die Ziele der Volkswehr seien „vollkommen unpolitisch“, sie diene nur „zum Schutz von Leben und Eigentum der städtischen Einwohner“. Der Konflikt zwischen dem Rätekongreß und Rosshaupter über die Volkswehr wirkte sich auf Landsberg aus, was die Auseinandersetzung zwischen Dr. Eggert und Dr. Straßer um die Bewaffnung der Bürger beweist (s. o.). Das Ergebnis war schließlich, daß auch der zweite Versuch ohne Erfolg blieb: weder eine „Volkswehr“ mit Bürgern noch eine „republikanische Schutzwehr“ ohne Bürger entstand in Landsberg.

Erst unter dem Eindruck der Machtergreifung der Räte in München kam es zur Gründung einer Ortswehr in Landsberg. Am 16. 4. erklärte Arbeiterrat Spanner, daß zum „Schutz und zur Sicherheit der Person und der Stadt . . . 150 Gewehre“ an die organisierten Arbeiter verteilt wurden. In einem Schreiben des Ministers für militärische Angelegenheiten aus Bamberg (die Regierung Hoffmann war nach Bamberg geflohen) vom 17. 4. wird erklärt, daß Dr. Eggert (Arbeiterrat) und Franz Strobl (Bauernrat) berechtigt seien, im Benehmen mit den Räten und der Garnison eine Volkswehr für die Regierung Hoffmann aufzustellen. Am 18. 4. findet zu diesem Zweck eine öffentliche Versammlung im Zederbräu statt, ein Aufruf wird plakatiert: „Landsberger! Eure Heimatstadt ist in Gefahr; tretet alle wie ein Mann zusammen, um Plünderung und Raub, um Not und Bedrückung von unserer Bevölkerung fernzuhalten. Es ist Ehrenpflicht eines Jeden, mitzuwirken

bei der Verteidigung seiner Heimat.“ Der Aufruf ist unterzeichnet von den Räten und vom Magistrat.

Am 23. 4. kommt es endlich zur Gründung. Abends um 17.30 Uhr treten etwa 400 Freiwillige auf dem kleinen Exerzierplatz an. Zu Führern werden durch Zuruf Dr. Lizius (BVP) und Arbeiterrat Spanner gewählt. Die zunächst 110 Mitglieder, die sich in die Listen eintragen, werden in vier Züge eingeteilt, Gewehre ausgegeben. Die Ortswehr soll nur einschreiten, „wenn die Macht des Freikorps Landsberg nicht ausreicht“. Ueber ein Eingreifen der Ortswehr wird nichts berichtet, sie bleibt aber bis 1921 bestehen. Für die Lehrer und Schüler, die sich freiwillig gemeldet haben, wird Schießunterricht abgehalten. Außer in einer Beschwerde über unbefugtes Schießen in der Kiesgrube an der Weilheimer Straße kommt die Ortswehr in den Akten kaum mehr vor bis zu der durch das Ultimatum der Entente vom 17. Juni 1921 erzwungenen Auflösung aller Einwohnerwehren.

Das Freikorps Landsberg

Neben der Einwohnerwehr entstand in Landsberg, wie auch an anderen Orten, ein Freikorps. Es wurde von Offizieren des 9. Feld-Artillerie-Regiments in Landsberg aufgestellt. Der Initiator war Hauptmann Liftl. Es war ein Teil der Bayerischen Volkswehr des Ministeriums Hoffmann.

Der Zweck war die Teilnahme an den „Operationen um München“ (OG v. 22. 4.). Der Aufruf vom 19. 4. zur Meldung war unterzeichnet vom Soldatenrat Landsberg. Der OG brachte mehrfach Aufrufe für den Eintritt in das Freikorps, am 24. 4. berichtet er über starken Zustrom: „Jetzt, nachdem die Aufrufe einer weiteren Umgebung bekannt wurden, strömen von überall her, selbst aus dem hermetisch abgeschlossenen München, zu Fuß, zu Rad und mit der Bahn, oft staub- und schweißbedeckt ob des langen Marsches, die Freiwilligen herbei.“

Auch in Versammlungen wurde für das Freikorps geworben, zum Beispiel unternahm es Dr. Strasser im Zederbräusaal am 21. 4., „mit kräftigen Worten endlich die Lethargie des Landsberger Bürgertums zu stören und es zum Handeln zu bringen. (Hoffentlich endlich mit Erfolg, wenn man nicht an der Landsberger Bürgerschaft verzweifeln soll! D. Schr.“) — (OG v. 22. 4. — zur Versammlung vgl. auch VII).

Am 29. 4. veröffentlicht der OG auf der Titelseite den Aufruf der Regierung Hoffmann zur Bildung des Freikorps Landsberg vom 27. 4. Landsberg wird Regierungszentrale für das Oberland (Garmisch, Weilheim, Schongau, Landsberg, Buchloe, Kaufbeuren und angrenzende Bezirke; Leiter Professor Alfred Lüdke), eine Werbezentrale wird eingerichtet. Dem Freikorps Landsberg schlossen sich etwa 1000 Freiwillige an, vor allem junge Offiziere und Unteroffiziere, darunter viele Studenten aus München. Die Gesamtleitung des Freikorps übernahm Major Mack. Das Freikorps wurde in drei Gruppen aufgeteilt, die nach ihren Führern die Namen Freikorps Liftl (zwei Untergruppen: Führer Hauptmann Heller und Oberleutnant Fichtner), Freikorps Weckbecker und Freikorps Kaim trugen.

Eine Erinnerungsbroschüre, verfaßt von Mitgliedern des Freikorps ¹⁾, berichtet über den Einsatz des Freikorps, vor allem der Gruppe Liftl, bei den Operationen gegen die Räterepublik. Das Freikorps Liftl wurde am 28. April abends zur Fahrt nach Schongau verladen, das am nächsten Morgen besetzt wurde. Es kam zu keinen Kämpfen, in Schongau und Peiting wurden einige „Rädelsführer“ verhaftet. Am nächsten Tag, am 30. April, wurde die Gruppe Liftl nach Starnberg verlegt, und dort dem 2. Bayerischen Schützenregiment unterstellt.

¹⁾ Das Freikorps Landsberg, Gruppe Liftl/Heller, München 1919.

Ueber die Fahrt berichtet der anonyme Verfasser unter anderem: „Ueberall, wo die Leute auf dem Felde bei der Arbeit waren, schwenkte man die Tücher, als wollten sie sagen: ‚Wir danken euch, daß ihr uns helft!‘ . . . ‚Und du, mein Bayern, sollst dich russisch rot anstreichen lassen? Nein, niemals‘ . . .“ (S. 13). Von Starnberg aus marschieren die Freiwilligen nach Schäftlarn, am Morgen des 1. Mai kommen sie nach Unterhaching, wo gerade eine „fröhliche . . . Maifeier“ im Gange ist: „Unser Erscheinen schlug wie eine Bombe ein.“ (S. 15). Ohne viel Erfolg wird nach Waffen gefragt und gesucht; in einem Haus werden 50 Gewehre entdeckt. Am Abend schließt sich die Gruppe in Deisenhofen an das Korps Schwaben an, am 2. 5. marschiert sie nach München, wo sie an den Kämpfen in Giesing im Verband des Freikorps Epp teilnimmt. „Vom Turm der hochgelegenen Giesinger Kirche prasselte ein unheimliches Feuermeer . . . auf uns hernieder . . .“ (S. 18). Der Verfasser berichtet über Straßenkämpfe und Dum-Dum-Geschosse aus dem Hinterhalt; die Kämpfe dauern bis zum Abend. In den folgenden Tagen war das Freikorps Liftl mit Hausdurchsuchungen, Verhaftungen und Verhören beschäftigt, nachts kam es immer noch zu Schießereien.

Das Freikorps Weckbecker wurde von Landsberg aus nach Starnberg kommandiert, wo es zunächst die Sicherung des dort untergebrachten Oberkommandos durchzuführen hatte, anschließend war es in München eingesetzt. Das Freikorps Kaim wurde am 4. Mai von Landsberg nach München-Giesing verlegt. Am 7. 5. zog das gesamte Freikorps Landsberg feierlich mit Musik in München ein.

Am 15. Mai übernahm Hauptmann Heller die Führung des Freikorps Liftl. Vom 27. Mai bis zum 13. Juni war das Freikorps Landsberg zum Schutz der Stadt Rosenheim eingeteilt, wo es zu keinen Schwierigkei-

ten kam. Vom 14. bis zum 30. Juni war das Freikorps in der Münchner Marsfeldkaserne untergebracht, am 30. wurde es aufgelöst, die drei Gruppen blieben noch bis zum 15. Juni bestehen.

VII. Die Zeit der Räterepublik

Am 7. April 1919 wurde in München die Räterepublik ausgerufen, der letzte Abschnitt der Revolution begann. Die „3. Revolution“ wurde in Landsberg durch den Ausscheller bekannt gemacht, von 12 bis 12.30 Uhr läuteten die Glocken auf strengen Befehl der neuen Herren. Eine Volksversammlung um 6 Uhr am Hauptplatz bringt für die Bevölkerung keine Klarheit, der Arbeiterrat Spanner gibt zu, ohne Fühlung mit München zu sein, aber er behauptet gleichzeitig, die Räterepublik habe die Regierung in Händen. Ein Diskussionsredner wirft dem Landsberger Arbeiterrat vor, nicht radikal genug zu sein. Die Versammlung endet mit der Kontrolle eines Lebensmittelgeschäftes und einer „Schleichhändlerin“, der 40 Pfund Fleisch abgenommen werden, was offensichtlich die meisten Teilnehmer mindestens so stark interessiert wie der Aufruf des Zentralrates. (LT v. 7./8. 4.). In den nächsten Tagen ist es in Landsberg ruhig. Am 11. 4. nimmt der Arbeiter-, Soldaten- und Bauernrat der Stadt einstimmig gegen die Räterepublik und für den Landtag und die Regierung Hoffmann Stellung, was nach den Zeitungsberichten auch der Stimmung in der Bevölkerung entspricht (OG v. 12. 4.).

In einer Bauernversammlung in Schwabhausen protestieren über 1000 Bauern gegen die Räteregierung (OG v. 14. 4.), die Front gegen München ist einheitlich und deutlich. Die fast allgemeine Einschätzung der Räteregierung gibt zum Beispiel ein Aufruf wider, in dem die Mitglieder wörtlich als „die Russen, Juden und das Lumpengesindel in München“ bezeichnet werden (OG v. 28. 4.), oder auch der „Eindruck der Schriftleitung“ des OG, man habe es „bei

den Münchener Machthabern teilweise mit Leuten zu tun, die eher nach Eglfing gehören, als nach München“. (OG v. 15. 4. zu einer Erklärung des Volksbeauftragten für Finanzen Silvio Gsell).

Anhänger der Räteregierung wagen es nicht, sich öffentlich zu ihr zu bekennen. Nur ein Fall findet sich in den Zeitungsmeldungen: In Stoffen wird ein Verteidiger der Revolution aus einer Versammlung gewiesen. Der Bericht des Magistrats an die Regierung von Oberbayern, betreff Kommunistenherrschaft, vom 21. Mai 1919, enthält das Gerücht, daß „in Landsberg bei einer nicht näher festgestellten Zahl von Arbeitern die Absicht bestanden habe, die Macht an sich zu reißen und . . . Geiseln . . . zu verhaften. Ob an dem Gerücht etwas Wahres ist, konnte nicht festgestellt werden. Der Einzug der württembergischen Truppen, welcher bereits am 17. 4. erfolgte, hat jedoch diese Absichten, wenn sie bestanden haben, im Keime erstickt . . .“

Die Garnisonsstadt Landsberg als Aufmarschplatz von gegen die Räterepublik in München marschierenden Truppen — das ist für Landsberg der einzig wesentliche Aspekt dieser aufgeregten Wochen voller Gerüchte.

Am 13. 4., dem Tag, an dem die Kommunisten die Räteregierung vom 7. 4. stürzen und selbst die Macht an sich reißen, fordert die Bahnhofskommandantur München Soldaten an, die sofort in Marsch gesetzt werden, aber schon in Pasing von „schwerbewaffneten Spartakisten . . . abgefangen und entwaffnet“ werden und sofort wieder zurückkehren. (OG v. 15. 4.).

Seit dem 14. April ist die Bahnverbindung nach München eingestellt, vom Ammersee bis zum Lech wird eine Postenkette „gegen organisierte Banden“ gebildet, in jedem Dorf sind zwei Nachtwachen mit Gewehr eingeteilt (OG v. 16. 4.): Die Aufregung ist groß, sie wird geschürt durch die Zeitungsberichte über die Räteregierung, durch private und öffentliche Diskussionen und durch

Flugblätter, die beide Seiten von Flugzeugen aus abwerfen.

Fast täglich finden überfüllte Versammlungen statt, die von zwei Themen beherrscht werden: Von der Schilderung der „roten Gefahr“ und von den Aufrufen zum Eintritt in die Ortswehr und die Freikorps (auch das Freikorps Epp hatte in Landsberg ein Werbebüro). So übertrifft zum Beispiel am Ostermontag (21. 4.) der Arbeiterrat Dr. Eggert fast noch Bürgermeister Dr. Straßer (s. bei VI.) in seinem Einsatz für die Ortswehr. Er drückt seine Verachtung gegenüber der Landsberger Bürgerschaft aus wegen der geringen Beteiligung an der Ortswehr, die Gewerkschaftsmitglieder hätten dagegen vollzählig ihren Eintritt erklärt. Zwei Monate vorher hatte sich der gleiche Dr. Eggert mit allem Nachdruck gegen eine Bewaffnung der Bürger gewehrt, wieder ein Beispiel für die Verwirrung, für die Unsicherheit politischer Positionen in diesen Monaten, aber auch für die Ablehnung der Räterepublik durch Leute, die kurz vorher noch selbst Vertreter des Rätegedankens gewesen waren. Es gab allerdings auch Stimmen, die die Freiwilligenkorps kritisierten. Der Arbeiterrat Spanner und Rektor Wagner warnten in der gleichen Versammlung vor einem „Wiederaufleben des Militarismus“, was zu scharfen Auseinandersetzungen führte. (OG v. 22. 4.).

Am Karfreitag (18. 4.) war die württembergische freiwillige Gruppe Haas nach Landsberg gekommen, die die Regierung Hoffmann unterstützte; sie war freundlich aufgenommen worden. Am gleichen Tag hatte eine Verordnung erklärt, daß jeder einen Ausweis brauche, der mit dem Rad in Richtung München, Weilheim oder Mering fahren wolle — dieser Ausweis würde aber nur in dringenden Fällen ausgestellt: ein weiteres Beispiel für die zunehmende Abschnürung der Landeshauptstadt.

In Landsberg nahm die Erregung weiter zu, (falsche) Gerüchte über die angebliche Besetzung Unterwin-

dachs durch die Spartakisten machten die Runde, bewaffnete Bürgerpatrouillierten, das Freikorps marschierte unter Gesang zum Bayertor und besetzte es. Ein Grund für die Aufregung war auch der Mangel an Informationen, nicht nur der Bahn- und Straßenverkehr in die Großstädte war unterbrochen, sondern auch der Telefonverkehr (OG v. 24. 4.).

Am 23. 4. wurde endlich die Ortswehr gegründet, auch das Freikorps war im Aufbau. Gleichzeitig wurde der militärische Ring um München organisiert, am 29. 4. besetzten Truppen aus Landsberg, Schongau und Peiting (OG v. 30. 4.), in Landsberg wurde das Standrecht verhängt (30. 4.).

Am 30. April wurden im Luitpoldgymnasium in München zehn Geiseln, zum Teil Mitglieder der rechtsradikalen Thulegesellschaft, erschossen. Sie waren auf Befehl Eglhofers, das Oberkommandierenden der Roten Armee, festgenommen worden. Dieser Geiselmord löste unter der Bevölkerung Entsetzen und Empörung aus, er ist mit ein wesentlicher Grund für das unbarmherzige Gemetzel bei den Straßenkämpfen am 2. und 3. Mai, als München von den Freikorps besetzt wurde. Am 7. November hatte die Revolution mit einer Demonstration für den Frieden begonnen, genau sechs Monate später hatte sie nun mit der „Tragödie eines Bürgerkrieges“ (Mitchell S. 289) geendet.

Am 12. Mai berichtet der OG, daß ein Transport von etwa 100 Spartakisten ins Landsberger Gefängnis eingeliefert worden sei — das ist die letzte Meldung, die mit der Niederschlagung der Revolution im Zusammenhang steht.

VIII. Schlußbemerkung

Eine abschließende Beurteilung der Ereignisse in Landsberg in der Zeit der Revolution wäre nur im Rahmen einer Einordnung in eine Gesamtbewertung der Revolution in Bayern möglich, was hier natürlich nicht geleistet werden kann. Trotzdem sol-

len einige meines Erachtens wichtige Aspekte zum Schluß zusammengefaßt werden.

1. Die Vorgänge in Landsberg sind von Anfang an immer deutlich von den Münchener Ereignissen abhängig — Eigeninitiativen wie das Telegramm vom 10. 11. 1918 oder die Entschließung über die Einordnung der Räte vom 11. 2. 1919 kommt dagegen nur eine untergeordnete Bedeutung zu.
2. Die Unsicherheit über die neuen Verhältnisse führte teilweise zu einer völligen Fehlbeurteilung der politischen Möglichkeiten; Beispiele dafür sind der Aufruf vom 10. 11. 1918 oder die Diskussion um die Einführung des Achtsturentages.
3. Die Unsicherheit über die Stellung der Räte war auch ein wesentlicher Grund dafür, daß sich die bestehende Ordnung, in der Stadt repräsentiert durch Bürgermeister Dr. Straßer, fast durchgehend durchzusetzen vermochte. Von großer Bedeutung in diesem Zusammenhang war aber auch das politische Geschick Dr. Straßers.
4. Die politische Grundhaltung des größten Teils der Bevölkerung war das Verlangen nach „Sicherheit und Ordnung“, nicht nach revolutionärer Veränderung. Dies zeigte sich sogar in den Aufrufen und Anordnungen der Räte.

5. Die politische Hochspannung und Unsicherheit bewirkte eine starke Politisierung der Bevölkerung.

6. Bedeutung im Rahmen der Gesamtereignisse der Revolution in Bayern hat Landsberg wohl nur als Zentrale und Aufmarschplatz bei der Niederschlagung der Räterepublik.

Abkürzungen:

OG = Oberbayerischer Generalanzeiger — Landsberger Tageszeitung.

LT = Landsberger Tagblatt.

LV = Landsberger Volksblatt.

Verwendete Literatur:

Bosl, Karl (Hg), Bayern im Umbruch — Die Revolution 1918, ihre Voraussetzungen, ihr Verlauf und ihre Folgen, München 1969.

Dorst, Tankred, und Neubauer, Helmut (Hg), Die Münchener Räterepublik, Zeugnisse und Kommentar, Frankfurt 1966.

Mitchell, Allan, Revolution in Bayern 1918/1919, München 1967.

Neubauer, Helmut, München und Moskau 1918/1919, München 1958.

(Siehe Abbildungen Nr. 24-27 im Bildanhang)

Die Kirche beim Dorf lassen

Von Bernhard Ücker

Meine Damen und Herren

„Der Sonntag ist recht wohl geraten, nun danken wir dem lieben Gott — das ganze Städtchen riecht nach Braten und auch ein wenig nach Kompott!“

Dieser eben zitierte Zweizeiler — Sie werden das kaum für möglich halten — er stammt von Erich Kästner und vermutlich war sein Vers keineswegs spöttisch gemeint — nein, damals ganz bestimmt nicht. Und wir mögen zum Kästner unserer Tage stehen wie auch immer: In diesem Zweizeiler zeigt sich ein wahrer Meister, denn mit ein paar gereimten Worten nur malt er das Stimmungsbild einer Stadt, wie ihr trotz aller modischen Verachtung für die heile Welt noch immer oder schon wieder unsere heimliche Liebe gehört. Das Bild selbst aber ist nach Klang und Farbe Vergangenheit.

Dieser wohlgeratene Sonntag war doch so: Man schlief ein wenig länger, dann ein Frühstück mit Kuchen, darauf der selbstverständliche Kirchengang, ein beinahe zelebriertes Mittagessen mit eben jenem Braten und Kompott, nachmittags stille Straßen, irgendwo kratzte eine übende Geige, klimperte ein Klavier, der Abend dann in einem Biergarten, wohlthuend, ausklingend — und das alles gehörte einmal zum wohlgeratenen Sonntag zusammen mit dem Dank an Gott, der ihn geschaffen hatte.

Dürfen wir darum jene Zeit scheitern, überheblich in der Meinung, wir hätten es um soviel weiter gebracht? Damals war dieser Sonntag der Feierabend einer ganzen Woche, Tag der Rückschau, des Besinnens auf Vergangene und eines ruhigen Vorbereitens auf das Kommende. Heute wird der Sonntag nach Kilometern gemessen und wenigstens der Kaffee muß ohne Rücksicht auf das Wetter irgendwo auswärts getrunken wer-

den, schon wegen der Berichterstattung dann am Montag im Büro.

Wir können das Bild jenes wohlgeratenen Sonntags zumindest in der Stadt nicht mehr verwirklichen, nur noch herbeisehnen, und vieles spricht heute für die Annahme, daß sich gerade auch junge Menschen wieder trotz Pop und Beat im Grunde nach vergangenen Zeiten sehnen. Alter Hausrat, den man früher als Gerümpel verachtet hätte, wird heute zur teuer bezahlten Antiquität in den Läden von sogenannten Antiquitätenhändlern, die ehemals einfach nur Trödler oder Altwarenhändler gewesen wären, ja, es ist seltsam, daß sich der moderne Mensch mit diesen Dingen umgeben will — eine Novität ohne Beispiel, meine ich — denn mir ist aus der Vergangenheit keine Zeiterscheinung bekannt, die in der Ära des Barock etwa schlichteste Gebrauchsgegenstände der Gotik zu höchsten Preisen aufgekauft hätte, um damit das bürgerliche Heim zu schmücken oder mehr — wie justament in unseren Tagen — die vordergründig unbürgerliche Behausung zwischen Betonwänden und anatomischen Sitzelementen. Man fühlte sich damals eben stark genug, kulturell wirklich Neues zu schaffen und das Alte abzutun in der damals noch wohl begründeten Zuversicht: Uns wird schon wieder was einfallen!

Fällt aber auch uns wieder etwas ein, in absehbarer Zeit, meine ich? Fällt uns noch etwas Rechtes ein, bevor diese unbestreitbar gegenwärtige Sehnsucht im aufgewerteten Trödelkram erstickt und sich mit massenweise nachfabriziertem Kitsch selbst lächerlich macht, um dann schamvoll zu resignieren?

Das gutgewählte Motto für dieses Jahr des Europäischen Denkmalschutzes lautet: „Eine Zukunft für

unsere Vergangenheit!“ — ein griffiges Schlagwort, gewiß. Aber es hätte meines Erachtens noch die Ergänzung nötig: „— und diese Zukunft für die Schönheit“ — weil ansonsten bloß vergangener Plunder zu neuen Ehren gelangt und unsere leider schon jetzt auch für die Zukunft geschaffenen Monstren gleichsam nur mit Spitzendeckchen drapiert werden. Was uns darum noch bleibt, das ist die Besinnung auf das Schöne der Vergangenheit, auf seine Pflege und Wiederbelebung, auf seine Durchlebung — die Besinnung auf den Schutz des Denkmals als Nachdenkmal, als Beispiel, als Hoffnung, als Trost, als errungene Wiederkehr des Liebens- und Lebenswerten in unserer Zeit und vielleicht sogar für eine von uns kaum noch meßbare Dauer.

Denn der Mensch von heute spürt es doch, daß er sein von Gott ihm zugemessenes Kontingent an Erfindungsgabe total für die Technik und ihre Fortentwicklung aufbraucht und für die Erfindung neuer Schönheit im weitesten Sinne nichts mehr übrig bleibt. Und wirklich: Ob Musik, ob Literatur, ob Malerei, Plastik oder Architektur — wir produzieren ringsum Häßlichkeit und sind im Irrtum befangen, wir könnten auf diesem Weg zu mehr Humanität gelangen, zu höherer Menschlichkeit. Literarischen Ruhm erlangt, wer die Abartigkeiten des Menschen hofiert — die Musik lebt nicht mehr vom Gottesgeschenk der Harmonie, vom naturgesetzlichen Wohlklang, sondern zunehmend vom Rhythmus schlagender und geschlagener Werkzeuge — wobei noch zu bemerken wäre, daß die Neigung, auf irgendetwas geräuschvoll zu trommeln, die erste musische Betätigung des Kleinkindes darstellt und akustische Monotonie oder Disharmonie ein Kennzeichen primitiver Völker ist — auf unschuldiger Leinwand mit dem Luftgewehr zerschossene Farbbeutel werden als Malerei ausgegeben — eine Kunstausstellung zeigte simpel

hingestreute Sandhaufen allen Ernstes als Kunstwerk unter dem Titel „Aussiebung — letztes Stadium“ — eine schier feindliche Verzerrung des Menschenbildes beherrscht die Bildhauerei — die Architektur richtet sich nach der Installationszelle und gebraucht Ausdrücke wie „Schlichte Sachlichkeit“ oder „Integrierter Funktionalismus“ als Tarnbezeichnung dafür, daß ihr nichts mehr einfällt und in ihrer lebensverneinenden Einförmigkeit unterscheiden sich auch repräsentative Neubauten in München oder Frankfurt nur noch dadurch von einander, daß hier der Zement aus Kiefersfelden und dort aus Heidelberg stammt.

Das eigentlich Staunenswerte an dieser Kunst ist im Grunde das Gelingen, die Primitivität so teuer wie möglich zu verkaufen. Und ich denke mir oft: Wär's verwunderlich, wenn heute viele Künstler zum Lachen buchstäblich in den Keller gingen? Denn über das, was sie einer beflissenen reflektierenden und angeblich kritischen Öffentlichkeit als Kunstwerk andrehen, müssen sie doch selbst in heimliche Heiterkeit ausbrechen. Dabei leben wir in einer Zeit — und gerade diese intellektuellen Kreise betonen das — in einer Zeit, die sich mit ihrer rundum gepriesenen Demokratisierung dem Volk schlechthin besonders verbunden fühlt, sich mit ihm solidarisieren will, seine Bildung auf breiteste Basis stellen möchte — und gleichwohl bietet sie diesem Volk eine Kultur, die nur von einer selbsternannten elitären Minderheit angeblich verstanden wird, während allein im vorigen Jahr hierzulande siebenhundertfünfzigtausend Menschen aus dieser mißachteten Mehrheit die staatlichen Sammlungen alter Kunstwerke besucht haben. Und waren sie nicht weit volksnäher, kulturell demokratischer, jene früheren Zeiten, in denen vor allem auch der einfache Bürger mit seinen Aufträgen, für Kirche, Heim, Rathaus und Zunft-

gebäude die Künstler florieren ließ — weil ihm deren Kunst sein Leben noch verschönte, liebens- und lebenswerter machte — und waren sie etwa tumbe Spiesser, jene bürgerlichen Auftraggeber, deren hinterlassenes Erbe wir doch als Kostbarkeiten bewundern? Und werden sich spätere Generationen nicht eher nur wundern über die Werke unserer Zeit, wie sie bürgerfern und von der Steuer absetzbar als Ausstattungsstücke lediglich in Direktionsetagen oder Funktionszentralen hängen?

Schönheit aber, so meine ich, Schönheit ist keineswegs etwas Überflüssiges. Sich selbst, seine Wohnstätte, ja sogar seinen Arbeitsplatz zu schmücken, Städte und Dörfer auch, mit geschaffener Schönheit nicht zuletzt den Schöpfer des Erschaffenen zu preisen — das ist ein wesentliches Merkmal, das den Menschen vom Tier unterscheidet. Technisch vollendet nämlich und seinem Zweck optimal dienend ist auch das Nest der Schwalbe, der Bau des Bibern oder das Netz der Spinne gebaut. Schönheit aber haben Tiere selbst nur als Gabe ihres Schöpfers mitbekommen, und Schönheit aus eigener Kraft für sich und andere zu schaffen, das ist die göttliche Gabe des Menschen, verbunden mit der Pflicht, diese Gabe als Aufgabe und als Dank zu begreifen. Ein altes Gleichnis aber spricht vom Vergraben der Talente, nennt es Schuld und wir sind dabei, schuldig zu werden. Denn die maximale Nutzung der Technik allein ist keine Erfüllung des Gebots, die dem Menschen geschenkten Talente nicht zu vergraben. Und merkwürdig: Wie fühlt sich doch die Demokratie ganz besonders dem Gemeinwohl verpflichtet. Auch Kunst aber, die den Menschen erfreut, tröstet, bessert und nach oben weist — auch sie ist ein Dienst am Gemeinwohl. Oder vielmehr: Sie wäre das, wenn sie das Vergrabene nicht auch noch zubetoniert hätte.

Kein Wunder darum, wenn sich der

Mensch heute zum Teil in die Vergangenheit geradezu flüchtet mit einer manchmal fast gierigen Anhäufung von vergilbten, verwelkten, verblaßten und verbrauchten Gegenständen in seiner Behausung. Das hat nichts mehr mit der barocken Madonnenstatue des reichen Mannes zu tun, das hat längst weitere Kreise gezogen, und nicht von ungefähr haben in München auf der Antiquitätenmesse die Angebote preiswerter Altertümer speziell für die Jugend so großen Erfolg. Sie mag erfreulich sein, diese Wiederhinwendung des Menschen zum wohlgestalteten Kleinkram der Vergangenheit, zu den Gestaltungskräften des im wörtlichen Sinn schönsinnigen Menschen — und sie kann doch nur ein Provisorium bedeuten. Denn der Markt für diese Zeugnisse und Erzeugnisse vom Winde verwehelter Zeiten wird von der Versorgungsseite her zunehmend enger — die historischen Materialvorräte schwinden — schon schwemmt die Welle rückschauender Begeisterung auch den unbestreitbaren Kitsch mit nach oben als schlechtesten Lehrer für ein erneuerungsbedürftiges Stilempfinden — und auch der Erwerb einer wertvollen Kupfermodelle allein samt ihrer genußvollen Betrachtung löst meistens keine eigenen Kräfte, sondern weit eher Melancholie über das unwiederbringlich Verlorene aus.

Unwiederbringlich? Kulturelles Leben nur noch aus der abnehmenden Substanz? Eine Zukunft für die Schönheit nur aus dieser Vergangenheit? Doch es gibt Hoffnung, glaube ich, durch die Erneuerung des Vergangenen für die Zukunft, für eine aus dem Schönen der Vergangenheit gestaltete künftige Schönheit. Denn es liegt an uns, daß Vergangenes nicht Verlorenes wird.

Vom wohlgerateten Sonntag in der Stadt war eingangs die Rede, vom Feierabend einer ganzen Woche, vom Tag des Besinnens auf das Vergangene und eines ruhigen Vorbereitens auf das Kommende — lei-

der auch davon, daß dies nur noch Erinnerung sei. Draußen aber, da ist sie Gegenwart geblieben, draußen auf vielen Dörfern und Märkten, gibt es noch ein Stück heile Welt, wenn auch schon zuweilen bedroht von Profitgeierei und fortschrittsbesessenen Kolonnenspringern auf der Straße des Zeitgeistes.

Trotzdem: Die Ruhe nach getaner Arbeit, der Blick auf das Tagewerk und ein bedächtiges Zurechtrücken dessen, was morgen getan werden soll — dieser Feierabend ist noch immer kein Museumsstück, und auch das Abendleuten der Kirche nicht als Ausklingen und Ausschwingen des Tages über die Felder und Häuser hin. Und vielleicht rührt sie von daher, unsere Redewendung: „Die Kirche beim Dorf lassen“ — jedenfalls aber bekommt sie für diese Zeit noch eine andere, eine neue Bedeutung — auch und gerade mit unserer Frage: Wer kann und was können wir tun, einer Zukunft für die Schönheit zuliebe? Und ausgehend vom Dorf für die Stadt? Denn warum fahren sie allsonntäglich und in jedem Urlaub scharenweise auf die Dörfer hinaus, die Stadtmenschen? Freilich gewiß auch wegen der schon zur Zwangsvorstellung gewordenen sogenannten Mobilität und Kilometerfresserei — verbirgt sich aber hinter der so arg strapazierten Nah- und Fernerholung nicht ebenso der Wunsch nach der Begegnung mit einer eben noch heileren Welt, das unbewußte Wissen, daß dort noch ein Kraftquell zu finden ist und auch zu finden sein wird, vorausgesetzt allerdings, daß der Ehrgeiz ländlicher Gemeindeväter die Dörfer nicht gleichfalls zu Städten geraten läßt?

Ja, zunächst einmal sollte halt besagte Kirche im Dorf bleiben. Sie ist doch als Institution und Bauwerk zum schier letzten Mittelpunkt geworden, nachdem so vieles aus dem Dorf und aus der Kleinstadtmitte verschwunden ist, was früher Mittelpunkt bedeutete hat. Die Schule

und mit ihr der Lehrer gingen dahin und sind über das Unternehmen Schulbus beinahe schon zum Wanderzirkus geworden. Der Landarzt, der Apotheker, der Amtsrichter fehlen heute an vielen Orten schon, so mancher Handwerksmeister auch hat seinen Betrieb aufgegeben und ist zum nächsten Supermarkt abgewandert — all die Menschen halt, die ehemals den Kreis der Honoratioren gebildet haben und sehr oft über eine reiche Vereinstätigkeit auch im dörflichen oder kleinstädtischen Gemeinwesen die Initiatoren eines beachtlichen Kulturlebens waren.

Allein die Kirche steht noch: Und wenn sie auch mitunter schon keinen Pfarrherrn mehr hat und von einer anderen Pfarrei her mitgeführt werden muß, wenn auch der Pfarrer die früher selbstverständliche Unterstützung durch einen oder zwei Kapläne entbehren muß und der Herr Kooperator selten geworden ist, wenn auch das tägliche Gebetläuten kein Mesner mehr, sondern eine Schaltuhr besorgt — die Kirche steht noch und verkörpert mit ihrer Existenz eine Chance für das Schöne, wenn Klerus und Laien die der Kirche jetzt mehr denn je gestellte Aufgabe recht begreifen.

Wir genießen in Bayern — ich möchte fast sagen — wir genießen hier die Gnade, daß landauf, landab wertvolle Kirchen ihre Türme in den weißblauen Himmel recken. Allein die Liste der für einen gesetzlichen Schutz auserkorenen Objekte nennt an die zwanzigtausend kirchliche Bauten. Aber es geht nicht nur um diese Elite der historischen Baukunst, es geht auch um die zahllosen, von keiner Liste erfaßten und nur wegen ihres baumeisterlichen Maßgefüges schlichtweg schönen Dorfkirchen, und sogar die lange Zeit verachteten neugotischen Gotteshäuser sollten wir dabei nicht gering schätzen — denn auch in ihnen wie in allen anderen ist ein Geist lebendig geworden, den wir heute so dringend

brauchen: Der Wille, zu Preis und Lob und auch zur eigenen Ehre Schönes zu schaffen. Erhalten wir aber diese Werke, dann erhalten wir auch den Geist, aus dem sie entstanden sind, und wir erhalten ihn nicht bloß als einbalsamiertes Schaubild vergangener Kultur, sondern als lebendige Kraft, weil er als Denkmal im Sinne eines Nach- und Vorausdenkens wirken kann.

Eine Chance, sagte ich, wenn Klerus und Laien die der Kirche jetzt mehr denn je gestellte Aufgabe recht begreifen. Tut sie aber, tun wir das?

Nun, die Erhaltung der vom Zahn der Zeit angenagten Vergangenheit für eine schönere Zukunft kostet erhebliche Mittel und bei weitem nicht alles kann hier der Staat bewältigen. Doch so manche Gemeinde mag überlegen, daß ein restauriertes Gotteshaus für diese schönere Zukunft mehr bedeutet als ein voll rationalisierter und klimatisierter Verwaltungsglaskasten oder ein defizitäres Hallenbad, das angeblich die Saison verlängern oder an Regentagen den Kurgast erfreuen soll, der dann ohnehin keine Lust nach noch mehr Wasser verspüren dürfte. Oder an einer Straße steht eine Feldkapelle, einst gebaut als freundlicher Beweis eines Denkens weit über den Alltag hinaus — doch heute verwittert und selber hilfsbedürftig. Wäre es nicht ein Gedanke, wie anderweitig zur Lösung großer Aufgaben hier für das kleine Werk eine Genossenschaft oder besser gesagt eine Bruderschaft von Bürgern zu bilden, damit an unseren Straßen auch noch andere Steine als nur Kilometersteine stehen bleiben?

Und so manche Kirchenpflegschaft mag bedenken, daß die wiedergewonnene Schönheit sakraler Räume deren Besucher mehr erwärmen könnte als die modernste Kirchenheizung. Und so manches bischöfliche Baureferat mag mit sich zu Rate gehen, ob der erneuerte Glanz einer schon vorhandenen Kirche

nicht eher Menschen anzieht als die abweisende Armseligkeit eines nagelneuen Mehrzweckzentrums, das vermuten läßt, daß der liebe Gott ein Postbeamter sei, weil dort nur noch ein Ausgabeschalter für Hostien zu fehlen scheint. Was aber jetzt von tätiger Hand an Schönheit erhalten wird, kann auch wieder in die Zukunft wirken und Neubauten der Kirche in diese Welt rufen, ohne dem Gläubigen die Frage aufzubürden, ob er nun seine geistliche Heimat schon verloren habe.

So kann die Kirche beim und im Dorf bleiben. Doch ihr Bleiben wäre das Dasein eines Museums nur, wenn das Dorf nicht auch in der Kirche bleibt. Denn trotz aller Restaurierung ist Vergangenheit bloß eine Totenmaske, wenn die erneuerten Räume nicht von Leben erfüllt werden, vom Leben der Gegenwart. Die Ritterromantik des vorigen Jahrhunderts mutet uns heute ja nur darum so komisch an, weil diese Zeit Kulissen der Vergangenheit auf die Bühne ihrer Gegenwart stellte und sich in historischen Kostümen darin bewegte, also Theater spielte, das zur Komödie geriet. Nein, wir wollen keineswegs im barocken Raum den Kirchgänger mit Halskrause oder Spitzenjabot — wir wollen inmitten der erneuerten Schönheit des Vergangenen den Menschen der Gegenwart, der nicht etwa historisches Theater spielen, sondern hier wiederbelebte Schönheit erleben und als Trost, als Ermunterung, als Hoffnung auf neue Schönheit, als Willen zu neuer Schönheit in seinen Alltag hinaus mitnehmen soll.

Hier aber muß man der Kirche selbst empfehlen — und nun im übertragenen Sinn allerdings — hier muß man ihr empfehlen, doch die Kirche beim Dorf zu lassen. Und ich meine — wie das freilich nicht nur für die Kirche gilt — ich meine die Reform um jeden Preis. Gewiß, den Gottesdienst in der Landessprache zu halten, ist eine gute Sache. Warum aber das in mancherlei Wendun-

gen beinahe schon zur Landessprache gewordene Latein ganz aufgeben? Und leider zeigen die Neuübersetzungen der bisherigen Bibeltexte an zahlreichen Stellen ein plattes Trivialdeutsch. So, wenn es früher hieß, „man stellt kein Licht unter den Scheffel“ und heute „man stellt kein Licht unter den Eimer“ — den es übrigens in biblischen Zeiten noch gar nicht gab. Von der ganz modernen Fassung, daß man die Glühbirne nicht unter den Eimer halten sollte, haben die Reformer zum Glück noch abgesehen. Und warum einer deutschsprachigen Einheit zuliebe auf altherwürdige bayerische Marienlieder verzichten? Auch der Volksaltar ist Geschmackssache — er wird aber zur Geschmacklosigkeit eines Ladentisches im Gotteshaus, wenn ihn der Reformeifer als Hobelbank in eine nach vorn und aufwärts zu Gott gerichtete gotische oder barocke Kirchengestaltung auf Geheiß und Verderb hineinzwängt.

Räume mit Leben erfüllen — kein Zweifel auch, daß dazu besonders die Jugend gehört. Obwohl sich die Kirche getrost ein wenig mehr um den älteren Menschen kümmern dürfte. Ich meine da weniger die Altenclubs, Altennachmittage und so weiter — hier geschieht oft viel Lobens- und Bewundernswertes — ich meine die Wiederkehr einer grundsätzlichen Einstellung zum älteren Menschen als tragende Kraft kirchlichen Lebens, seine Anerkennung als getreuen Ekkehart des Glaubens und seine unverdiente Zurücksetzung gegen eine Jugendanbiederung, die noch der Jugend im Grunde gar nicht so sehr zum Vorteil gereicht. Aber gut, Jugend in der beim Dorf gelassenen Kirche — ohne den jungen Menschen würde die Kirche tatsächlich zum Altenclub.

Aber ich glaube kaum, daß man die Jugend mit Jazzgottesdiensten in diesen Raum hereinholt. Da geht man aus Neugierde einmal hin, grinst sich eins und merkt bald, daß man das alles im nächsten Beat-

schuppen doch weit besser haben kann und ein Kaplan als Discjockey dagegen nicht aufkommt. Ich glaube vielmehr, daß man die Jugend auch wieder durch die Wiederbelebung, durch die Erhaltung und Gestaltung des Schönen in die Kirche bekommt, durch ihr tätiges Mitwirken — weil Jugend ihrer Art und Bestimmung gemäß etwas tun will und nicht mit einem vor der Gemeinde zelebrierten Popgetue getätschelt werden möchte.

Das fast schon vergessene Kirchenjahr aber — ein erstaunlich bunter Kalender des ernstesten und heiteren Feierns — bietet reiche Möglichkeiten, die Jugend über das Wiedererwecken sinnvoller Bräuche an die Kirche heran und in sie hineinzuführen. Ein lüftiges Bild beispielsweise, wenn in Gmund am Tegernsee die Buben am Palmsonntag wieder mit ihren selbergemachten Palmbüschen stolzen Einzug halten. Oder warum soll es nicht wieder einen Kathreintanz geben? Ein Dreikönigschlittensfahren und sommerliche Lichterprozessionen? Oder bevor ein zwar honorierter doch total überforderter Kirchenchor eine für ihn viel zu schwierige Festmesse tremoliert — sollten sich nicht lieber kleine Gruppen aus sangesfreudigen Burschen und Mädeln bilden, die unsere oft so ergreifende geistliche Volksmusik aus alten Notenbüchern wieder in die Kirche von heute hineinbringen? Auch die älteren Menschen würden daran ihre herzliche Freude haben und das ist eine Brücke zwischen den Generationen, ein Kontrapunkt gegen das heutige Zernagen und Zersägen der Bindungen zwischen alt und jung. Und es kann ja gar nicht schaden, wenn damit unserem leider häufig so kläglichen Gemeindesingen mit seinen süßlichen Ergebenheitsliedern etwas mehr die Luft ausgeht.

Eine so beim Dorf erhaltene Kirche — aus dem Schönen der Vergangenheit für eine schönere Zukunft erhaltene Kirche kann schließlich der

Jugend auch berufliche Hilfen geben. Denn ein junger Mensch, der da merkt, daß vergangene Schönheit wieder eine Zukunft hat, der wird auch spüren, daß Berufe, die das Schöne erhalten und eines Tages vielleicht sogar von neuem gestalten, ebenso eine Zukunft haben. Unser Bauhandwerk nämlich kann doch nicht für immer von Installateuren, Betonmischern und Eisenflechtern bestimmt werden. Wir brauchen auch wieder den Kunstschreiner, den Kunstschlosser, den Stukkateur, den Gewölbemaurer, den Kistler, den Vergolder und Faßmaler, wenn die Schönheit eine Zukunft haben soll. Und wir müssen die Jugend erfahren lassen, daß es nicht nur unsere Welt ist, sondern vor allem ihre Welt, die sie damit gestaltet.

Und wenn wir uns nun von der Kirche noch ein wenig wegbewegen, rundumhin zu den alten Rathäusern, Laubengängen, Bürgerwohnstätten, den Bauten des Handwerks, Handelns und Beherbergens, zu den gestandenen Bauernhöfen und alledem was des Erhaltens und Schützens wert ist — ja, so wäre diese ganze Welt einer schöneren Zukunft aus schöner Vergangenheit schlecht beraten mit einem Denkmalschutz, der selber die Kirche nicht beim Dorf ließe. Aus Mangel an besserem Wissen — weil bisher die Informationen mitunter spärlich waren — aber auch wider besseres Wissen — weil man bestimmte Interessen verfolgt — erwecken heute noch viele Stimmen den Eindruck, als bedeute der Denkmalschutz einen Glassturz, unter dem nichts mehr verändert werden darf und mittendrin der Mensch eine vor fünf hundert Jahren stehengebliebene Zivilisation erdulden müsse.

Doch diese Darstellung ist falsch. Denkmalschutz will das Bild und nicht jeden Pinselstrich erhalten, er will den Schatz wohl bewahren, aber damit auch Neues erwerben, oder noch klarer gesagt: Denkmalschutz geht nicht bis zur minutiös vorgeschriebenen Form einer Dachrinne

und verlangt keine Wasserversorgung aus dem Ziehbrunnen im Hof — und entscheidend ist: Denkmalschutz soll Neues nicht verhindern, das mit Kräften gestaltet wird, die doch gerade aus der Erhaltung und Betrachtung schöner Vergangenheit wieder wachgeworden sind. Anderer Denkmalschutz wäre kleinkariert und lebensfern und verlangt Widerstand, weil ihn der bayerische Gesetzgeber so nicht wollte.

Freilich, dieses „die Kirche beim Dorf lassen“ gilt eben auch und gerade so für die Städte. Denn wir sollten doch keineswegs glauben, daß die Kraft für eine Zukunft neuer Schönheit allein aus den Dörfern käme. Gewiß, schon immer strömen Kräfte vom Land in die Stadt und ohne sie wären die Städte seit langem ausgestorben. Auch kommt es ja nicht von ungefähr, daß noch in unserer Zeit die meisten Großen des geistigen, wirtschaftlichen und politischen Lebens ihre Groß- oder Urgroßeltern auf einem Bauernhof hatten. Und heute holt sich der Städter auf dem Land neue Kraft, er kommt aber auch nicht so ganz mit leeren Händen, um nur zu nehmen. Aus der Stadt nämlich fließen sehr wohl Kräfte hinaus, Kräfte der Rückbesinnung, der Mahnung und Warnung, das überkommene Erbe nicht voreilig zu verschleudern, den Acker der Tradition nicht gegen einen vermeintlichen Fortschritt einzutauschen, der alles derart niedertrampelt, daß die Saat neuer Schönheit auf dem guten Boden nicht mehr gedeihen kann. So muß halt auch das wieder einmal gesagt werden:

Hätten wir unsere Freude noch an den hellen prächtigen Trachten des bayerischen Landes, wenn vor Jahr und Tag nicht ein städtischer Volksschullehrer sein Lebenswerk an ihre Erneuerung gesetzt hätte? Hat es doch vor einem halben Jahrhundert noch so ausgesehen, als müßten der violette Anzug und der schwarze Vellourshut zur Einheitsuniform des Bauern werden, ohne zu wissen, daß

dieses Gewand erst aus dem ansehnlich bäuerlichen Menschen den linkisch bäuerischen Ökonomen machte?

Und wann wäre unsere heute gottlob so klangvoll blühende Volksmusik endgültig verstummt, wenn ein Jahrzehnt vor dem zweiten Weltkrieg der geborene Münchner Kiem Pauli und der Münchner Universitätsprofessor Kurt Huber nicht unermüdlich Land auf Land ab das klingende Volksgut von Jahrhunderten gesammelt und geduldig Jahrgang um Jahrgang mit neuem Leben erfüllt hätten?

Und gewiß mögen wir uns auch ein wenig darüber lustig machen, daß der Städter heutzutage seine Behausung so gerne rustikal, also bäuerlich, einrichtet, mit Eckbank, Herrgottswinkel, Schüsselrahmen, Kastenuhr und Hinterglasbildern — das ist aber genau besehen doch nichts anderes als eine zwar vielleicht unbewußte und gerade darum so urgewaltige städtische Rettungsaktion für die bodenständige, heimelige Lebensart. Und wars nicht etwa so, daß rundum auch in den Bauernstuben schon der Serienkram einer konfektionierenden Möbelindustrie sich breit machte?

Das alles kam und kommt nicht von ungefähr. Der Seemann auf dem Meer weiß den Hafen zu schätzen. Und der Mensch, im Meer der Großstadt verloren, lernt nach mancher Irrfahrt wieder lieben, was Bestand hat, weil es schlichtweg und zeitlos schön ist. So stammt auch die Erneuerung des Denkens, das Schöne im und auf dem Lande weitum zu erhalten um einer schöneren Zukunft willen aus den Städten — dieses Warnen, Mahnen und Bitten aufs Land hinaus: „Seid um Gottes Willen vorsichtig — glaubt ja nicht, ihr hättet soviel, daß um ein bisserl weniger alte Schönheit kein Aufhebens wäre — haltet fest, was unser Land selber erhalten kann — es könnte euch sonst bitter gereuen!“

Dieses Rufen kommt um kein Quentlein zu früh und eher schon hoffentlich nicht zu spät. Denn hier und dort an den Dorfrändern und besonders in Fremdenverkehrsgebieten entstehen sie oder stehen bereits, die sterilen Zweckbauten mit der Anmut eines Pflastersteins, geduldet vom Irrglauben eines Gemeinderats, daß man andernfalls nicht fortschrittlich wäre. Trachten jedoch konnte man wiederentdecken und Volkslieder aus dem Schweigen zurückholen — Eisenbeton aber wird im Lauf der Jahre nur noch härter. Der Städter indessen hat ein Recht auf seine Warnung, denn er hat mittlerweile die leidvolle Erfahrung gemacht, daß er inmitten seiner hochgetürmten Moderne zum unbehausten Menschen wird und schon wurde aus dieser Einsicht jüngst auf einer Städtebauertagung der Begriff geboren: Daß unseren hinzugebauten Städten die Traulichkeit fehlt.

Freilich, ein fast altmodischer Begriff. Aber vom Denkmalschutz her kann er zur Novität werden. Wir geben uns keineswegs der Illusion hin, daß im Baubereich städtischer Randbezirke etwa neue Behausungen mit gotischer oder barocker Fassade entstehen könnten oder auch nur sollten. Was aber in den Straßen und Gassen alter Städte nicht nur unsere Bewunderung, sondern stille Wünsche erregt, das sind auch weniger Pracht und Herrlichkeit — nein das sind recht besehen bloß ein paar Elemente, mit denen sich das Gefühl des Geborgenseins verbindet: Der Winkel nämlich, der Erker und das Giebeldach — alle drei fehlen in unseren modernen Stadtlandschaften. Der Winkel aber — schon das Kind sucht in ihm seine eigene kleine Welt, das Liebespaar sein Glück, der ältere Mensch seinen Platz für Besinnung, Nachdenken und neues Schaffen. Der Erker — er ist das Gehäuse des Menschen für die Betrachtung des Lebens rundum. Das Giebeldach — es ist kein flacher Deckel auf dem Topf des Daseins, ist vielmehr ein schirmender Überbau und läßt spüren,

daß von ihm jede Unbill abgeleitet. Alle drei zusammen aber sind jene Geborgenheit, nach der sich seit Anbeginn und in unseren Tagen wiederum der Mensch sehnt und schon diese drei genügen, um auch ohne Schnörkel und Stuck seinen Wunsch zu erfüllen. Besinnt er sich darauf, besinnt er sich auf die Möglichkeit, aus der Liebe zum Schönen einer sinnvoll erhaltenen Vergangenheit wiederum Schönes für sein eigenes, persönliches Heute und Morgen zu gewinnen — so mag er auch den an sich dürren Begriff Denkmalschutz nicht nur mit seiner Duldung bedenken sondern darüber hinaus noch mit Liebe begreifen.

Denn Bestand hat auf die Dauer nur, was geliebt und von dieser Liebe immer wieder mit neuem Leben erfüllt wird. So hätte Besinnung auf die Kulturwerte aus der Vergangenheit eines Landes wie Bayern um künftiger Schönheit willen keine höhere Lebenserwartung als pure Mode bloß, wenn dieses Land selbst samt seiner Eigenart und seinem Bekenntnis eigenständigen Bestehens nur noch ein gelegentlich abgestaubtes Vitrinenstück im politischen Museum wäre.

Hohes Alter genügt, um Ehrfurcht zu erwecken, und dieser nun seit über tausend Jahren bestehende Staat Bayern ist selber ein historisches Kunstwerk, dem allein deshalb schon ein ehrenvoller Platz in der Geschichte sicher wäre. Dieses Bayern aber muß ein Staat bleiben, darf nimmer zur Provinz werden, wenn es die hohen Werte seiner Vergangenheit in die Zukunft hinüberretten will und seine Schönheit nicht bloß eine vorübergehend aus dem Kostümfundus ausgegrabene Wiederaufführung bleiben soll, wohlwollend beklatscht und bald vom Spielplan abgesetzt. Denn Provinzen sind ohne eigenes Leben und können kein Fortleben vermitteln.

So genügt es auch nicht, Bayerns Recht auf Eigenstand nur aus der Historie zu begründen. Hohes Alter ist ehrenvoll, wie gesagt, und es mag obendrein ein Verdienst bedeuten, weil man ohne entsprechende Lebensgrundsätze kaum sehr alt zu werden pflegt — zum Qualitätsbeweis für ein Recht auf weiteren Fortbestand wird Alter erst dann, wenn diese Grundsätze zum Gütesiegel unwandelbarer Existenzberechtigung werden, wenn diese dann die Gegenwart mit Leben erfüllen — so wird Alter lebendig und bleibt jung. So wird auch vergangene Schönheit wieder lebendig, so bleibt Vergangenheit für die Zukunft jung.

Und wie gesagt auch: Ohne Liebe kein Leben. Und ohne Liebe wird dieses Land Bayern — werden seine Werte nicht fortbestehen. So bleibt uns, Bayern zu lieben und auch hier die Kirche beim Dorf zu lassen. Denn gerade so, wie auch zwischen zwei Menschen die beständige Liebe nicht aus lauthalsigen Sprüchen blüht, genauso ist unserer Liebe zu Bayern nicht mit bajuwarischen Kraftausdrücken auf Heimatabenden geholfen. Diese lederbehosten Kraftprotzen verleugnen ja meist schon fünf Minuten später ihre Heimatsprache. Die stille, beharrlich tätige Liebe braucht unser Land — Liebe, die dem Altbaiern zugetan, des Schwaben froh und für Franken dankbar ist — das Gottesgeschenk dieses ganzen Bayern aber mit den alten Worten umfaßt:

„Du bist mein. ich bin Dein,
Du bist beschlossen in meinem
Herzen —
Verloren ist das Schlüsselein,
Du mußt immer drinne sein.“

Alte, unwandelbar schöne Worte, des immer neuen Sprechens wert. Auf daß aus unserer Vergangenheit alles Schöne wieder eine Zukunft hat.

Zwei alte Grabsteine und ihre Zeit

Von Eduard Pfanz

Vor etwa 30 Jahren sah der alte Stadtgärtner Kink am rechten Ufer des Lechs hinter der Turnhalle einen Grabstein herausragen, der ihm wegen seiner besonderen Art wert erschien, aufbewahrt zu werden. Die Steinmetzmeister Sepp, Vater und Sohn, schafften mit Mesner Wind den Grabstein in die Steinmetzwerkstätte Sepp, wo er viele Jahre liegen blieb, bis Franz Sepp das fehlende schmiedeeiserne Kreuz auf den Sandsteinsockel setzte und dieses Grabmonument vor ungefähr zehn Jahren hinter der Johanniskirche aufstellte. Außer dem originellen hutbedeckten Totenkopf sind auf der Vorderseite im Flachrelief nur die Anfangsbuchstaben M und H angebracht und die Jahreszahl 1703. Die Seitenwände des 50 cm breiten und 60 cm hohen Grabsteins sind mit stilisierten Akanthusblättern versehen.

Nach den von Schober veröffentlichten Pfarrmatrikeln wurde dieser Grabstein angefertigt für Matthias Hueber, Mitglied des äußeren Raths und Seiler aus Friedberg, der in Landsberg am 13. November 1679 eine A. Sedlmeierin heiratete und hier am 27. November 1703 verstarb.

Das Todesjahr dieses Matthias Hueber fällt in die Zeit des spanischen Erbfolgekrieges 1701—1714. Durch das Bündnis mit Frankreich stürzte der bayerische Kurfürst Max Emanuel sein Land in einen langjährigen Krieg mit allen seinen schrecklichen Folgen. Zu Beginn des Krieges schien das Kriegsglück Max Emanuel hold. Im nahen Schlosse Lichtenberg hatte er sein Hauptquartier aufgeschlagen. Nach der verlorenen Schlacht bei Höchstätt aber war das Glück dauernd von den bayerischen Fahnen gewichen. Die Tiroler streiften nach einem mißglückten Feldzug bis an den Ammersee. Auch Landsberg kam unter die österreichische Administration und wurde mit starken Truppenteilen belegt. Durch hier verstorbene Soldaten wissen wir auch, welche Truppenteile in Landsberg lagen oder durchzogen (1). Die bayerischen Landesteile links des Lechs kamen an das Hochstift Augsburg. Der Lech wurde scharfe bayerische Grenze. Selbst der Galgen (am Galgenweg) mußte vor das Bayertor versetzt werden.

Besonders der Markt Dießen hatte Schreckliches durchzumachen. Am

schlimmsten erging es der Landbevölkerung und vor allem den Gastwirten. Viele Landbewohner aus fast allen Ortschaften des Landkreises, besonders viele aus Issing, Beuerbach und Erpfting, flüchteten in die Stadt. So starben hier am 6. Oktober 1703 Ignaz Schmelcher und Martin Bruner, die tödlich verwundet wurden. Am 10. Oktober 1703 Anton und Therese Lechler, Gastwirtsehepaar von Penzing, am 2. Oktober 1703 der hierher geflüchtete Franz Bihler von Erpfting (in exilio), am 18. Oktober 1703 Matthias Klotz, Gastwirt in Windach, am 20. Oktober 1703 Tobias und Rosina Braunnüller, Gastwirtsehepaar von Viltgertshofen. Am 17. September 1703 wurde an der Sandauer Brücke Abraham Dürst von Epfach angeschwemmt, der von kaiserlichen Husaren in den Lech getrieben und ertrunken war. Er wurde im Johannfriedhof beerdigt. Am 18. Januar 1704 starb Christine Höggin, Wirtin in Erpfting; außerdem wieder Kinder von Flüchtlingen. Durch die vielen in der Stadt zusammengedrängten Leute (Einwohner, Soldaten, Flüchtlinge) entstanden Ende 1703 viele Krankheiten und die Sterbefälle mehrten sich in erschreckender Weise. Während im Jahre 1702 nur 66 Sterbefälle verzeichnet sind, stieg die Zahl der Gestorbenen im Jahre 1703 auf 196 (im November 44, im Dezember 59) und im Jahre 1704 auf 193. Es erscheint wahrscheinlich, daß der Tod dieses Matthias Huber mit

diesen Ereignissen zusammenhängt. Sein wiederaufgestellter Grabstein kann an diese Ereignisse erinnern.

Erst am 8. April 1715 konnte Kurfürst Max Emanuel nach elfjährigem Exil in den Niederlanden bei Schloß Lichtenberg wieder bayerischen Boden betreten, herzlich begrüßt von seiner Familie und seinem treuen Volke. Zum Empfang waren auch die Landsberger Behörden und die Schützen erschienen.

Beim Umbau eines alten Hauses am Hinteren Anger wurde eine breite Haustürschwelle aus Sandstein zertrümmert und beseitigt. Erst beim Aufladen auf den Lastwagen ist an der nach unten gelegenen Seite eine noch gut lesbare Inschrift sichtbar geworden. Es handelt sich um einen alten Grabstein, der jahrhundertlang hier als Türschwelle diente. Ich sammelte mit den Bauarbeitern, die mich aufmerksam machten, die Trümmer und lagerte diese vorerst auf meinem Gartengrundstück. Später setzte Steinmetzmeister Franz Sepp die Grabsteinteile zusammen und umgab diese mit einem Betonmantel. Wir beschlossen, den wiederhergestellten alten Grabstein mit Genehmigung von Geistlichen Rat Stadtpfarrer Niklas an der Rückseite der Johanniskirche aufzustellen. Schon die Größe des Grabsteins mit 50 cm Breite und 160 cm Höhe zeugt von einem wohlhabenden Landsberger Bürger. Die Inschrift lautet: Anno Domini 1624 den 14. Tag Mertzen ist in Gott Seelig entschlaffen Der Ersam und Weiß Caspar Lengenvelder des Aeußeren Rathß alhie. Anno 1611 Den 20. Augusti ist In Gott verschieden Die Erbare Anna Hörmenin welche sein Erste eheliche Hausfrau Dießen 2 Seelen der Almechtig Gott eine fröliche Auferstehung Verleichen welle Amen.

Am unteren Teil des Grabsteins ist ein wappenähnliches Zeichen angebracht. Aber gerade dieses ist schlecht erhalten und teilweise zertrümmert. In mühevoller Arbeit hat Franz Sepp dieses nachgezeichnet (siehe Abbildung 2).

Kunstheraldiker Walter Thiedig, Nürnberg, stellte fest, daß es sich um ein Hauszeichen handelt, welches drei gestielte und gekreuzte Lindenblätter darstellt. Der 1624 verstorbene Caspar Lengenvelder entstammt demnach sehr wahrscheinlich dem Geschlecht der Lengenvelder zu Weichenberg, Kreis Bogen, Niederbayern, einem altbayerischen Turnierge-schlecht, das im 15. Jahrhundert erloschen ist. Das Geschlecht führte mehrere Wappen, darunter auch eines, welches im Schilde eine goldene Lindenschlinge auf rotem Grund enthält. (Sigmund Lengenvelder zu Weichenberg anno 1436). Es handelt sich demnach um die gleichen Symbole (verbundene Lindenblätter).

Die Lengenvelder in Landsberg: Caspar Lengenvelder heiratete in Landsberg im Jahre 1588 eine Anna Hermenin von Memmingen (wahrscheinlich Memming bei Hagenheim). Diese starb auf Grund der Grabsteininschrift am 20. August 1611. Ein Jahr später heiratete der „ersam und weiß Herr Caspar Lengenveldner“ eine Anna Wurmin. Ein Sterbeeintrag von dieser ist nicht zu finden. In den Hl.-Geist-Spitalstiftungs-Rechnungen fand ich in den Jahren 1590 und 1603 unseren Casp. Lengenvelder als Seiler verzeichnet. Ein weiterer Seiler, Johann Lengenvelder, der 1624 die Ursula Beirin heiratete, wird dort 1642 genannt. Die Schreibweise des Namens Lengenvelder - Lengenvelder - Lengenveldner wechselt oft, da man sie früher nicht so genau wie heute nahm und die Namen meist nach dem Gehör niedergeschrieben wurden.

Schon im Jahre 1508 wird in Landsberg eine Anna Lengenveldin, Hannsen Lengenvelders Witwe genannt, die 100 Gulden stiftet „für neues Gotzhaus und Gotzacker am Herrenanger“ (Vorderer Anger). In den Pfarrmatrikeln, die 1584 beginnen, werden Lengenvelder-Lengenvelder bis ins 17. Jahrhundert mehrmals genannt: 1588 heiratet Kath. Lengenvelder einen Tobias Selder, 1592 heiratete Jakob Lengenvelder eine M.

Stadlerin von Pürgen, 1589 heiratet Rg. Lengfelder Abraham Kheser, 1587 stirbt Marg. Lengfelder. Am 17. April 1633 „ist Johann Lengfelder umbkommen seindt in der einnehmung der Stadt durch die Schweden“ und eine Maria Lengfellnerin ist 1633 „bei Plünderung umkommen“ (durch Verwundung oder Verletzung hernach gestorben). Den schicksalhaften Ereignissen des 30-jährigen Krieges scheinen auch die Familien Lengfelder in Landsberg zum Opfer gefallen zu sein. Nur noch vereinzelt taucht der Name auf: 1652 Franz Lengfelder, Kooperator der freien Künste und der Philosophie Magister; 1659 Lorenz Lengfelder, Pfarrer in Graben als Trauzeuge des 1652 als armer Landsberger Bürgerssohn in der Stadtpfarrkirche sein erstes heiliges Meßopfer zelebrierte; 1706 starb Lengfelder, eremit, Pfarrer in Unterfinning und wurde in der Stadtpfarrkirche beerdigt.

Außer den beiden Lengfeldern in der Umgebung Landsbergs gibt es auch bei Krems/Oesterreich einen Ort Lengfeld, im Oetztal ein Längelfeld und in Tirol soll es eine Ortschaft Lengfeld geben (Deutsche Gaue, Sonderheft 89).

Neben diesen beiden seltenen Grabdenkmälern hat Steinmetzmeister Fr. Sepp auch noch andere alte Grabsteine hinter der Johanniskirche aufgestellt und auch eine stark abgetretene Marmorgrabplatte mit einem Wappen, so daß dieser Ort wieder an einen alten Begräbnisplatz, den Johannisfriedhof, den „inneren Freithof“ erinnert, der im Jahre 1505 angelegt und 1507 eingeweiht wurde, nachdem der alte Friedhof um die Stadtpfarrkirche durch den großen Neubau der Kirche zu klein geworden war. 300 Jahre lang haben hier viele Landsberger ihre letzte Ruhestätte gefunden. Dieser Friedhof reichte in der Breite der Johanniskirche und dem Hause der Seilere Daschner bis zum Mühlbach, an dem das Ossuarium (Gebeinhaus) stand. Anfangs vorigen Jahrhunderts wurde der Friedhof aufgelassen. Es

sollte ein schöner Garten daraus entstehen, beschloß der Magistrat der Stadt. Statt dessen wurde der Friedhof Tummelplatz für Kinder, Wäscheaufhängeplatz und Ablageplatz für altes Gerümpel und Abfälle. Die schönen eisernen Grabkreuze und Grabsteine verschwanden und wurden als Baumaterial verwendet. Selbst die steinerne Säule, die Totenleuchte, darin ein „ewig Licht“ unterhalten wurde zum Gedenken an einen im Jahre 1527 unschuldig hingerichteten Schlossermeister, wurde beseitigt.

Bis zur Jahrhundertwende stand im Friedhof in der Nähe der Bruder-gasse gegenüber dem ehemaligen Bruderhaus ein besonderes Sakrarium, das der Schreiner Josef Kuisel, der nebenan wohnte, abzeichnete (siehe Abb. 3). Dieses wurde im Jahre 1627 nach dem Auftreten des ersten Pestfalles eigens errichtet zur Aufbewahrung des Allerheiligsten, damit der Geistliche zur Reingung der Sakramente an die Pestkranken die Johanniskirche wegen Ansteckungsgefahr nicht zu betreten brauchte.

Die Friedhofmauer verschwand und wurde mit einem Bretterzaun ersetzt. Noch ein erhaltener letzter Rest dieser Mauer an der Südseite mußte erst im Frühjahr 1973 wegen Baufälligkeit weichen. Das von der Stadtverwaltung versprochene Monument, das an den Friedhof erinnern sollte, hat man nie errichtet. Statt dessen verkaufte die Stadt unter Außerachtlassung jeder Pietät den Friedhofsplatz und er wurde (bis auf ein kleines Stückchen) Arbeits- und Lagerplatz.

Im Jahre 1845 wurde der Brunnen an der Kirchenmauer (als dem Gebäude schädlich) etwas hinter die Kirche an die Südseite des Bruder-gäßchens versetzt. Bei Errichtung der neuen Wasserleitung im Jahre 1893 verschwand der Brunnen. Dabei kam hart am Brunnenrand in geringer Tiefe das Skelett eines ungewöhnlich großen, kräftigen Mannes mit vollständig erhaltenem Ge-

biß, dessen Alter man auf 20—30 Jahre schätzte, zutage, wie mir der nun verstorbene 80jährige Mesner Wind erzählte.

Ein merkwürdiger Zufall wollte es nun, daß der Name eines alten Landsberger Geschlechtes, die Lengenfelder, schon bei Anlage dieses Friedhofes — auf Grund hochherziger Stiftung genannt —, durch den Grabstein unvergessen blieb (2).

Anmerkungen:

(1). Es starben hier Angehörige des Kurfürstlichen Graf Seefeldchen Regiments, der französischen Legion de

Lan, des Schwarzlützenburgischen Regiments, des Wolframbstorfsche Regiment, des Graf Costischen Regiments, des Masseischen Regiments, des Thürheimische Regiment zu Fuß, des Archischen Regiments, angeworbene Grenadiere des Churbayerischen Leibregiments, die Friedberger Landfahnen (Bürgermilitär), ungarische Soldaten und Heyducken.

(2) Die erste Kirche war zuerst Friedhofskirche mit drei Altären, wurde 1507 geweiht und 1740 abgebrochen. Die jetzt stehende Johankirche ist die zweite Kirche, wurde von Dominikus Zimmermann erbaut und 1752 eingeweiht.

(Siehe Abbildungen Nr. 28-31 im Bildteil)

Im Westerholz mußte Grabhügel Straßenbau weichen

Das Westerholz birgt noch an die 200 Grabhügel aus vorchristlicher Zeit. Durch den Neubau der Verbindungsstraße Kaufering - Scheuring wären ursprünglich ein halbes Dutzend Grabhügel dem Straßenbau zum Opfer gefallen. Doch verständnisvolle Umplanung des Landratsamtes Landsberg machte es möglich, daß nur ein einziger Grabhügel beseitigt werden mußte. Das Landesamt für Denkmalpflege München (Dr. Keller, ein Student mit zwei Arbeitern der Baufirma) führte hier am 17. und 18. August 1970 eine Notgrabung durch.

Wie nach zwei Tagen noch sichtbar war die Brandschüttung etwas über den normalen Boden erhöht. Zahlreiche Holzkohlenreste und eine graue Schicht bezeichneten die Lage, an der der Leichnam offenbar an Ort und Stelle verbrannt worden

war. Um den Toten waren 13 Tongefäße aufgestellt, wohl gefüllt mit Speise und Trank, die man den Toten zur Wanderung ins Jenseits mitgegeben hatte. Die nun zahllosen zerdrückten Scherben werden vom Landesamt für Denkmalpflege wieder zu Gefäßen zusammengestellt. Steinpakungen, wie man sie anderwärts oft findet, waren keine festzustellen; anscheinend auch keine Waffen und Schmuckstücke. Ueber den Leichenbrand wurde dann der Hügel gewölbt, der aus lehmigem Sand bestand.

Das Grab stammte wahrscheinlich aus der Hallstattzeit und dürfte rund 3000 Jahre alt gewesen sein. Die anscheinliche Größe dieses Grabhügels gab Kunde von einer hochgestellten Persönlichkeit aus dieser Zeit.

E. Pflanz

(s. Abb. 31)

Ein verdienter Lehrer

Mit diesem Grabmal im linken Seitenschiff der Stadtpfarrkirche Landsberg a. Lech wurde ein verdienter Schulmann von dankbaren Bürgern geehrt.
Es trägt folgende Inschrift:
Denkmal
einem verdienten Bieder-
manne
dem würdigen Knaben-Lehrer
Ignaz Gilg
geboren in Landsberg
in Oberbayern
im Jahre 1732, den 31. July,
welcher, nachdem er
50 Jahre hindurch
die Pflichten seines
schweren Berufes

mit rastlosem Eifer und
rühmlicher Ausdauer erfüllt,
dadurch seiner Vaterstadt
wesentlich genützt, das Ver-
trauen und die Liebe der
Eltern und Kinder,
die Achtung seines Vorstandes
und die Würdigung seines
Königs, höchst-welcher ihn
mit der goldenen Ehren-
Münze begnadigte, sich
erworben hatte, als Zierde
seines Standes am 1. Juli 1811,
im 79. Jahre seines Alters
selig im Herrn
entschlummerte
im Jahre 1843 errichtet
von den Bürgern der Stadt
Landsberg, die ihm den
ersten Grund ihrer Ausbildung
verdanken.
Sein Andenken bleibt im Segen.

Sir Hubert von Herkomer - aus britischer Sicht

Von Dr. Cedric Hentschel, Regional-Direktor des British Council in Bayern

(Dieser Vortrag wurde 1973 im Festsaal des Landsberger Rathauses gehalten, anlässlich der Herkomerausstellungseröffnung im Mutterturm)

Viele Briten schauen heutzutage auf Europa wie auf die Verheißung neuen Wohlstands. Der Lauf der Geschichte bringt aber viele Umlagerungen mit sich. Vor einem Jahrhundert noch war London — nicht minder als New York — das Mekka, das die Hungrigen und Unterdrückten aus allen Teilen des Kontinents anzog. Zu Tausenden kamen sie auf der Suche nach einem Broterwerb — Straßenarbeiter aus Irland, Kellner aus Italien, jüdische Flüchtlinge aus Rußland, Bäcker und Friseure aus Deutschland. Mit dieser Welle kamen auch Männer mit großen Talenten und hochfliegenden Plänen, die nicht nur nahmen, was England zu bieten hatte, sondern aus eigener Kraft zum Glanz eines Imperiums beitrugen, das damals auf dem Zenit seiner Macht stand. Manche waren brillante Abenteurer wie der Wiener Freund Königin Viktorias, Baron Sir Rudolf von Slatin Pasha, oder der Forscher Sir Robert Schomburgk, später britischer Konsul in San Domingo und Bangkok. Andere waren Politiker, Gelehrte, Künstler. Karl Marx, den wir zu dieser Zeit in der Bibliothek des Britischen Museums bei der Arbeit sehen — einer Institution, wohl gemerkt, die der naturalisierte Italiener, Sir Anthony Panizzi, selbst ein politischer Flüchtling, umgestaltet hatte — symbolisiert gewissermaßen den Grad von Toleranz, mit der England damals die Verstoßenen vieler Herren Länder bei sich aufnahm.

Dies also ist in etwa der Hintergrund, vor dem sich Sir Hubert von Herkomers Lebensweg für uns abzeichnet als der eines Mannes, der in England zeitlebens so etwas wie ein Inbegriff bayerischer Herzlichkeit, gediegener Handwerkskunst und redlichen Strebens war, während er sei-

nerseits im Laufe von wiederholten Reisen ins heimatliche Bayern seinen Landsleuten etwas von der britischen Lebensart (und besonders einen Schuß demokratischen britischen Denkens) zu vermitteln suchte. Ein Mann von einfacher Herkunft, war ihm ein Aufstieg zu Reichtum und Ansehen weit über dem Durchschnitt bestimmt. Wohl waren seine Lebensumstände nicht in allem glücklich zu nennen; denn seine Gesundheit war nicht die beste, und drei Heiraten bewegten wechselvoll sein Schicksal. Doch nach außen zumindest erschien er als die wahre Inkarnation dessen, „der auszog und sein Glück machte“.

Herkomer war erst zwei Jahre alt, als sich sein Vater, verbittert durch die reaktionäre politische Atmosphäre in Deutschland nach dem Zusammenbruch der Revolte von 1848, entschloß, im Jahre 1851 nach Amerika auszuwandern. Die Familie blieb dort sechs Jahre lang und lebte hauptsächlich in Cleveland. Die Lebensbedingungen waren hart; gleich zu Anfang hatte sie die sechswöchige Hinreise auf unfreiwillige Diät gesetzt, die aus wenig mehr als Salzfleisch, Wasser und Brot bestand. In seiner Autobiografie berichtet uns Herkomer über seine Erfahrungen in Cleveland.

„Meine Erinnerung ist die an spärlich möblierte Räume; an schreckliche Hitze in Sommernächten, wo wir auf dem nackten Boden schliefen in der vergeblichen Hoffnung auf ein wenig Kühlung; an peinigende Stiche stinkender Wanzen; an fürchterliche Kälte im Winter — als wir zwischen Strohsäcken schliefen, um warm zu werden; und an den Schnee, der durch die undichten Fensterrahmen fiel.“

Es ist verständlich, daß unter solch unwirtlichen und abenteuerlichen Bedingungen Vater Herkomers Fleiß nur magere Früchte ernten sollte. Nur wenige seiner reich geschnitzten

Möbelstücke konnte er verkaufen. So zwang schließlich wirtschaftliche Not die Familie, nach Europa zurückzukehren — doch diesmal nach England, nicht nach Deutschland. Im Jahre 1857 ließen sich die Herkomers in Southampton nieder, und Hubert fand hier für fast ein Jahrzehnt ein Zuhause, das allerdings für den Gedeih eines Künstlers recht unzulänglich anmutet, wenn man bedenkt, daß die Stadt in den Sechzigerjahren kaum mehr als ein geschäftiger Seehafen war und wenig kulturelle Anregungen bot. Immerhin gab es so etwas wie eine Kunstschule, und tatsächlich begann Herkomer dort 1861 sein Studium. Bezeichnenderweise hat er später diese Schule scharf kritisiert und seinen damaligen Lehrer „den schlechtesten Kunstkenner“ genannt, „der ihm je untergekommen sei“. Uebrigens gibt es eine ganze Reihe solcher negativer Urteile über seinen Lehrer. Von Anfang an zeigte sich Herkomer als ein Mann von selbständigem Naturell, seines eigenen Talentes sich durchaus bewußt. Auch gehörte er zu den Glücklichen, die wenig zu lernen haben, alles flog ihm zu. Trotzdem vermerkte man mit Erstaunen, daß sich seine allgemeine schulische Erziehung — im Gegensatz zu seinem Kunststudium — auf einen Zeitraum von sage und schreibe — sechs Monaten beschränkte! Er absolvierte sie gleichfalls an einer Schule in Southampton.

Das Jahr 1865 brachte für die Herkomerfamilie eine Unterbrechung ihres Aufenthaltes in England und führte sie für kurze Zeit nach Bayern zurück, wo der Vater einen Schnitzauftrag erhalten hatte: Kopien der vier Evangelisten von Peter Vischer in Lebensgröße sollte er anfertigen. Gleichzeitig sah man hierbei für Hubert die Gelegenheit gekommen, in die Münchner Kunstakademie einzutreten. Es ereignete sich aber ein kurioser Zwischenfall. Der Vater erfuhr, daß sein abgelauener britischer Paß nur in England erneuert werden könne, andernfalls

er seine britische Staatsangehörigkeit verlieren würde. Da entschloß sich Lorenz Herkomer kurzerhand, die Familie nach Southampton zurückzubringen; denn er war unter keinen Umständen bereit, seinen Sohn in der deutschen Armee dienen zu lassen. Heutzutage hätte es wohl dieses Problem nicht gegeben.

So wurden Huberts Studien an der Münchner Akademie abrupt unterbrochen, doch empfand er dies, wie aus seinen späteren, sehr sarkastischen Äußerungen über die Münchner Kunsttradition um 1860 hervorgeht, als keinen großen Verlust. Zu sehr beherrschte dort der allgegenwärtige Geist Kaulbachs die Szene, der besagte, daß „Malen gegenüber Zeichnen von sekundärer Bedeutung sei, daß das antike Vorbild die Natur verdrängen und jeglicher Realismus ein für allemal aus den Gefilden der schönen Künste verbannt werden müsse.“ Solche Anklage, von Herkomer in seiner Autobiographie erhoben, zeigt klar, wo seine eigenen Sympathien lagen. Er war ganz und gar für Realismus und Natur und sah diese beiden Vorstellungen in engster Verschwisterung, so daß der Begriff „Natur“ für ihn nicht ein undurchsichtiges romantisches Gebilde darstellte, sondern einfach die natürliche Umwelt, die er aufs sorgfältigste beobachtet und wiedergegeben wissen wollte. Was er freilich nach seiner Rückkehr aus München nach Southampton sehr vermißte, waren die Anregungen durch den Besuch großartiger Museen und die Möglichkeit, sich Webers Opern anzuhören.

Nach zwei Fehlstarts in seinem Studium konnte er immerhin 1866 mit dem Eintritt in die Kunstschulen im Londoner Stadtteil South Kensington seine Lehrzeit beenden. Die Trennung von den Eltern war schmerzlich, aber andererseits konnte er doch nur in London jene weltweite, großzügige Atmosphäre finden, die die Voraussetzungen für seine baldigen Erfolge boten. Gleich zu Anfang sollte er hier beweisen,

daß er imstande war, auf eigenen Füßen zu stehen. Da die dortigen Schulbestimmungen ihm den sofortigen Eintritt in die sogenannte „life-class“, in der am lebenden Modell gearbeitet wurde, verwehrt und sich somit wiederum der deprimierenden Fronarbeit des Kopierens antiker Vorlagen ausgesetzt sah, durchbrach er einfach die bürokratischen Schranken und „marschierte kühn in die ‚life-class‘ hinein“, um mit einer blendenden Anfangsleistung den Lehrer sogleich zu überzeugen, daß er hier durchaus am Platz sei. Wie sich herausstellte, befand er sich unter seinen Kommilitonen in bester Gesellschaft; denn vier von ihnen wurden später Mitglied der Königlichen Akademie.

Und doch waren die Erfahrungen in South Kensington nicht viel besser als vorher in Southampton und München. „Die Kensingtoner Lehrmethoden“, so erzählt uns Herkomer, „brachten mich einfach nicht weiter. Irgend etwas stimmt nicht an einem Trainingssystem für Kunststudenten, welches nicht die Fähigkeit des „Sehens“ erwecken kann, die in dem künstlerischen Aspekt der Natur liegt, oder dem Lernenden nicht weiterhilft, ein Gefühl für Qualität in der Malerei zu entwickeln. Keine Anleitung kritischer Art ist mir je zuteil geworden, die mich zu dem einen oder anderen hingeführt hätte“. Bei einer so vernichtenden Beurteilung des „Systems“ fragt man sich mit Fug und Recht, wem denn Herkomer letzten Endes — mit Ausnahme seines Vaters — seine Entwicklung als Künstler verdankt. Die Antwort ist nicht leicht — und zumindest nicht aus Aeüßerungen aus seinem eigenen Munde zu entnehmen. Eine Zeitlang geriet er in den Bannkreis eines gewissen Frederick Walker (1840—1875), eines Buchillustrators, der auch Oelbilder und Aquarelle ausstellte. Auch wurde er ein Bewunderer der Schriften Ruskins, was sich zeitweise in seinen Landschaftsbildern als ein Schweigen in Purpurtönen niederschlug —

Purpur hielt Ruskin für eine sogenannte „gesunde“ Farbe. Geht man jedoch völlig unbefangen an Herkomers Werk heran, so können einem, vor allem in seinen Landschaften und Genrebildern, gewisse deutliche Stilähnlichkeiten mit einigen bekannten Malern seiner Zeit nicht entgehen, so zum Beispiel mit Sir Edwin Landseer (1802—1873), Sir John Millais (1829—1896) oder Myles Birket Foster. Auch finden sich Anklänge an jene anderen Maler bauerlicher Herkunft — Gustave Courbet sowie an Wilhelm Leibl.

Bevor für Herkomer endgültig der Start in seine geradezu meteorhafte Karriere als Porträtmaler frei war, galt es erst noch zwei tiefere Sprossen der künstlerischen Leiter zu nehmen. Für kurze Zeit wurde er politischer Karikaturist und arbeitete für ein satirisches Blatt, das sich „The Censor“ nannte. Einige Themen, die ihm dort zur Illustration gestellt wurden, haben einen fast mittelalterlichen Klang, wie etwa „Torheit, die der Tod lenkt, ist Krieges Nahrung“. Eines Tages bekam er den Auftrag für eine Darstellung der Göttin Nemesis, die die Königin Isabella aus Spanien vertreibt — ein Blatt, an das er mit einigem Unbehagen zurückdenken sollte, als er, Jahre später der Königin Isabella bei einem Diner des Prinzregenten von Bayern begegnete.

Dann kam der unvergeßliche Tag, als der Manager des illustrierten Magazins „The Graphic“ auf Anhieb und gegen Bezahlung von 8 £) eine seiner Zeichnungen zur Veröffentlichung annahm, auf der ein paar Zigeuner festgehalten waren, die Herkomer in Wimbledon aufgelesen und in seine Wohnung in Chelsea als Modelle mitgenommen hatte. Von nun an konnte es sich über Mangel an Arbeit nicht beklagen. Aber es sollte noch besser kommen. Mr. Thomas, besagter Manager, hatte ihm bedeutet, nicht länger auf Anträge zu warten, sondern seine eigenen Themen zu finden, und so kam es, daß Herkomer eines Tages zur Ka-

pelle des Royal Hospital in Chelsea — des bekannten Heims für Kriegsveteranen — wanderte und dort eine Skizze machte, nach der dann sein großartiges Gemälde „Die letzte Musterung“ entstand, welches 1875 in der Royal Academy ausgestellt wurde. Herkomer war damals erst 20 Jahre alt — aber sein Bild wurde für 1200 £ gekauft und gewann die Ehrenmedaille (Medaille d'honneur) auf der Pariser Weltausstellung von 1878. Beim Wiederverkauf im Jahre 1923 erzielte das Werk den stattlichen Preis von 2800 Guinen und hängt heute in der Kunstgalerie der Lady Lever in Port Sunlight in Cheshire. Kurzum, mit dem Jahr 1875 war Herkomer das, was man einen arri- vierten Künstler nennt.

Seine weiteren Erfolge stellten sich fast selbstverständlich ein — gesichert freilich durch unermüdlichen Fleiß und oft auf Kosten gesundheitlicher Rückschläge. Während London in seinem späteren Leben notwendigerweise Hauptzentrum seines künstlerischen Schaffens blieb, und während ihm auf seinen zahlreichen Ferienreisen zum Kontinent die Stadt Landsberg eine Art zweite Wahlheimat wurde, sind es doch vor vor allem drei Orte gewesen, mit dem sich in England sein Name verbindet: mit Oxford, mit Nord-Wales und mit Bushey in der Grafschaft Hertfordshire.

Nach Oxford hatte ihn 1885 die Berufung zum „Slade Professor of Fine Arts“ als Nachfolger Ruskins geführt, und schon nach seiner ersten Vorlesung schlug in der Rektor, der gefürchtete Professor Jowett, für die Verleihung des „Master-of-Arts“-Titels vor. Auch wurde Herkomer zum Ehrenmitglied von All Souls College ernannt und zwar zu einer Zeit, als nur ein einziger, nämlich William Gladstone, der große Staatsmann der Liberalen, diese hohe Auszeichnung mit ihm teilte.

Die Verbindung mit Nord-Wales hatte familiäre Hintergründe. Man erinnert sich, daß Herkomer in zweiter und dritter Ehe zwei Schwestern

walisischer Herkunft heiratete — Lulu Griffiths, die 1885 starb, und drei Jahre später deren Schwester Margaret. Die beiden Mädchen stammten aus Stanley House im nord-walisischen Ruthin. Offenbar zog die Schönheit dieser Gegend Herkomer ebenso an, wie der Charme der einheimischen Weiblichkeit. Mehrere Jahre lang machte er es sich zur Gewohnheit, in den Ferien zum Skizzieren nach Wales zu fahren, wobei er sich unter einem Zelt Dach behelfsmäßig einrichtete. Da er asthmaleidend war, empfand er gewiß die reine Luft des walisischen Berglandes wohltuend, und vielleicht haben ihn auch jene Berge dort an die bayerische Heimat erinnert. Übrigens mag es uns in unseren Tagen der Umweltverschmutzung einigermaßen kurios erscheinen, daß ihn eben dieses Verlangen nach frischer Luft auch zu einem begeisterten Autofahrer machte!

Vor allem aber ist Bushey in Hertfordshire, nördlich von London, die Stätte geworden, mit dem sich der Name Sir Hubert von Herkomer unauslöschlich verbindet. Als er sich dort 1873 niederließ, war Bushey nur ein kleines ländliches Dorf, das aber eine gute Zugverbindung nach London hatte. An diesem verschlafenen Fleckchen sollte Herkomer seine erstaunlichen Energien entfesseln und hier auch war es, wo er jener ihm angeborenen Lust zum Bauen die Zügel schießen ließ, von dem wir einen Abglanz in dem (man möchte sagen) „wagnerianischen Mutterturm“ hier in Landsberg wiederfinden.

Sein großer englischer Landsitz „Lululaund“, so benannt nach seiner zweiten Frau, stellte ein höchst eigentümliches Gebilde verschiedener Stilmischungen dar. Den Innengrundriß hatte Herkomer selbst entworfen; auch die Möbel und Einbauten waren größtenteils nach seinen Ideen von ihm selbst und seinen Verwandten angefertigt worden. Die Außenmauern aber wurden nach einem Entwurf des amerikanischen Architekten H. H. Richardson errichtet,

der Herkomer Modell saß. Die mächtige Fassade — von einer etwas verschwommenen Romantik angehaucht — nahm sich neben den kleinen Nachbarhäuschen seltsam exotisch aus. Für das Mauerwerk war Tuffstein aus Bayern eigens importiert worden. Es war aber in erster Linie die Innenausstattung — reich, luxuriös und etwas überladen für den heutigen Geschmack, die ins Auge fiel und bei Herkomers Zeitgenossen uneingeschränkte Bewunderung fand. Wie es der Zufall will, ist diese Ausstattung kürzlich von Peter Ferriday in der Zeitschrift „Country Life“ (vom 1. Februar '73) ausführlich beschrieben worden:

„Die Halle — so heißt es da — hatte einen großartigen offenen Kamin aus rotem Sandstein und rote Brokatvorhänge von Anton Herkomer; die Wände (ebenso wie das Treppenhaus) waren mit rotem Tannenholz vertäfelt. Das Esszimmer, dessen Decke aus Mammutbaumholz bestand, schmückten Gemälde halbnackter Frauen in Lebensgröße, die von verborgenen elektrischen Lampen angestrahlt wurden — Herkomer zeigte, als er älter wurde, dem Zeitgeist gemäß eine ausgesprochene Vorliebe für die keusche Nacktheit. Der Salon mit einer Musikgalerie war durch gotisches Schnitzwerk untergliedert und hatte Wände aus lackiertem Aluminium. Das Herrschaftsschlafzimmer überdachte eine Kupferdecke und die Wände waren mit Blattgold belegt. Anlage und Komfort waren äußerst modern, um nicht zu sagen, amerikanisch. Die Küchen lagen in den oberen Stockwerken, damit sich Speisendünste nicht im Hause verbreiten konnten, und sämtliche Schlaf- und Ankleideräume hatten fließend heißes Wasser.“

So bemerkenswert dieses Haus auch war, so beabsichtigte sein Besitzer doch nicht, es nur dem Gebrauch der Familie dienen zu lassen, und noch weniger, eine Art Museum daraus zu machen. Das Gebäude mit dem dazugehörigen weit ausgedehnten Grundstück rief bald neue Be-

stätigungsmöglichkeiten auf den Plan. So gründete Herkomer 1883 auf dem Gelände eine private Kunstschule, die er mehr als 20 Jahre leitete und die die größte dieser Art im ganzen Land wurde. Dieses neue Unternehmen war sicher mehr ein gesellschaftlicher als ein künstlerischer Erfolg zu nennen. Es brachte weder Meister noch Meisterwerke hervor, geschweige denn führte es zu irgendwelchen umwälzenden Experimenten in der britischen Kunst. Herkomers Schüler waren ja in der Hauptsache eher wohlhabende Amateure als arbeitsbeflissene Berufsmaler, und die hierdurch zutage tretende gesellschaftliche Exklusivität bestätigte, wie erfolgreich Herkomer (ungeachtet des sozialen Pathos, das seine frühen themenbezogenen Bilder bestimmte) in die mittelständischen Kreise des viktorianischen England eingedrungen war.

Die entspannte und liberale Atmosphäre der Kunstschule von Bushey wurde von deren Leiter in einem seiner zwangloseren Gruppenporträts, betitelt „Ein Zitherabend mit meinen Studenten in meinem Studio“, reizvoll festgehalten, was sogleich daran erinnert, daß Herkomer die Musik fast ebenso liebte wie die Malerei. Obwohl er keine musikalische Ausbildung genossen hatte, komponierte er zwei Opern, die in einem von ihm selbst auf dem Boden von Lululaund erbauten Theater mit 150 Plätzen aufgeführt worden. Sein Erstlingswerk — „The Sorceress“ (Die Hexe) — 1887 komponiert, war offenbar ein anspruchloses Stück, während er für das in den Jahren 1889—90 entstandene Opus „An Idyll“ großes Orchester verwendete — nicht ohne vorher die Partitur der „Meistersinger“ und auch die von Cherubinis „Wasserträger“ sorgfältig studiert zu haben. Es ist interessant zu erfahren, daß trotz solch kontinentaler Vorbilder die Oper „An Idyll“ (die übrigens 13 Aufführungen erlebte) sich von einem sehr englischen Hintergrund abspielt, mit Typen wie John dem

Schmied, Dick-o-the-Dale und Fitz-Hugh, dem bösen Gutsherrn. Hierzu sei bemerkt, daß die Gestalt des Fitz-Hugh eine Art „Bösewicht vom Dienst“ darstellt, dem wir in den volkstümlichen Melodramen dieser Zeit immer wieder begegnen.

In seiner Autobiographie behauptet Herkomer, daß er sein Interesse für Musik dreißig Jahre lang „unterdrückt“ habe, bevor er sich mit diesem Ausbruch in die Form der Oper habe Luft machen können. Nichtsdestoweniger hielt sein Interesse für das, was er „das malerische Musikspiel“ nannte, nicht lange an; Wenn aber auch sein Theater bald der Vernachlässigung anheimfiel, so folgte ihm doch noch ein weiteres Unterfangen, das sogar von aufregender Modernität war. Neugierig und rastlos neuen Tätigkeiten nachjagend, wie er war, sollte er auch ein Pionier des Films werden — oder, wie man damals sagte, des „picture-theatre“. Und wiederum waren es die fabelhaften Möglichkeiten, die Lunalaund bot, welche ihm halfen, seine neuen Ideen zu verwirklichen. Das große Studio konnte als Projektionsraum dienen und ein Nebengebäude erwies sich als geeignet für Innenaufnahmen, während der Garten stimmungsvolle Szenerien für Außenaufnahmen abgab. Wie wunderschön diese Gartenanlagen waren, beschreibt ein Artikel in der „Times“ vom 14. Juni 1913 unter der Überschrift „Kunst und der Film — Sir Hubert von Herkomers neues Unternehmen“. Dort lesen wir: „Die neueste Errungenschaft ist ein Rosengarten mit prächtigen Kolonnaden, einem großen Springbrunnen aus Lavablöcken und einem reizenden ‚Solarium‘, oder Sommerhäuschen, dessen Fenster in der Ferne eine klassische englische Landschaft umrahmen.“ In dieser Umgebung beschloß Sir Hubert (wie er mit seinem englischen Titel nun hieß) neue und bessere Filme zu machen, die — so seine Worte — „unausgekochte Effekthascherei vermeiden“ und das neue Medium „auf eine moralisch

und künstlerisch höhere Ebene erheben“ sollten. Leider scheint es über die damals produzierten Filme keine vollständigen Unterlagen zu geben, man darf aber annehmen, daß unter anderem mindestens einmal der Versuch einer filmischen Rekonstruktion des Mittelalters unternommen wurde, daß Herkomer selbst die Szenarien entwarf, und auch die musikalische Untermalung besorgte. Er betätigte sich sogar als Schauspieler, und es ist ein eigenartiger Gedanke, sich vorzustellen, daß Kopien dieser Filme vielleicht noch in irgendwelchen Archiven schlummern könnten, die, falls man sie fände, es uns ermöglichen, den Anblick Herkomers einmal nicht in einem Porträt eingefroren, sondern zum Leben erweckt und in Beweglichkeit aufgelöst auf der Leinwand zu genießen.

Man mag sich wohl fragen, woher Herkomer die Zeit und das Geld nahm, um so vielen und vielseitigen Beschäftigungen nachzugehen und dabei, wie es schien, seinem Hauptziel, die Karriere als Maler, den Rücken zu kehren. Die Antwort ist sehr einfach: Porträtmalerei war ein außerordentlich lukratives Geschäft und gewährte gleichzeitig Muße. Und Herkomer hatte in der Tat ganz besonderes Glück, sowohl im Hinblick auf die Zeit als den Ort seines Wirkens. War doch jene Epoche Königin Victorias und ihres Nachfolgers Edward eine Aera, in der sich Wohlstand und Individualismus nahezu unbeschränkt entfalten konnten — eine Aera auch der Forsytes und somit, wenn auch kaum in künstlerischer, so doch gewiß in gesellschaftlicher Beziehung — eine große Zahl der Porträtmalerei. Denn als die Forsytes sich mit Besitz, reichem Vermögen und einer Schar von Kindern als Erben am Ziel ihrer Wünsche angelangt sahen, welche andere bleibende Zeichen ihres Erfolgs konnten sie noch begehren als ihr eigenes Abbild, für alle Zeiten festgehalten von den Händen eines jener Modemaler ihrer Tage.

Herkomer war ein solcher Modemaler geworden, und Modelle fand er überall — in der Mehrzahl in England, aber auch in Amerika und auf dem Kontinent. Die wohlhabenden Kunden überschütteten ihn mit Reichtum — bis zur Höhe von einer Viertelmillion Pfund. Ebenso wichtig aber waren für ihn die Entdeckung, daß er nur fünf Monate im Jahr an seinen Porträts zu arbeiten brauchte, um mit einem Einkommen von 12 000 Pfund reichlich versorgt zu sein und dabei immer noch mehr als ein halbes Jahr für all seine anderen Beschäftigungen zur Verfügung zu haben.

Bei einer solchen Bilanz glücklicher Umstände kann man es ihm wohl kaum verdenken, daß er seinen Hang zur Sozialkritik, der seine früheren Werke kennzeichnete, fallen ließ, um sich ganz auf die einträgliche Rolle des Porträtmalers zu konzentrieren. Und indem er dies tat, hat er der Nachwelt ein Dokument des viktorianischen Establishments hinterlassen, das bemerkenswert umfassend ist.

Kaum eine der sogenannten Säulen der damaligen Gesellschaft war seinem Malerauge entgangen. Unter den vielen, die er porträtierte, waren die Mitglieder des Hochadels, wie der Herzog von Somerset, der Herzog von Wellington, der Earl von Derby oder der Marquis von Ripon. Andere waren Männer mit ererbten oder erworbenen Titel, deren Renommée sich jedoch vorwiegend auf persönliche Leistungen gründete: so der Physiker Lord Rayleigh, der Schriftsteller und Gelehrte Lord Avebury, oder der Dichter Lord Tennyson. Auch gab es Staatsmänner wie Joseph Chamberlain; hervorragende Soldaten und Seeleute wie Kitchener oder Admiral John Fisher; Erbauer des Empire wie Sir George Goldie, Gründer von Nigeria, oder Sir George Grey, Gouverneur und Premierminister von Neuseeland; kirchliche Würdenträger (darunter ein Erzbischof von Canterbury und zwei Bischöfe von London); Direkto-

ren berühmter Schulen. Nicht zu vergessen John Ruskins Aquarellporträt, oder die großartigen Gruppenbilder, von denen eines der bekanntesten in Deutschland uns „Die Manager und Direktoren der Firma Friedrich Krupp in Essen“ zeigt, während Herkomer 1907 in England das gesamte Gremium der Royal Academy malte.

In Anbetracht eines derart weiten Spektrums wäre es in der Tat höchst verwunderlich gewesen, wenn Herkomer nicht aufgefordert worden wäre, auch die höchste Spitze der gesellschaftlichen Pyramide anzuvissieren und königliche Häupter mit seinem Pinselstrich der Nachwelt lebendig zu erhalten. Allerdings breitet sich über den Verbleib seiner Königsporträts eine Art mysteriöser Schleier. Ein Brief aus dem Amtssitz des Lord Chamberlain in St. James's Palace (vom 14. Februar 1973) informierte mich dahingehend, daß die beiden Porträts des Herzogs von Clarence, des unglücklichen englischen Thronerben, der 1892 starb, „Teil des Privatbesitzes der Königin Victoria oder Edwards VII. gewesen seien und sich daher nicht mehr in der Royal Collection befinden dürften.“ Herkomers Porträt des Herzogs von Connaught „scheine in den Besitz seiner Nachfahren übergegangen zu sein“. Von den Bezeugungen königlicher Gunst, die Herkomer zuteil wurden, ist als die höchste vielleicht nicht die Verleihung des Titels „Commander of the Victorian Order“ anzusehen (welche aufgrund seiner Autorität als Slade Professor gewährleistet schien), sondern seine Berufung nach Osborne im Jahre 1901 an das Totenbett der alten Königin mit dem Auftrag, ein letztes Porträt der verstorbenen Majestät zu zeichnen. Daß Herkomer mit dem deutschen Königshaus weniger Glück hatte als mit dem britischen, ist eine Tatsache, die man amüsiert zur Kenntnis nimmt. Sein Tribut an den Kaiser, ein Gemälde in Emaillefarben von zwei Metern Höhe und, wie es heißt, „eine Lichtflut in rot und

gold“, verfehlte vor den Augen Wilhelms II. Gnade zu finden. Vielleicht hatte der Künstler sein Modell allzu klar ins Auge gefaßt, womit sich das Urteil J. Saxon Mills, des Verfassers der besten Herkomer-Biographie in englisch, bestätigt, der erklärte: „Ein Herkomer-Porträt war erkennbar an seiner Kraft und Direktheit und an seinem durchdringenden Scharfblick.“

Als Herkomer 1914 im vergleichsweise frühen Alter starb, war er noch auf der Höhe seines Ruhms; aber ebenso wie sein Erscheinen in England im rechten Moment erfolgt war, schien auch sein Abgang zum richtigen Zeitpunkt bestimmt. Das Schicksal der Anglo-Deutschen, ob sie nun in Deutschland oder England lebten, ist im 20. Jahrhundert oft unglücklich gewesen. Die Doppelbindung an das Land seiner Geburt und an seine Wahlheimat hätte Herkomer mit dem Ausbruch des ersten Weltkriegs in tiefen Konflikt gebracht. Es fügte sich, daß er nicht mehr erleben sollte, wie schon bald in Bushey das Gerücht kursierte, Lululaund sei als feste Residenz für den Kaiser erbaut worden, um nach der Unterwerfung Großbritanniens von ihm in Besitz genommen zu werden! Wäre Herkomer sehr alt geworden, so hätten auch noch die Kriegswolken, die sich in den Dreißigerjahren erneut zusammenballten, ihm schwere Belastung bedeutet. Es scheint ein merkwürdiges Omen, daß das Jahr 1914 Herkomer den Tod bringen sollte, um im Jahr 1939 die endgültige Zerstörung von Lululaund nach sich zu ziehen, jener Heimstatt, an die er so viel Mühe und Liebe verschwendet hatte.

Aber noch anderes Unglück blieb ihm erspart, das ihn gewiß ebenso tief berührt hätte. Es ist klar, daß er noch zu Lebzeiten gewisse Tendenzen in der modernen Kunst mit Enttäuschung wahrnahm. Einige Bemerkungen, die er 1913 anlässlich einer Ausstellungseröffnung in Süd-London machte, wiederholt ein Bericht der „Times“ vom 16. Juni des glei-

chen Jahres. Die Künstler, so sagte er, hätten sich in verschiedene Lager gespalten. In seiner Jugend sei der Wahlspruch gewesen, eine gute Geschichte sauber zu malen. Nun sei die Sache anders; man wolle keinen Gegenstand, keine Idee, nur noch reine Virtuosität, so gewagt und unverständlich wie möglich, aber immer unvereinbar mit dem Natürlichen. Und er fügte hinzu, wenn junge Leute nicht bescheiden genug wären, zu versuchen, wie die Aelteren, „ein gutes Abbild der Natur fertigzubringen“, dann würde „die Kunst in England, nein, in der Welt verkommen.“ Das war eine klare Sprache; aber der Realismus in der Kunst hatte nahezu ausgedient, und Herkomer focht auf verlorenem Posten.

So eminent erfolgreich Herkomer auch war, so ist er doch eher ein talentierter Meister seines Fachs, als ein genialer Künstler gewesen. Ungeachtet seiner intensiven Vortragstätigkeit, hat er selten den Versuch gemacht, sich ernsthaft mit Kunsttheorien auseinanderzusetzen, oder jene Tiefen des Unterbewußtseins auszuloten, die die Quellen der Inspiration sind. Peter Ferriday sagt von ihm — in einer köstlich britischen Formulierung — daß „er nie irgendein störendes Zeichen intellektuellen Interesses an der Kunst gezeigt“ habe. Wäre es anders gewesen, hätte er es vermutlich schwerer gehabt, in jenen nüchternen (und manchmal sturen) mittel-viktorianischen Gesellschaftskreisen akzeptiert zu werden, in denen er als junger Mann seinen Weg machen mußte.

Tatsache ist, daß Herkomer im Leben wie in seiner Kunst Realist war, und, um die Position zu festigen, auf die er es abgesehen hatte, die Schwächen der Gesellschaft der Epoche Königin Viktorias und Edwards VII. zu seinem Vorteil auszunutzen gedachte. In einem offenbar sehr freimütigen, um nicht zu sagen aufsehenerregenden, Vortrag an der Royal Academy im Januar 1909 machte er diese seine Einstellung unverblümt klar. Die Spießer

seien es, so sagte er, die die große Mehrzahl der Menschen ausmachten, woraus er folgerte, daß die Künstler sich mit den Wohlstandsbürgern arrangieren müßten, um an ihr Geld zu kommen. Und mit der gleichen Leidenschaft, mit der er im Verlaufe seiner Rede die Puritaner angriff, brach er eine Lanze für die Philister; denn sie hätten seit urdenklichen Zeiten den Verstand und Unverstand der Menschen im Gleichgewicht gehalten — und in diesem Zuge auch die Nacktheit in der Kunst gutgeheißen, so wie die Puritaner sie verworfen hätten.

Wenn es so etwas wie eine „Botschaft“ gab, die Herkomer zu verkünden hatte, so trat sie in diesem Vortrag klar zutage. Nacktheit war für ihn „Realität“ des menschlichen Körpers, geradeso wie ihm die objektive Darstellung einer Landschaft die „Realität“ der Natur bedeute. Und es ist diese einfache Vorstellung

von Realität, die er niemals in Frage stellt, sondern als die Grundlage seiner Kunst ansieht. Eine im Grunde genommen gesunde, unkomplizierte Vorstellung, die zu einer Gesellschaft paßte, welche vielleicht gesünder war, als wir heute wahrhaben wollen. Seit Herkomers Tagen ist der Künstler fremden Göttern nachgegangen und hat viele fremde Visionen einzufangen gesucht. Der Spielraum künstlerischer Wahrnehmungen hat sich hierbei unendlich erweitert. Wenige Kritiker werden aber behaupten wollen, daß die Kunst unserer Zeit eine Gesellschaft spiegle, die nicht krank in sich sei. Ich glaube, wir werden lernen müssen, uns selbst zu heilen, damit wir eines Tages noch einmal jene unmittelbare und naive Kraft so ganz zu schätzen wissen, wie sie aus den ehrlichen und gekonnten Bildern eines Malers von der Art Hubert von Herkomers zu uns spricht.

UNSERE TOTEN 1974/75

Weiß, Mathilde	Arztehefrau
Sepp, Anna	Geschäftsinhaberin
Witmann, Auguste	Rentnerin
Holzmann, Otto	Chorregent
Denz, Franz	Vermessungsamtman i. R.
Dr. Feldhege, Dietrich	Amtsgerichtsdirektor i. R.
Bauer, Frieda	Hausfrau
Sepp, Berta	Rentnerin
Zierl, Ludwig	Gymnasialprofessor i. R.
Schweiger, Josef	Amtmann
Dr. Villgradter, Günther	Arzt
Zink, Fanny	Rentnerin
Uhl, Karl	Rektor i. R.
Ehelechner, Stefan	Hutmachermeister

R.I.P.

GEBURTSTAGS-JUBILARE

Drexl, Wendelin	75 Jahre	Weishaupt, Franz	70 Jahre
Sepp, Franz	75 Jahre	Hartlmaier Josef	65 Jahre
Büglmeier, Konrad	75 Jahre	Dengler, Franz Xaver	65 Jahre
Pflanz, Eduard	70 Jahre	Hillenbrand, Walter	50 Jahre

VORSTANDSCHAFT

des Historischen Vereins für Stadt und Kreis Landsberg a. Lech e. V.
8910 Landsberg a. Lech, Schanzwiese 34, Telefon 0 81 91/15 76

1. Vorsitzender:	Anton Huber
2. Vorsitzender:	Wendelin Drexl
Schriftführer:	Anton Lichtenstern
Kassier:	Franz Weishaupt
Ausschußmitglieder:	Oberbürgermeister Hanns Hamberger, Landrat Bernhard Müller-Hahl, Büglmeier Konrad, Denz Franz †, Dengler Franz, Hillenbrand Walter, Huschka Franz, Kuissel Anton, Münzer Klaus, Pflanz Eduard, Rahm Rudolf, Sepp Franz, Streicher Franz.

MITGLIEDER-ÜBERSICHT FÜR 1975:

Mitgliederstand vom 1. Januar 1975:	228 Mitglieder
im Jahr 1975 gestorben	<u>7 Mitglieder</u>
	221 Mitglieder
im Jahre 1975 sind eingetreten	<u>27 Mitglieder</u>
Stand am 4. Dezember 1975	248 Mitglieder

Dazu kommen als kooperative Mitglieder die Stadt Landsberg am Lech und die 35 Gemeinden des Landkreises.

BANKKONTEN:

Konten des Vereins:	Stadt- und Kreissparkasse Nr. 1 010 743
Sonderkonto für Sandau:	Bayerische Hypotheken- und Wechselbank Nr. 11/7 130 708 oder 17 130 701
Jahresbeitrag:	6,— DM

ABBILDUNGEN

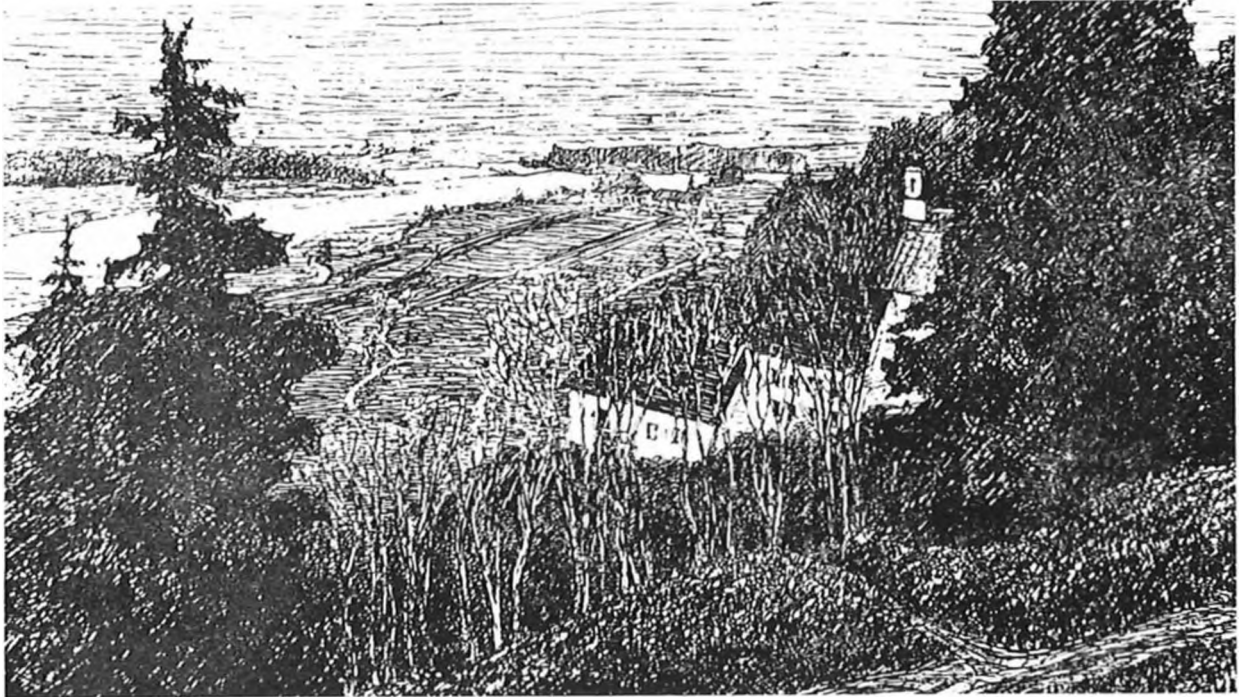


Abb. 1
Sandau, Federzeichnung
vom Jahre 1910



Abb. 2
Hexenturm am neuen
Standplatz



Abb. 3

Die alte Hammerschmiede
von Sandau.
Das Wohngebäude ist noch
erhalten.

Abb. 4

Das Mesnerhaus
und frühere
Pfarrhof ist so
erhalten, wie er
nach der Nieder-
brennung im
sogenannten
Bayerischen
Kriege von der
Stadt Landsberg
wieder aufgebaut
wurde.





Abb. 5 - Pfarrkirche von Sandau um die Jahrhundertwende

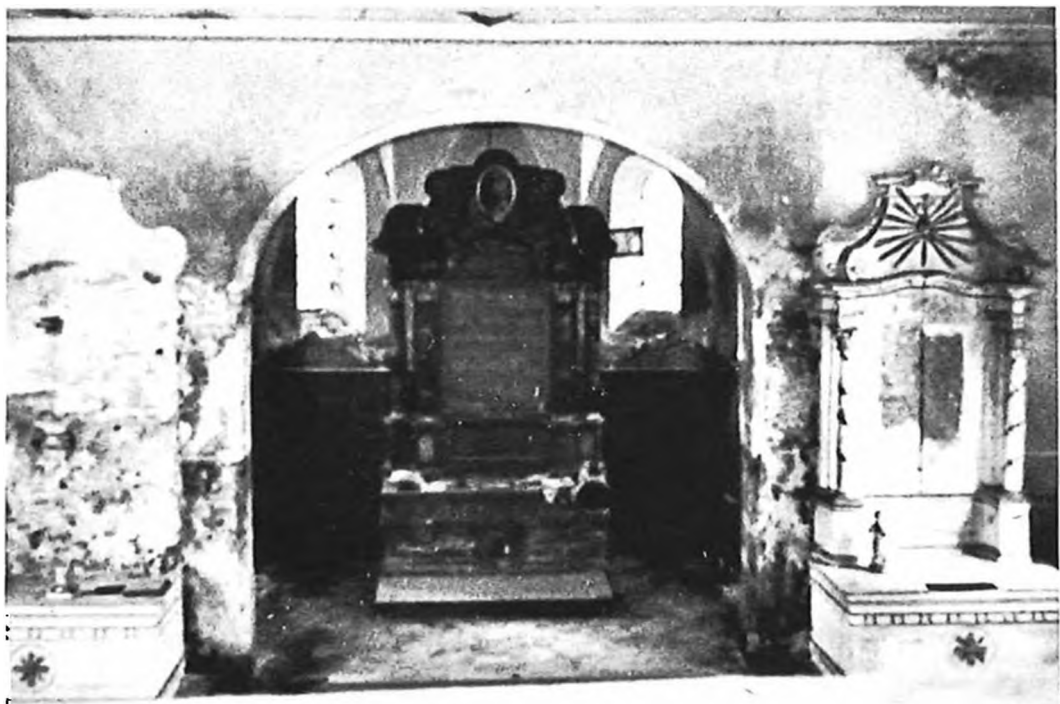


Abb. 6
1975 - Blick
in das
verwahr-
loste Innere
der
Sandauer
Kirche



Abb. 7 - Der Burgstall von Sandau! Hier erhob sich einst die Burg der Herren von Sandau.

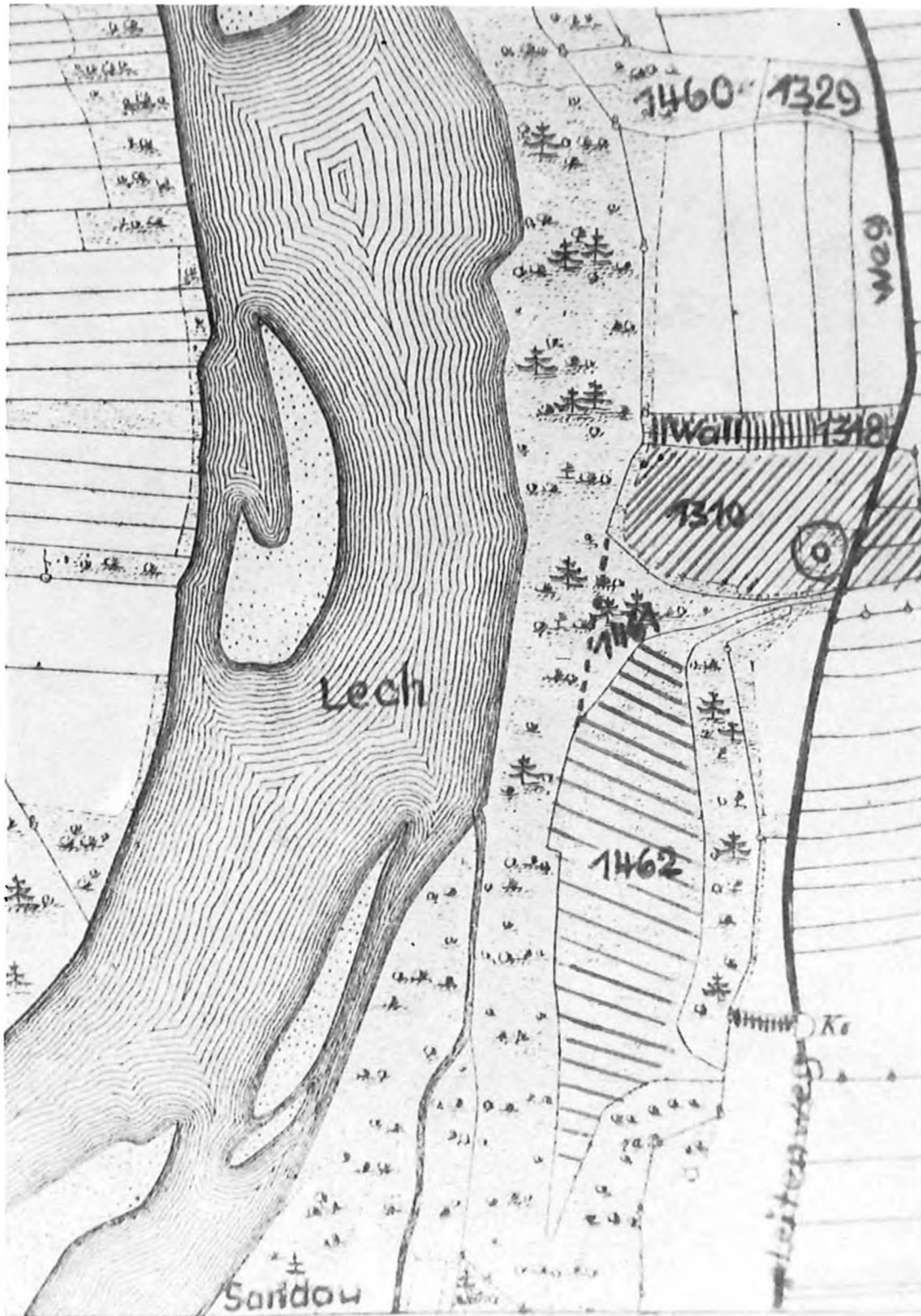


Abb. 8 - Lageplan

Pl. Nr. 1460—1329=
nördl. Schlucht
heute eingefüllt.

Pl. Nr. 1318=Wall |||||
Pl. Nr. 1310=vorchristliche
Abschnittsbefestigung // // //
=heute eingefüllte Kesselgrube

Pl. Nr. 1461=hier stand das
römische Bad
Pl. Nr. 1462=Schullehrerwiese
// // //



Abb. 9

Vier römische
Gefäße aus dem
Leichenbrand
links oben: Teller
rechts oben:
Urne mit
Leichenbrand
links unten:
feintonige
Kragenschüssel
rechts unten:
grobtonige Schale



Abb. 10

1 = Hohlbronze-
meißel
3 = vorchrist-
liches
Webgewicht

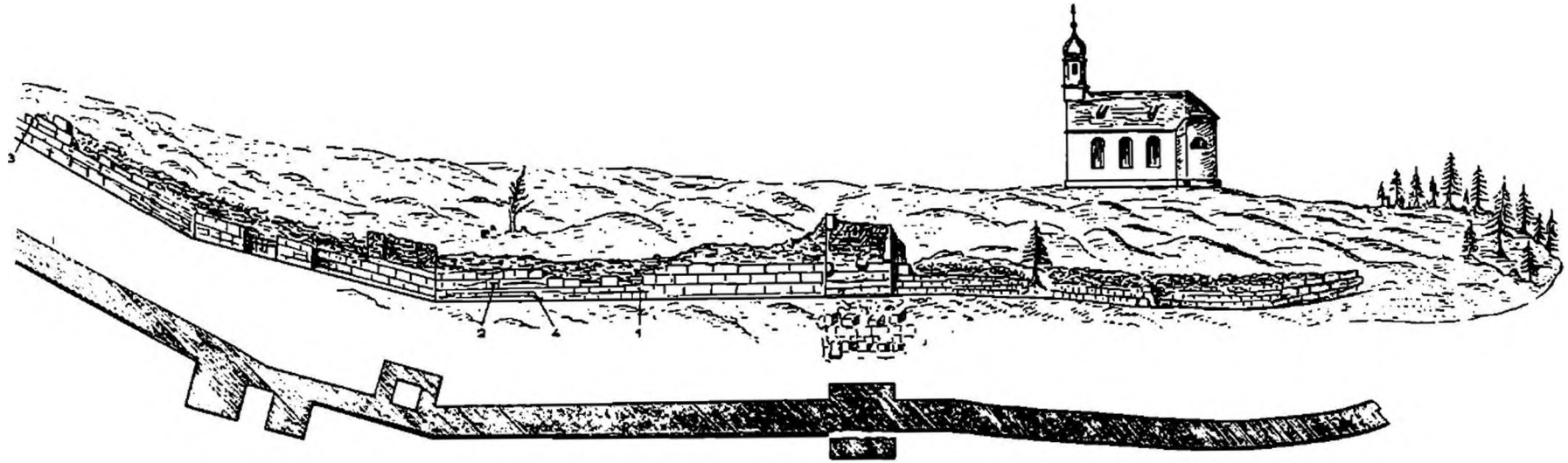


Abb. 11

Die Umfassungsmauer nach Boxler, oben die Lorenzkirche, darunter die Umfassungsmauer im Profil und im Querschnitt.

Die beiden Abbildungen vom Lorenzberg (Abb. 11 und 12) sind entnommen dem Band 2 der „Veröffentlichungen der Kommission zur archäologischen Erforschung des spätrömischen Raetien der Bayerischen Akademie der Wissenschaften“, herausgegeben von Joachim Werner, München 1965.

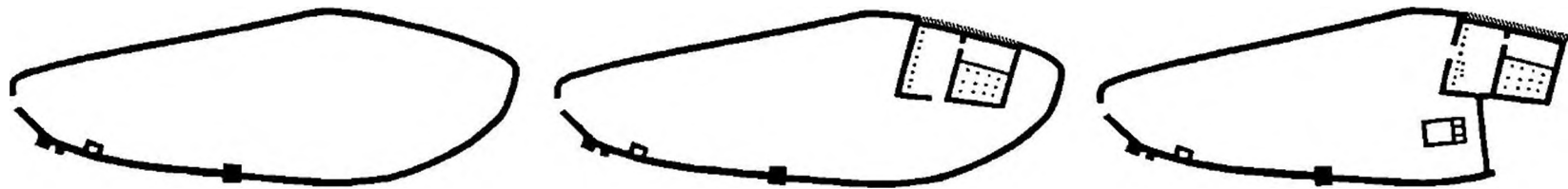
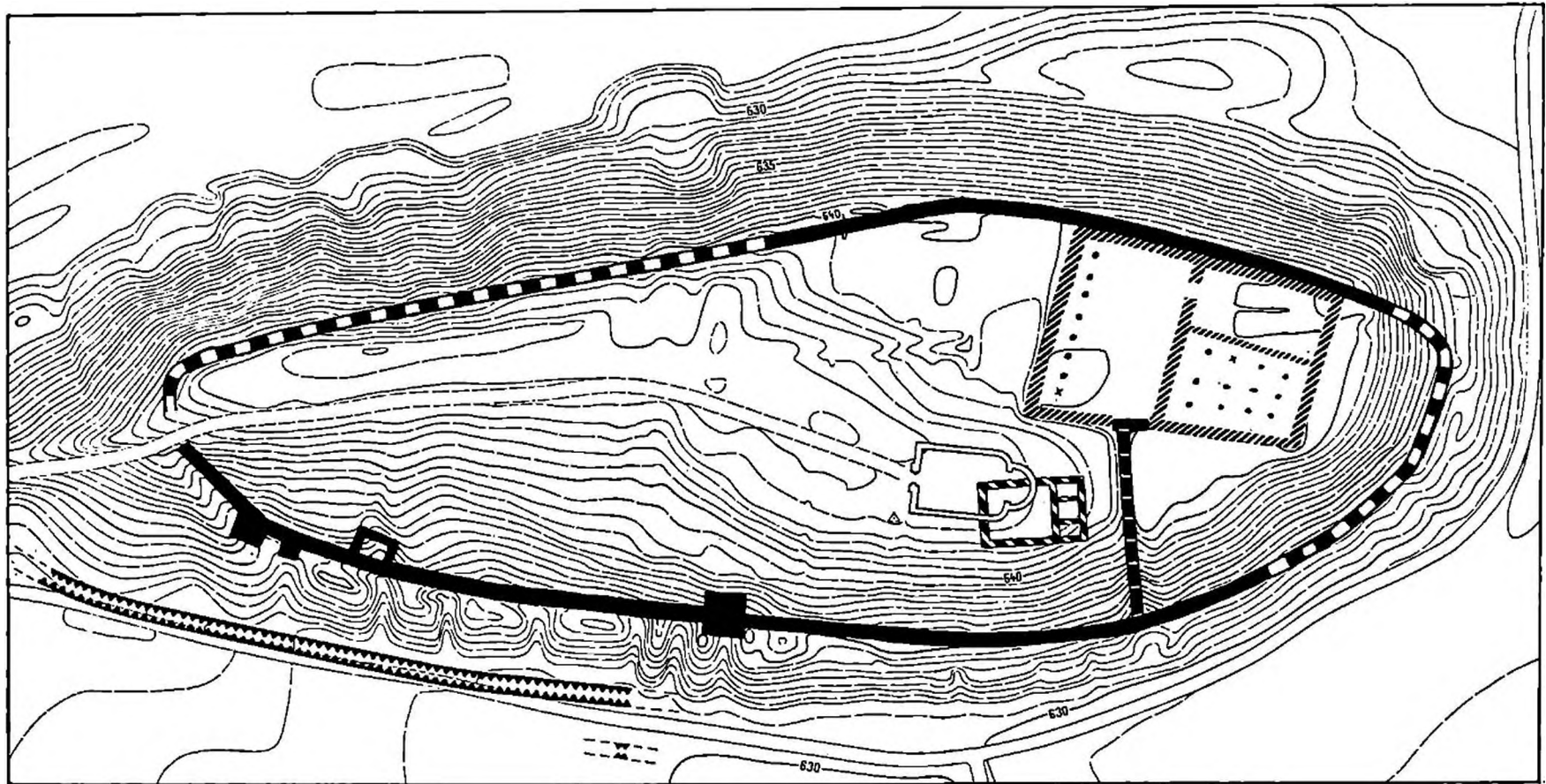
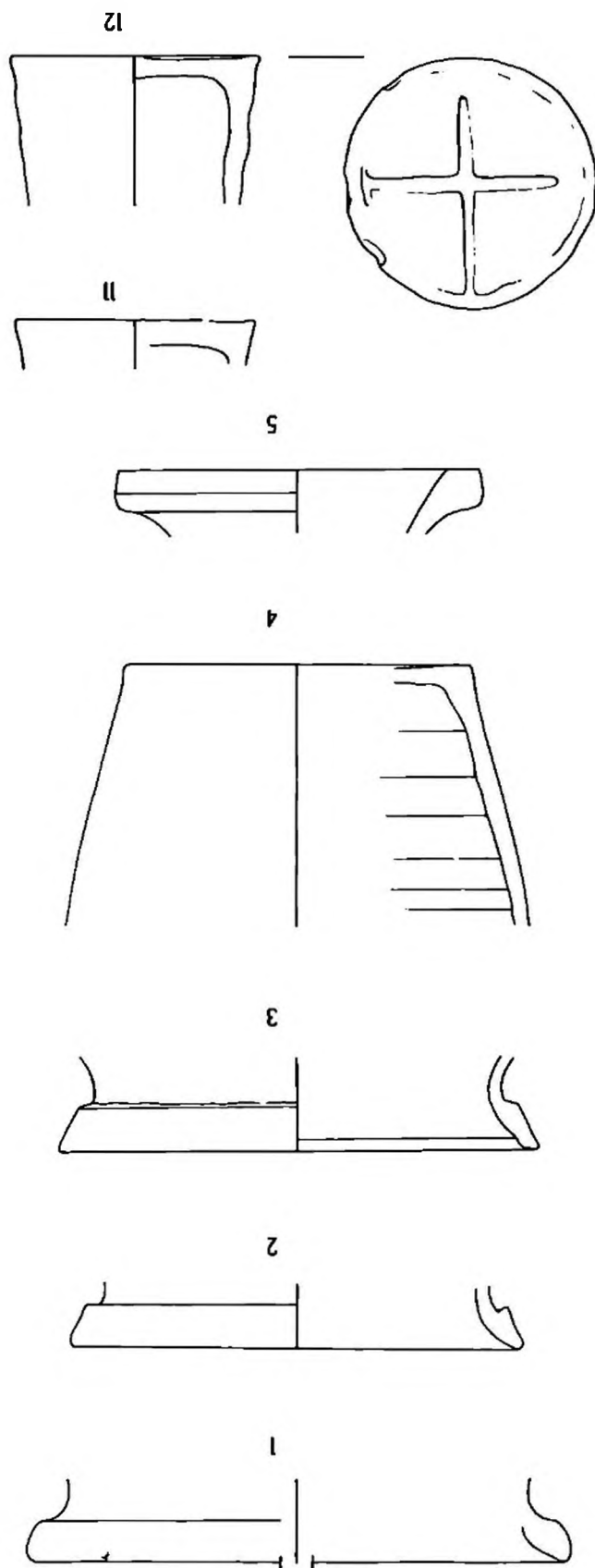
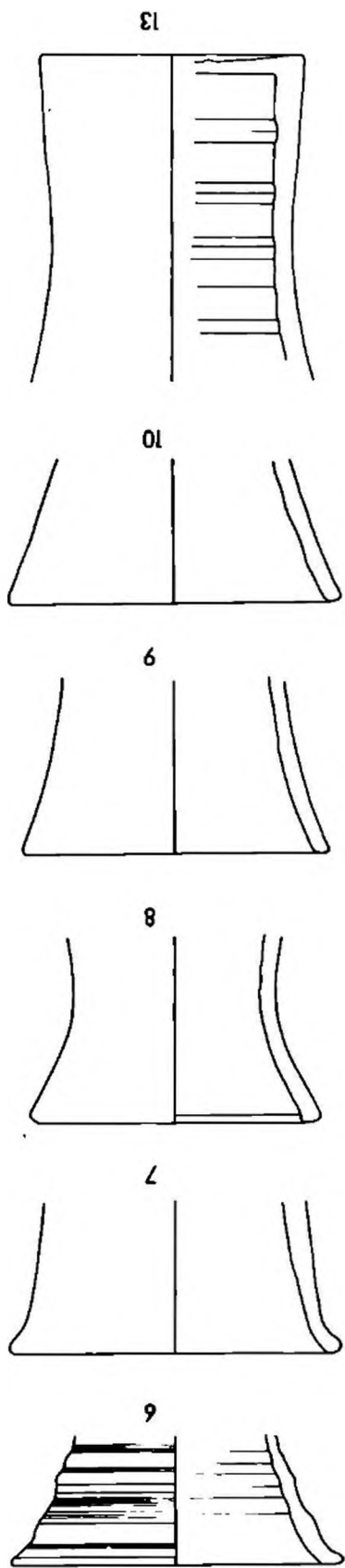


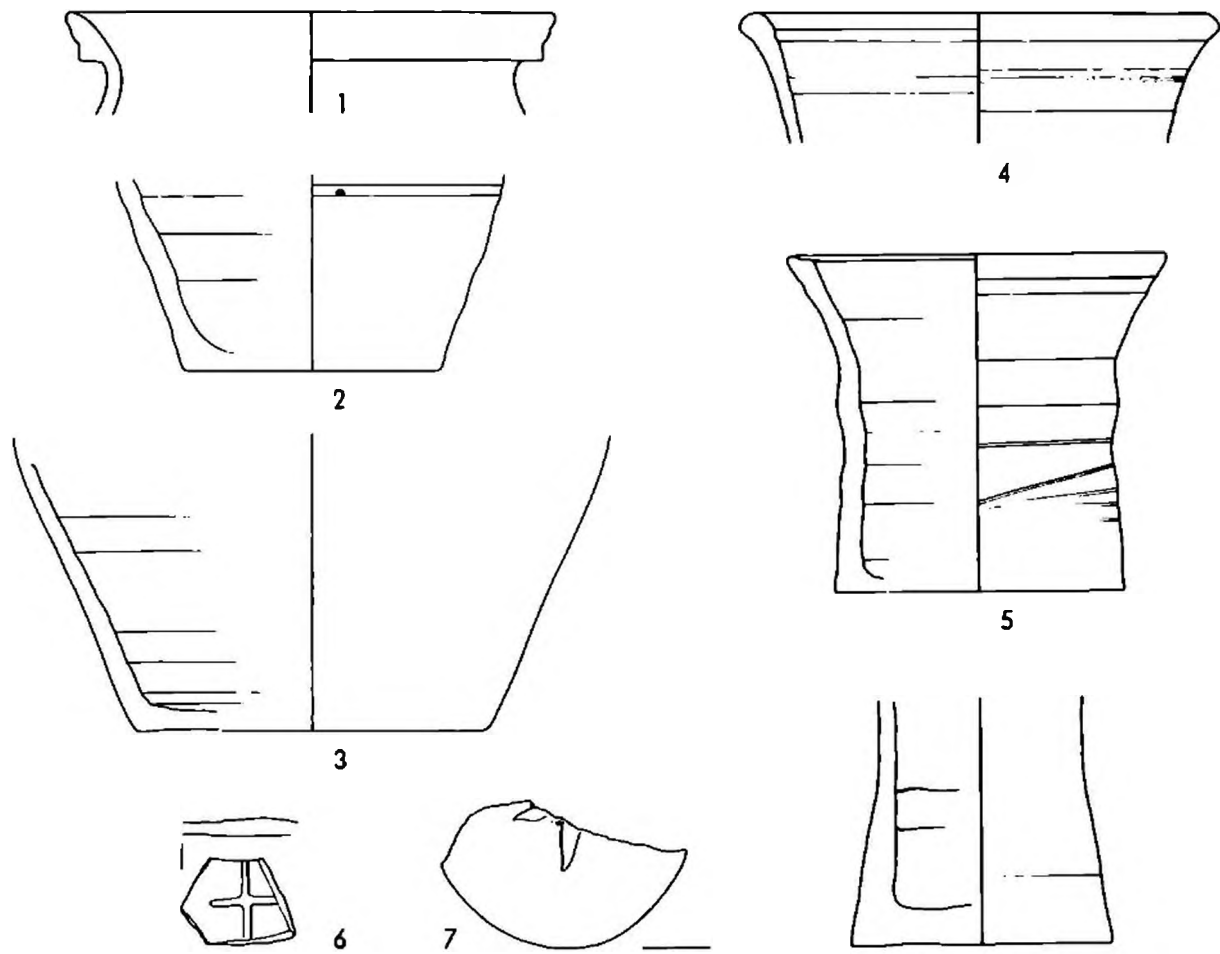
Abb. 12

Der Lorenzberg in spätrömischer Zeit. Schematische Darstellung des Bauzustandes im dritten und vierten Jahrhundert.

M=1:3

Abb. 13/1, 1-13

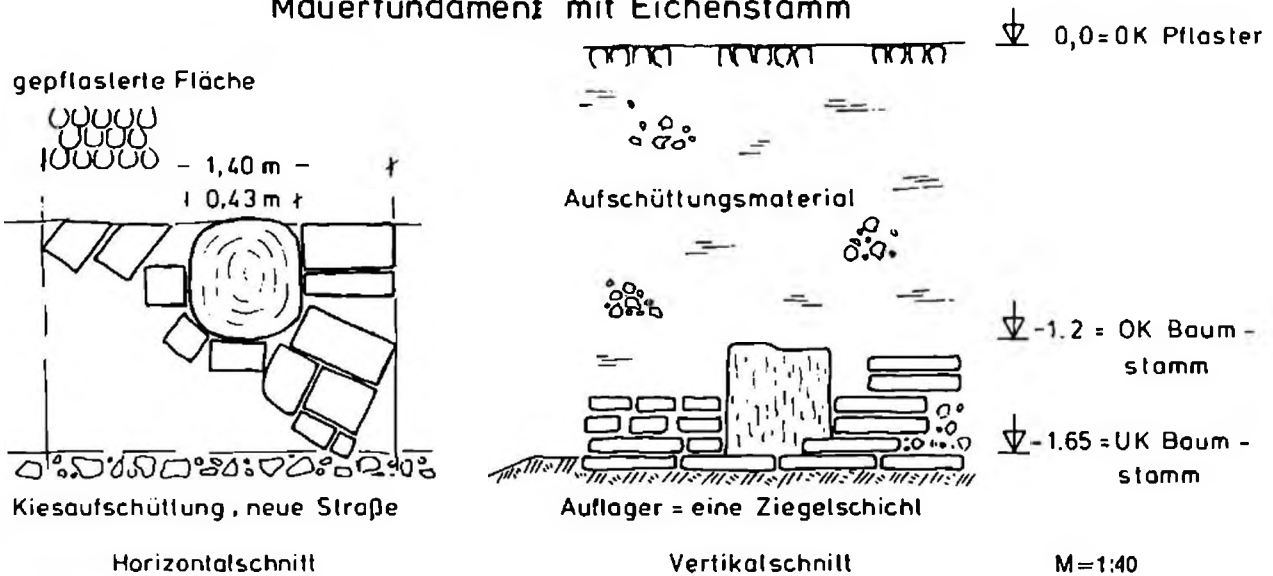




M=1:3

Abb. 14/2, 1—7

Funde bei der Neugestaltung des Landsberger Hauptplatzes Mauerfundament mit Eichenstamm



Die Untersuchung des Eichenstammes durch Dr. Becker an der Universität Hohenheim ergab nach dem Jahrringmuster ein Wachstum des Baumes ab 1502 n. Chr.

Datierung der Fällung des Baumes : 1613 n. Chr.

Abb. 15

nach Skizzen von Anton Lichtenstern am 18. 4. 1974

Scherbenfunde aus der Stadtgründungszeit (13. Jhdt.) bei der Neugestaltung des Landsberger Hauptplatzes im Juli 1974

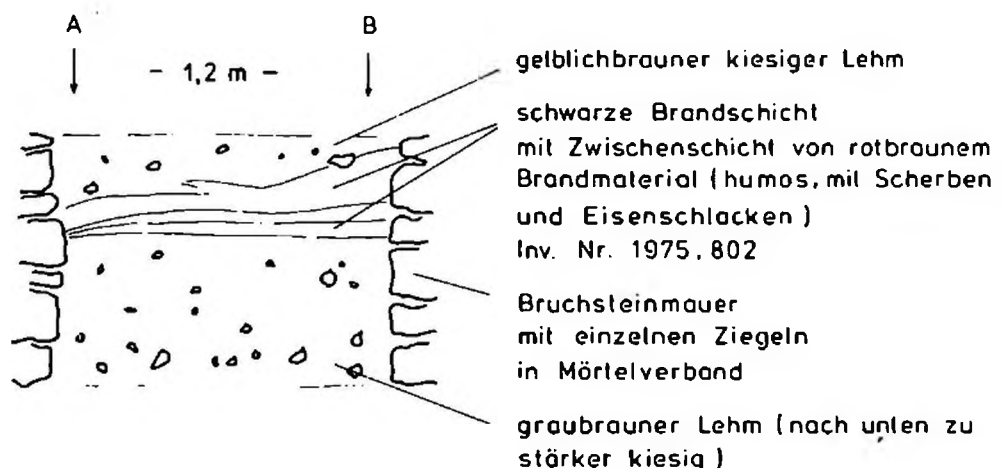


Abb. 16

Längsprofil A-B, M=1:40

nach Dr. Koschik v. 11. 7. 1974

Landsberg a. Lech Hauptplatz

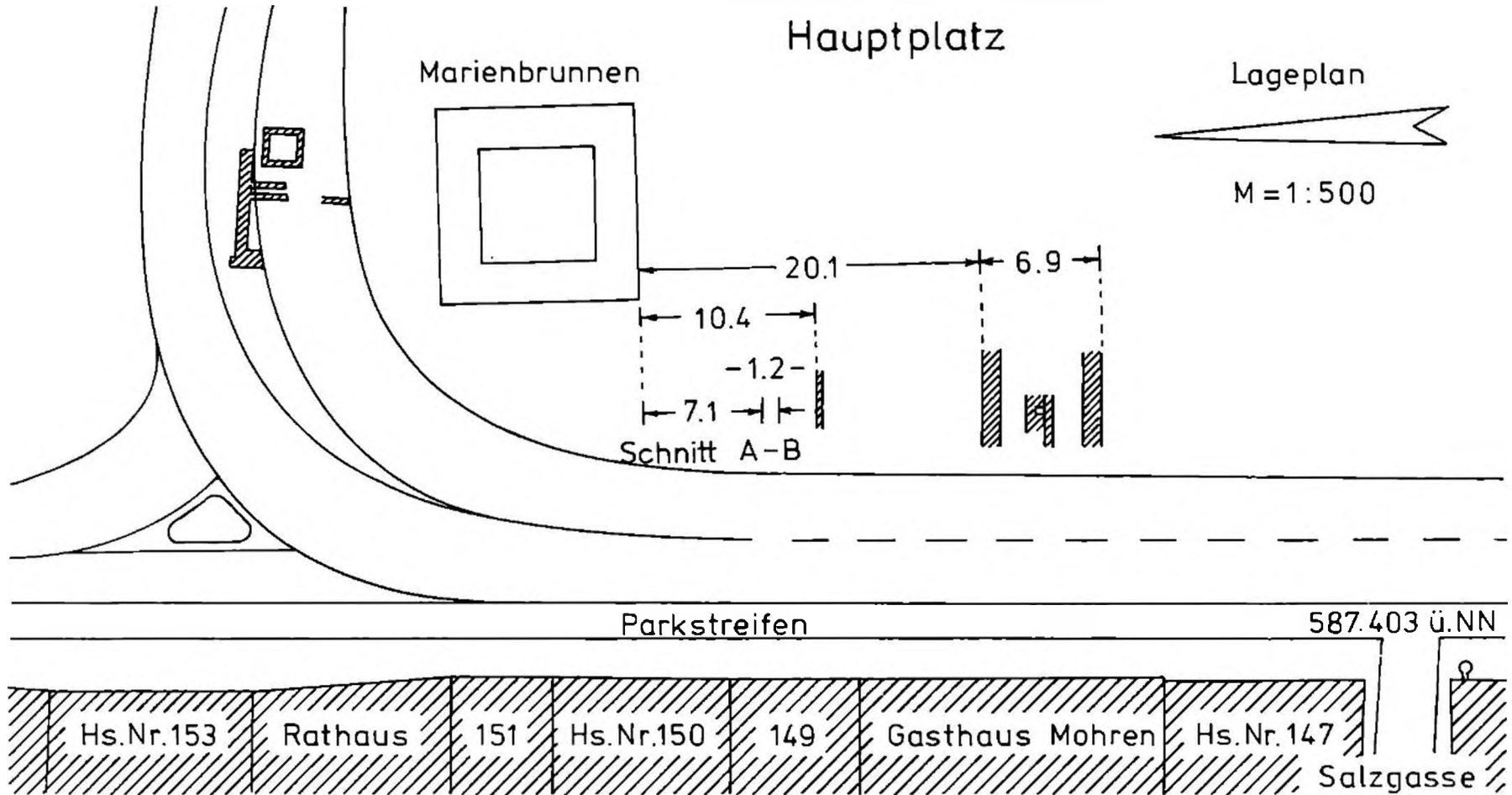


Abb. 17

Funde bei dem Ausbau der B 12 und der Neugestaltung des Hauptplatzes 1974:
Mauerreste, Fundamente mit ummauertem Baumstamm, Keramik, Brandschichten.



Abb. 18

Alte Abbildung vom Vorderen und Hinteren Anger. Sie stammt aus der Zeit um 1885, als auch der letzte Webstuhl in Landsberg zu klappern aufgehört hatte.

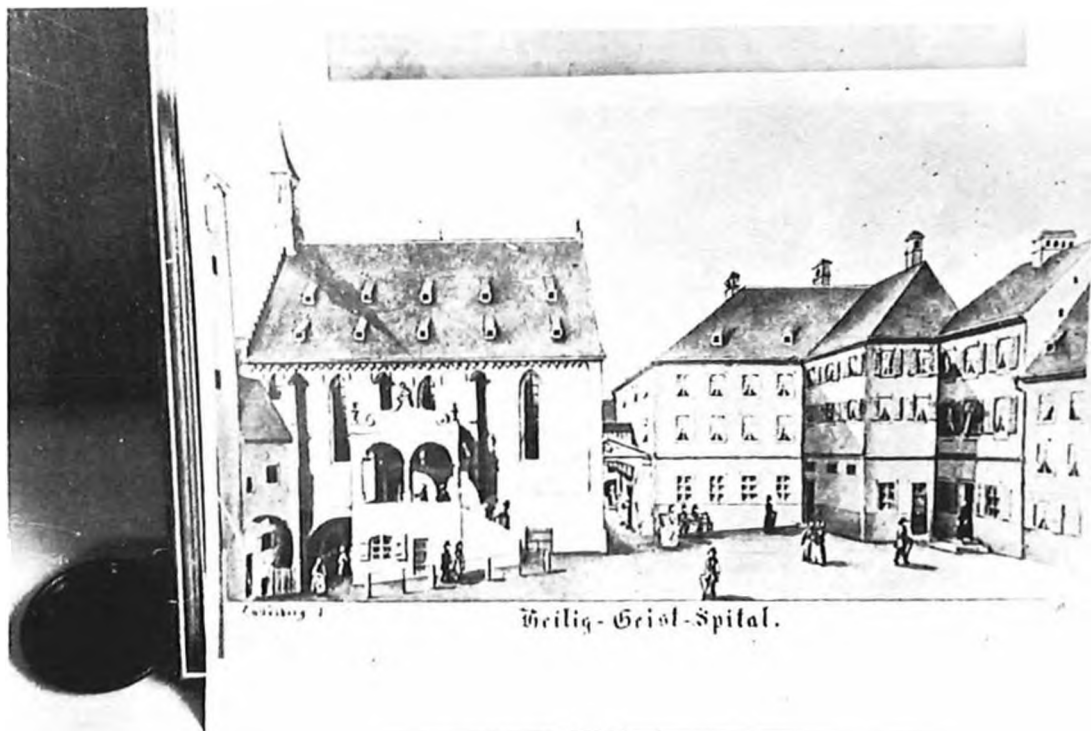


Abb. 19

Die Spitalkirche mit dem Durchgang zur Schlossergasse mit dem Verwaltungsgebäude, Pfarrhof und Mesnerhaus (Spezialzeichnung von L. Hubert aus dem Jahre 1864).

Abb. 20

Die Spitalkirche mit Süd- und Ostseite. (Spezialzeichnung von L. Hubert aus dem Jahre 1864).

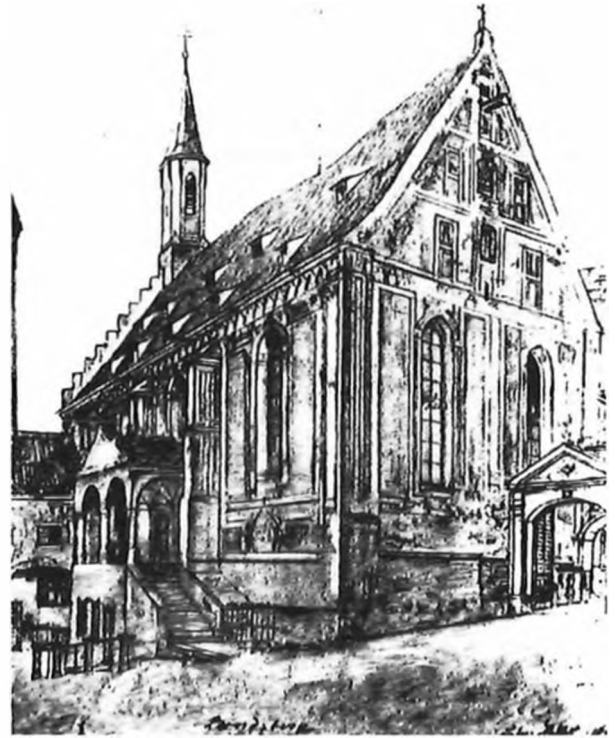


Abb. 21 (unten)

Der Hauptplatz mit der Westseite der Spitalkirche und dem vorstehenden Wittmann-Haus aus dem Jahre 1817.



*Beißt einigen Viltuation Preißen, im Jahre 1817, in der großen
Theuerung. Das Schmutz, hößtete 40 s., Butter 32 s., Eier 2 Stück 4 s.*



Abb. 22

Das Hl.-Geist-Spital, aufgenommen
2 Tage nach dem Brande.
Dies ist das einzige Bild, das die
Gebäulichkeiten des Spitals von der
Ost- und Nordseite zeigt.

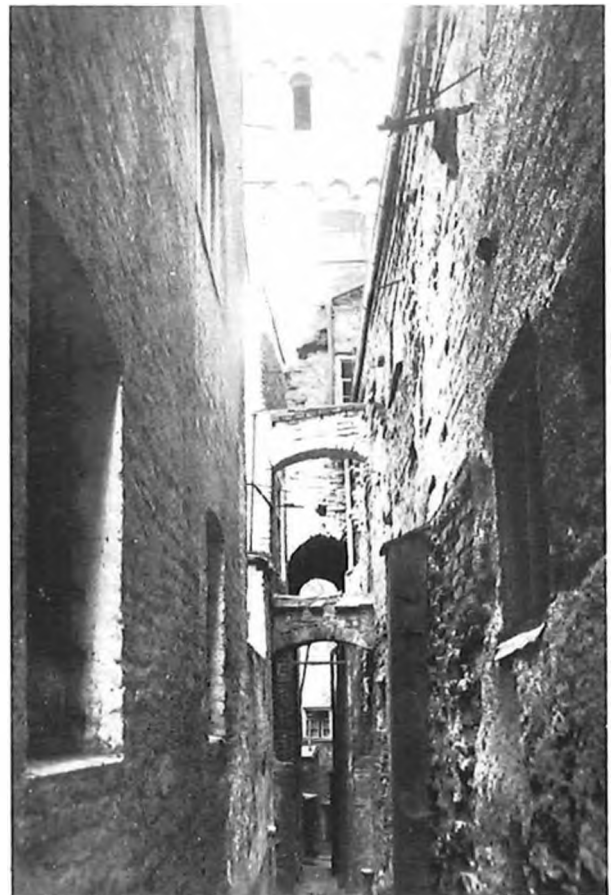


Abb. 23

Die „Enge Reihe“ oder „Reihe“
mit dem alten Stadtmauerturm,
der heute versteckt zwischen
Schlossergasse und Herzog-Ernst-
Straße steht. Rechts alte Stadt-
mauer mit schmalem Durchgang
durch den Turm.

An die Bevölkerung Landsbergs und Umgebung!

Die Umwandlung Bayerns in eine Republik ist eine vollkommene Tatsache. Die Macht der Zivil- und Militärbehörden ist in die Hände des vor einigen Stunden hier gebildeten Arbeiter- und Soldatenrates übergegangen. Seinen Anordnungen ist daher unbedingt Folge zu leisten.

Der Arbeiter, Soldaten- und Bauernrat wird strengste Ordnung sichern. **Ausbreitungen werden ersichtslos unterdrückt, Ansammlungen sind verboten.**

Die Sicherheit der Person und des Eigentums wird verbürgt.

Die Soldaten gehören in die Kaserne, die Zivilpersonen an die Arbeit.

Die Bauern verpflichten sich, die Städte mit Lebensmitteln zu versorgen. Der alte Gegensatz zwischen Land und Stadt wird verschwinden.

Die sinnlos wilden Gerüchte in Landsberg führen bloß zu großem Unheil und möglicherweise zu unnützem Blutvergießen. Jedes Menschenleben soll heilig sein.

Arbeiter, Bürger und Bauern!

Stellt alle mit, daß sich die unvermeidliche Umwandlung auch hier rasch, leicht und friedlich vollzieht! Bewahrt die Ruhe und wirkt mit an dem Aufbau der neuen Welt!

Es lebe die bayerische Republik!

Es lebe der Frieden!

Es lebe die schaffende Arbeit aller Werktätigen!

Landsberg a. G., in der Nacht zum 10. November 1918.

Der Arbeiter- und Soldatenrat.

Franz Cronauer, Mitglied des Soldatenrates München,

Eudwig Adrian, 1. Vorsitzender des Arbeiterates.

Bekanntmachung! Heute Sonntag, nachm. 3½ Uhr findet bei schönem Wetter auf dem Hauptplatze, bei schlechtem Wetter im Federbrännsaal eine

Öffentliche Versammlung

statt. Referent: **Franz Cronauer**, München.

Aufruf!

Zum Schutze unserer Stadt soll sofort eine Landsberger Ortswehr

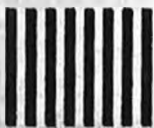
gegründet werden. Es werden daher alle gedienten Männer der Stadt ohne Unterschied des Standes und der Person, Arbeiter und Bauern, Handwerker und Kaufleute, Beamte und Angestellte, eingeladen, sich für diese Ortswehr zu melden. Zweck der Ortswehr ist, um dies mit aller Klarheit auszusprechen, ausschließlich der Schutz der Stadt Landsberg, die Abwehr von Angriffen auf das Leben und Eigentum unserer Einwohner, die Sicherung unserer Frauen und Kinder. Nur eine örtliche Polizei oder Sicherheitstruppe soll gebildet werden.

Die Ortswehr wird die Wachen abstellen, welche an den nach Landsberg einmündenden Straßen notwendig sind; sie wird weiter bei Nahen einer Gefahr vollzählig zusammen berufen werden.

Wer im Dienste der Ortswehr Arbeitszeit verliert, wird aus der Stadtkasse entschädigt werden.

Alle Landsberger, welche sich zur Ortswehr melden wollen, werden aufgefordert, sich umgehend

im Nebenzimmer der Polizeiwache



jeweils von Vormittags 10—12 Uhr, an allen Werktagen zu melden.

Am Ostermontag werden die Anmeldungen ebenfalls von 10—12 Uhr entgegen genommen.



Landsberger! Eure Heimatstadt ist in Gefahr; tretet alle wie ein Mann zusammen, um Plünderung und Raub, um Not und Bedrückung von unserer Bevölkerung fernzuhalten.

Es ist Ehrenpflicht eines Jeden, mitwirken bei der Verteidigung seiner Heimat.

Arbeitsrat: Spanner.

Bauernrat: Strobl.

Soldatenrat: Krimke.

Stadtmagistrat: Dr. Straßer.

Die täglichen Gebühren

für die Angehörigen des Freikorps sind dieselben wie die der Volkswehr, nämlich:

	unverheiratet	verheiratet		
		ohne Kind	mit 1 Kind	mit 2 Kindern
Löhnung	1.—	1.—	1.—	1.—
Volkswehrzulage	5.—	5.—	5.—	5.—
Löhnungszuschuß	—	1,65	2,65	3,65
Verpflegung	ja	2,70	2,70	2,70
Unterkunft	ja	0,44	0,44	0,44
Wäsche	ja	ja	ja	ja
Summa Mk.:	6.—	10,79	11,79	12,79

Die außerhalb des Standorts zur Aufrechterhaltung der Ordnung verwendeten Truppen erhalten außerdem eine tägliche Zulage von Mk. 5.—

Die Vergütung der Fahrt zum Standort des Freikorps erfolgt durch die Gemeindeverwaltung oder durch das Freikorps selbst.

Sollten andere Beförderungsmöglichkeiten nicht vorhanden sein, so muß dieselbe mit den noch verkehrenden Güterzügen erfolgen. (Et. Erlaß des Verkehrsministers).

Die Versorgungsansprüche

sind genau dieselben, wie die beim Heere festgelegten.

Werbstellen sind bei jedem Bürgermeisteramt eingerichtet.

Nähere Auskünfte erteilt noch das

Freikorps Landsberg.

Telefon 41.



Abb. 27
Freikorps „Landsberg“
in München, Mai 1919,
Ohlmüllerstraße,
v. l. n. r.:
Albert Neubrand,
Theo Schmelcher
Franz X. Sepp
Karl Strasser
Heinrich Weber (Sandau)



Abb. 28
Alte Grabsteine



Abb. 29
Wappen



Abb. 30a
Die Johanniskirche

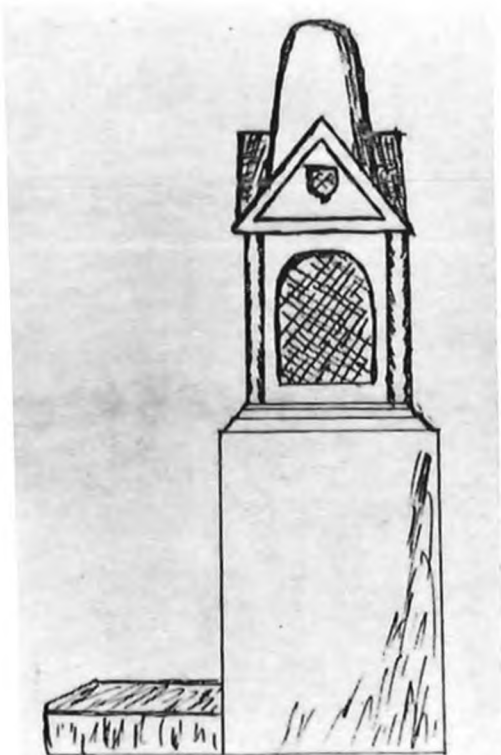


Abb. 30



Abb. 32

Burgruine Haltenberg

Abb. 31

Dieses zwei Tage nach der Ausgrabung aufgenommene Bildchen zeigt die Stelle des Leichenbrandes, aus dem noch als „Nachlese“ ein Dutzend Scherben aufgelesen werden konnten.



Altes Bild von Landsberg in einem russischen Bauernhaus



Abb. 33

Landsberg am Lech

Dieses kolorierte Bild von Landsberg wurde von einem Landsberger Krieger, Hermann Böck, der als Flieger vor Moskau abgeschossen wurde und sich bis zu den deutschen Linien durchschlug, in einem geräumten russischen Bauernhaus, an der Wand eines Zimmers hängend, aufgefunden. Böck ist später (1942) gefallen. Das Bild ist heute im Familienbesitz.

Übersicht über die erschienenen Landsberger Geschichtsblätter

1902 sind die ersten Landsberger Geschichtsblätter erschienen, und zwar in der Weise, wie sie auch bisher herausgekommen sind: In der Landsberger Tageszeitung sind in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen Heimatbeilagen erschienen, die dann zu einem Jahresband gesammelt und herausgegeben wurden. Nach dem ersten Weltkrieg sind im Jahre 1919 und 1920 die Beilagen ausgeblieben, ebenso nach dem zweiten Weltkrieg in den Jahren 1942—1947 incl., später wurden wieder mehrere Jahrgänge zusammengefaßt: 1958/59/60.

Damit nun die ursprüngliche Differenz zwischen Jahrgang und Jahreszahl wieder hergestellt wird, wurde der Doppelband 1974/75 als 63.—74. Jahrgang beziffert.

Landsberger Geschichtsblätter				
	Nr.			
Jg. 1. 1902:	1—12	Gesamtseitenzählung, Inhaltsverz., Ortsreg.		
2. 1903:	"	"	"	"
3. 1904:	"	"	"	"
4. 1905:	"	"	"	"
5. 1906:	"	"	"	"
6. 1907:	"	"	"	"
7. 1908:	1—14	"	"	"
8. 1909:	1—17	"	"	"
9. 1910:	1—12	"	"	"
10. 1911:	"	"	"	"
11. 1912:	"	"	"	"
12. 1913:	"	"	"	"
13. 1914:	"	"	"	"
14. 1915:	"	"	"	"
15. 1916:	"	"	"	"
16. 1917:	"	"	"	"
17. 1918:	"	"	"	"
18. 1919:	"	"	"	kein Ortsreg.
19. 1922:	"	"	"	"
20. 1923:	"	"	"	"
21. 1924:	"	"	"	Ortsreg.
22. 1925:	"	"	"	"
23. 1926:	"	"	"	"
24. 1927:	"	Gesamtspaltenzählung		"
25. 1928:	"	"	"	"
26. 1929:	"	"	"	"
27. 1930:	"	"	"	"

	Nr.	Gesamtspaltenzählung, Inhaltsverz., Ortsreg.		
Jg. 28. 1931:	"	"	"	"
29. 1932:	"	"	"	"
30. 1933:	"	"	"	"
31. 1934:	"	"	"	"
32. 1935:	"	"	"	"
33. 1936:	"	"	"	"
34. 1937:	"	"	"	"
35. 1938:	"	"	"	"
36. 1939:	"	"	"	"
37. 1940/41:	"	"	"	"
38. 1948:	1—6	"	"	"
39. 1949:	1—12	"	"	"
40. 1950:	"	"	"	"
41. 1951:	"	"	"	"
42. 1952:	"	"	"	"
43. 1953:	1—12 + 8a	"	"	"
44. 1954:	1—12	"	"	kein Ortsreg.
45. 1955:	"	"	"	"
46. 1956:	"	1—20	"	"
47. 1957:	1—4	21—36	"	"
48./49./50. 1958/ 59/60:	1—6	"	"	"
51. 1961:	1—4	"	"	"
52. 1962:	"	"	"	"
53. 1963:	"	"	"	"
54. 1964:	1—3	"	"	"

Landsberger Geschichtsblätter

(Jahresbände) Sonderdrucke

kein Orts-, kein Personen-Register

Jahrgang/Für die Jahre	Seitenzählung	Inhalts-, und Verfasserverzeichnis
(59./60.) 1970/71:	"	"
(61./62.) 1972/73:	"	"
(63.—74.) 1974/75:	"	"

Der Heimatfreund

(Landsberger Geschichtsblätter) Beilage zum Landsberger Tagblatt
Kein Inhaltsverz., kein Orts-, kein Personen-, kein Verfasser-Register

Jg.	Nr. (ersch. Zeitungsbeilagen)	Einzelseitenzählung
1953:	1—4	"
1954:	1—6	"
1955:	1—6	"
1956:	1—6 + S.-Beil.	"
(45; 46) 1957:	1 . 2(9/10) . 3(11/12) . 4(1/2) . 5(2'3) (1955) (1955) (1956) (1956)	"
(46; 47) 1958:	1(3/5) . 2(6/8) . 3(9/12) . 4(1) (1956) (1956) (1956) (1957)	"
(47) 1959:	1(2) . 2(3) . 3(4) (1957) (1957) (1957)	"
(48/49/50) 1960:	1(1) . 2(2) 3(3) 4(4) (58/59/60) (58/59/60) (58/59/60) (58/59/60)	"
(51) 1961:	1(1) . 2(2) . 3(3) . 4(4)	"
(52) 1962:	1(1) . 2(2) . 3(3)	"
(52; 53) 1963:	1(4) . 2(1) . 3(2) . 4(3) (1962) (1963) (1963) (1963)	"
(53; 54) 1964:	1(4) . 2(1) . 3(2) . 4(3) (1963) (1964) (1964) (1964)	keine Seitenzählung
<hr/>		
(55; 56/57) 1966:	1(4) . 2(1) . (1964) (1965/66)	"
<hr/>		
(58) 1969:	1(1)	"
(59) 1970:	1(1) . 2(2) .	"
(60) 1971:	1(1) . 2(2) . 3(3) . 4(4)	"
(61) 1972:	(1)	keine Nr.-Zählg. und keine Seiten-Zählg.
(62) 1973:	(1) . (2) . (3) . (4)	"
(63) 1974:	(1) . (2)	"
(64—75) 1975:	(1) . (2) . (3) .	"

BAYER

Gegr. 1899

AM HAUPTPLATZ

Spiel-, Holz-, Haushaltwaren – Schirme

891 LANDSBERG A. LECH

Der **Bastlerladen**

M. Doll

Landsberg/Lech

Vordere Mühlgasse 186

Telefon 22 06

Buchhandlung · Papier · Schreibwaren

Georg Verza

Inh. A. Suppmann oHG

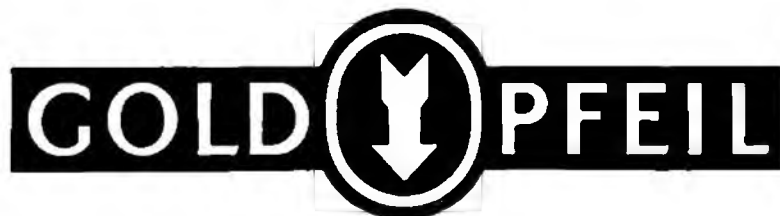
891 LANDSBERG A. LECH

HAUPTPLATZ 10 · Ruf 0 81 91/21 85

O. Sporer

Parfümerie ✦ Lederwaren

Kosmetik ✦ Reisegepäck



Landsberg a. Lech · Herkomerstr. 89 · Tel. 20 87

SEIT GENERATIONEN

das heimische Geldinstitut für jedermann



Gutes kauft man im



Landsberg/Lech — Am Hauptplatz

Ihre Heimtextilien

aus dem



seit 1889

Schon der großen Auswahl wegen und ...
man wird dort gut beraten!

Peter Schmid

ELEKTRO-FACHGESCHÄFT

Elektro-Installation

Radio · Fernsehen

Beleuchtungskörper

Eigene Werkstätte

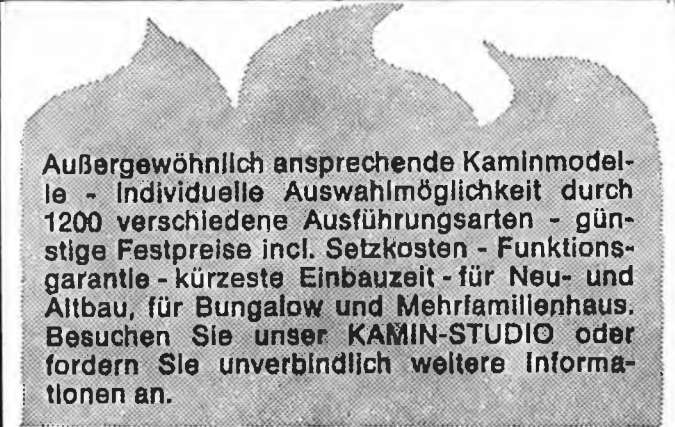
Elektro-Geräte

Stiebel Kundendienst-
Vertragswerkstätte

891 Landsberg a. Lech

SCHLOSSERGASSE 349 · TELEFON 22 93

**Der Einbau eines offenen Kamins
ist einfacher und billiger als Sie denken.
(Vorausgesetzt, Sie nehmen einen LE DROFF-Kamin)**



Außergewöhnlich ansprechende Kaminmodelle - Individuelle Auswahlmöglichkeit durch 1200 verschiedene Ausführungsarten - günstige Festpreise incl. Setzkosten - Funktionsgarantie - kürzeste Einbauzeit - für Neu- und Altbau, für Bungalow und Mehrfamilienhaus. Besuchen Sie unser KAMIN-STUDIO oder fordern Sie unverbindlich weitere Informationen an.

NEUBRAND

891 Landsberg am Lech · Am Hauptplatz 9

*Inmitten alter, ehrwürdiger Mauern,
hinter historischer Fassade,
verkaufen wir in gepflegten Räumen*

**HERREN- UND DAMENKLEIDUNG
IN GUTEM MITTELGENRE**

*Wir bemühen uns,
unsere Kunden persönlich
und individuell zu
beraten.*

*Über Ihren Besuch freuen
wir uns.*



Hecht

LANDSBERG

Wir haben Schuhe für jeden



Nette Menschen — mit allen stehen wir auf gutem Fuß. Denn wir haben sportliche, elegante, damenhafte, männlich-markante, klassische, robuste, kinderliebe und extra-bequeme Schuhe. Wir haben Schuhe für alle.

SCHUHHAUS

PFLANZ

891 Landsberg/Lech · Vorderer Anger 274

Gegründet vor 1625

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

PHYSICS DEPARTMENT

PHYSICS 311

LECTURE 1

MECHANICS

1.1 Kinematics

1.2 Dynamics

1.3 Energy

1.4 Momentum

1.5 Angular Momentum

1.6 Oscillations

1.7 Relativity

1.8 Quantum Mechanics